104.




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Der

Rastatter Gesandtenmord

nach den Quellen dargestellt und beleuchtet

von

Joseph Freiherrn von Reichlin-Meldegg,

Großherzoglich Badischem Geheimen Regierungsrath.

Mit 12 urkundlichen Beilagen.

Heidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung.

1869.

Vorwort.

Das Geheimniß, welches seit 70 Jahren den Rastatter Gesandtenmord umgibt, ist in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten*) untersucht worden.

Eine zusammenfassende Darstellung des ganzen Sachverhaltes, sowohl des geschichtlichen Thatbestandes, als des Benehmens der österreichischen Regierung, den vorliegenden Thatsachen gegenüber, auf urkundlicher Grundlage, mit einer von Conjecturen freien, juristischen Beurtheilung, scheint in dem vorliegenden Falle für den Darsteller geboten. Von diesem Gesichtspunkte ging der Verfasser vorliegender Schrift aus, als er nach dem Erscheinen der Mendelssohn'schen Schrift das unerhörte Factum des Gesandtenmordes zum Gegenstande einer genaueren Untersuchung machte.

Der Inhalt der Mendelssohn'schen Schrift, welche im Eingange, S. 2, verspricht, „die früher dem Auge der Welt verschlossenen Akten zu veröffentlichen," ist wenig befriedigend; Herr Mendelssohn-Bartholdy hat, was in der Katastrophe vom 28. April 1799 bisher dunkel und räthselhaft war, keineswegs auf-

*) Außer der Schrift von Prof. Mendelssohn-Bartholdy (Heidelberg 1869) erschienen ein Gutachten des Prof. E. Zandt und ein Abdruck von Urkunden aus dem Jahr 1799 in Carlsruhe.

geklärt, im Gegentheil stimmt derselbe lediglich mit demjenigen überein, was von österreichischer Seite, beinahe unmittelbar nach dem Gesandtenmord, wie z. B. von dem vorderösterreichischen Regierungspräsidenten in Freiburg i. B. verbreitet wurde — Beilage I.,—, um die Schuld auf französische Emigranten zu wälzen.

Der Verfasser dieser Darstellung der letzten Tage des Friedenscongresses zu Rastatt und seines blutigen Endes hat von Augenzeugen jener Ereignisse Kenntniß von Thatsachen erhalten, welche geeignet sind, wenn auch nicht den intellektuellen, doch die physischen Urheber des Mordes außer allen Zweifel zu stellen und hieraus weitere Schlüsse zu ziehen.

Im Interesse der historischen Wahrheit, welche auch Herr Mendelssohn-Bartholdy „ans Sonnenlicht zu ziehen sich bemühte," S. 62, werden diese Blätter der Oeffentlichkeit übergeben.



I.

Der Gesandtenmord bei Rastatt und die demselben vorangegangenen und nachgefolgten Ereignisse.

Die französische Armee unter General Jourdan hatte am 1. März 1799 den Rhein überschritten und war bis Pfullendorf vorgerückt, nachdem sie am 15. März die bei Stockach aufgestellten österreichischen Vorposten zurückgedrängt hatte.

Der Zusammenstoß der französischen und österreichischen Heere erfolgte am 20. März und nach zweitägigen Kämpfen zog sich die französische Armee bis Stockach zurück, wohin sie von Erzherzog Carl verfolgt, am 24. und 25. März angegriffen und geschlagen wurde.

In Folge dieser Niederlage zogen sich die Truppen Jourdans über den Rhein zurück, besetzten jedoch auf dem rechten Rheinufer Klein-Basel, Altbreisach und Kehl, während die Generale Bernadotte und Ney Mannheim und die Umgegend der Reichsfestung Philippsburg besetzt hielten und letzteres unter dem 2. März zur Uebergabe aufforderten*). Die französischen Vor-

*) Diese Aufforderung erfolgte in einer Sprache ohne Beispiel. Bernadotte bedrohte den Festungs-Commandanten, Rheingrafen von Salm, in folgender Weise: „Sie haben nun das Leben vieler Menschen und das Schicksal der Einwohner von Philippsburg ganz allein in Ihren Händen. Von Ihrer Entschließung müssen Sie nicht allein Ihren Zeitgenossen, sondern auch der Nachkommenschaft Rechnung ablegen. Sollten Sie mich zwingen, Ihre Wälle zu stürmen, so werde ich zuverlässig reüssiren; meine Leute und meine vielen Hilfsmittel bürgen mir dafür; allein die Strafe Desjenigen, der daran Schuld ist, wird schrecklich sein, weil er dadurch der franz. Republik den Krieg erklärt. Die Wuth der Soldaten wird sich gegen ihn richten und ich werde sie keineswegs zurückhalten."

posten patrouillirten von Kehl bis Stollhofen und Bühl, österreichische Truppen rückten von Freudenstadt vor und die Schwarzwaldpässe wurden durch den k. k. General Stzarray besetzt.

Das zwischen dem Schwarzwalde und Rheine gelegene Land von Basel bis Kehl war der Schauplatz von Vorpostengefechten, und von Kehl abwärts machten mobile Colonnen Streifzüge bis Philippsburg, Weinheim und Heppenheim *).

Mitten unter dem Geräusche der Waffen tagte noch zu Rastatt der Reichsfriedenscongreß, seit 9. Dezember 1797 berufen zur Anerkennung der Rheingrenze, auf Grund der im Frieden von Campoformio von Oesterreich und zwei Jahre früher im Basler Frieden und in der Convention vom 5. August 1796 von Preußen zugesagten Abtretung der deutschen Länder auf dem linken Rheinufer und Ausmittelung der Entschädigung deutscher Fürstenhäuser durch Sekularisation der geistlichen Güter.

Die zur Friedensunterhandlung mit dem deutschen Reiche bevollmächtigten Minister der französischen Republik waren zur angegebenen Zeit: Roberjot, vor der Revolution katholischer Pfarrer, Bonnier d'Arco, welcher im Nationalkonvent für den Tod des Königs gestimmt hatte, und Jean Debry, bekannt als Mitglied der Nationalversammlung und der außerordentlichen Commission der Zwölf, in deren Namen er den Antrag stellte, zu erklären „das Vaterland ist in Gefahr;" auch war Debry der Urheber des Vorschlags, eine Legion von Königsmördern gegen alle gekrönten Häupter auszuschicken. Das Benehmen aller drei Gesandten gegen die Reichsdeputation war roh, übermüthig, jede Form des Anstandes verletzend, ihre schriftlichen Mittheilungen waren dictatorisch.

---

*) Mendelssohns Angabe im Eingange seiner Schrift:

„Nahe dem Rheinthor bei Rastatt soll, wenn das Gerücht und die bisherige Geschichtsdarstellung Recht behalten — Oesterreich den Waffenstillstand, der seit Campoformio bestand, in blutiger Weise aufgekündigt und die Ermordung Maria Antoinettens durch eine beispiellose Verletzung des Völkerrechts gerächt haben"

ist bekanntlich unrichtig. Der Friede von Campoformio wurde ohne Aufkündigung von Seite der fränkischen Republik verletzt, und der Krieg gegen Oesterreich bestand schon seit zwei Monaten, als die franz. Gesandten ermordet wurden.

Generalsekretär der Gesandtschaft war Rosenstiel, zugleich Dolmetscher der Gesandten, von welchen keiner ein Wort deutsch verstand.*)

Nach siebzehnmonatlicher Dauer des Congresses wurden die zu keinem Ziele führenden Unterhandlungen abgebrochen, nachdem der österreichische Gesandte Graf von Metternich, nach einer der französischen Gesandtschaft unter dem 8. April überreichten Note — Beil. II. — am 12. Rastatt verlassen und in der Carlsruher Zeitung vom 17. April angekündigt hatte, daß die Neutralität des Congreßortes aufhöre. Rastatt wurde hierauf von k. k. Husaren umzingelt, von welchen auch am 19. April die Rheinpassage von Plittersdorf nach Seltz zerstört und die Schiffer gefangen genommen wurden. — Beil. III. —

Gleichzeitig wurden einige Gesandte, namentlich der würzburgische Gesandte, Graf von Stadion, der preußische, Freiherr von Jacobi, und der dänische, Freiherr von Rosenkranz, auf ihren Spazierritten von k. k. Husarenpatrouillen angehalten, verhört und an die Thore von Rastatt zurückgeführt, auch die Communikation mit Frankreich für die Gesandtschaft vollständig unterbrochen.

Die französischen Gesandten mochten nun einsehen, daß sie bereits Gefangene seien, sie veranlaßten deshalb den Direktorialgesandten Freiherrn von Albini, an den k. k. Vorpostencommandanten Oberst Barbaczy in Gernsbach ein Schreiben zu erlassen und den Direktorialsekretär Freiherrn von Münch damit nach Gernsbach abzuschicken, um für die persönliche Sicherheit der Gesandtschaften, insbesondere auch im Falle ihrer Abreise, zu sorgen.

Freiherr von Münch brachte von Gernsbach die Nachricht, daß Oberst Barbaczy das Direktorialschreiben dem zu Freudenstadt stationirten General Görger übersendet habe, und nach von dort erfolgter Entschließung überbrachte ein k. k. Offizier in Begleitung dreier Husaren und eines Trompeters die schriftliche Antwort des Obersten Barbaczy an Freiherrn von Albini, folgenden Inhalts:.

*) Ritter von Lang, Memoiren I. S. 313. Hormayer, Geschichte der neuesten Zeit IV. S. 57.

„Euer Excellenz! Auf den mir durch den Hofrath Frhrn. von Münch hochgeneigt zugemittelten Erlaß vom 20. dies. bedaure ich, meinem Dienste gemäß ergebenst erwiedern zu müssen, daß ich in gegenwärtigen Kriegsumständen, wo des Militärs und der hiesigen Gegend eigene Sicherheit das Patrouilliren in und um Rastatt erheischt, keine beruhigende Aufklärung über die ungestörte Sicherheit des dortigen Hochansehnlichen diplomatischen Corps ertheilen kann, indem Rastatt durch die Abberufung Sr. Excellenz des Kaiserl. Plenipotentiarius unserer Seits für keinen Ort mehr betrachtet wird, den die Gegenwart eines Congresses vor feindlichen Ereignissen schützen könnte; daher diese Stadt selbst, wie jeder andere Ort, sich nach den Gesetzen des Krieges zu fügen für nöthig erachten muß.

Im Uebrigen geruhen Euer Excellenz versichert zu sein, daß außer einem Kriegsnothfalle dem diesseitigen Militär die Pflicht der persönlichen Unverletzbarkeit stets heilig bleibe und ich insbesondere mich stets bestreben werde, in tiefster Ehrfurcht zu sein Euer Excellenz unterthäniger Diener

Barbaczy.

Stabsquartier Gernsbach, 22. April 1799.

Nach Eröffnung dieses Schreibens verließen der schwedische und württembergische Gesandte den Congreßort, die kursächsischen und würzburgischen Subdelegirten hatten bereits ihre Abberufung erhalten, und die übrigen Gesandten versammelten sich am 23. April zur letzten Conferenz, in welcher der einstimmige Beschluß gefaßt wurde, daß, da Rastatt den Congreßgesandten keinen sichern Aufenthalt mehr gewähre, ein längeres Verweilen in Rastatt unnütz und hiervon den französischen Ministern Mittheilung zu machen sei.

Hiermit war der Congreß beendigt und Rastatt nicht mehr als neutraler Ort anzusehen.

Inzwischen dauerten die Vorpostengefechte zwischen dem Rhein und Schwarzwald mit abwechselndem Glücke fort, die österreichischen Truppen rückten bis Bühl, Lichtenau und Stollhofen vor und griffen

die französischen Truppen auf der Straße von Offenburg nach Rastatt an, worauf General Leval, der den linken Flügel des französischen Armeecorps auf dem rechten Rheinufer commandirte, Verstärkungen an sich zog, um die österreichischen Truppen zurückzutreiben.

Mit diesen Vorpostengefechten waren Gewaltthätigkeiten jeder Art verbunden; so wurde, ungeachtet des zwischen Frankreich und Baden bestandenen Friedens, zu Hügelsheim, 2 Stunden von Rastatt, der dortige Pfarrer von 50 französischen Chasseurs ausgehoben und fortgeführt, von Freiburg wurden zwei Geiseln nach Neubreisach gebracht und bei einem nächtlichen Ueberfall des Dorfes Gündlingen der Pfarrer ebenfalls als Geisel zur wirksameren Beitreibung der Contributionen und Requisitionen fortgeführt. Viele Landleute der in der Nähe des Rheins gelegenen Orte flüchteten mit ihren Habseligkeiten in die Städte und andere wurden durch die Plackereien und Plünderungen zum Aufstande getrieben, indem sie sich bewaffneten und an dem Kampfe gegen die französischen Truppen betheiligten. In Rastatt verbreitete sich das Gerücht, daß die Franzosen Achern geplündert und die Häuser des Oberkappler Thales in Brand gesteckt hätten, weil die dortigen Bauern in Masse gegen sie aufgestanden seien. Am 21. April bei Oberkirch und am 22. April bei Offenburg kämpften die Bauern an der Seite österreichischer Truppen.

Begreiflich ist die steigende Erbitterung, welche sich immer mehr in der Bevölkerung des rechten Rheinufers kundgab und es endlich den französischen Gesandten rathsam erscheinen ließ, Rastatt zu verlassen, nachdem sie die Note vom 25. April — Beilage IV. — der Reichsdeputation übergeben hatten. Am gleichen Tage wurde der französische Courier Lemaire aus Straßburg, welcher um 2 Uhr von Rastatt abgegangen war, von einem Commando Szekler-Husaren, als er bei Plittersdorf über den Rhein wollte, arretirt und Abends 6 Uhr durch Rastatt nach Gernsbach abgeführt, wo ihm alle Papiere abgenommen, versiegelt und an das k. k. Hauptquartier abgesendet wurden.

Der Verfasser des Tagebuchs von Rastatt, dem wir einen Theil obiger Darstellung entnommen haben, schließt am 26. April sein Tagebuch mit folgenden Worten:

„Der badische Minister von Edelsheim begab sich nach Gernsbach zu dem Oberst Barbaczy, welcher sich aber auf höhere Befehle berief.

Plittersdorf ist seit vorgestern (24. April) mit einem starken Commando Szekler-Husaren besetzt. — Die französischen Minister haben sich von dem Direktorialgesandten Freiherrn von Albini Reisepässe ausfertigen lassen. Zwischen der preußischen und französischen Gesandtschaft war noch eine Conferenz. Wie es heißt, wird der preußische Gesandte Graf von Görz nur bis Carlsruhe gehen und sich daselbst einige Zeit verweilen. Die meisten Subdelegirten und Partikulargesandten sind bereits von hier abgereist; ob nun der Friedenscongreß von der allgemeinen Reichsversammlung förmlich aufgehoben werden, oder einstweilen blos eingestellt bleiben wird, das wird wohl nächstens in Regensburg entschieden werden. Morgen am 27. April reisen auch wir mit Sack und Pack von hier."

Am 25. April befanden sich in Rastatt noch 7 Subdelegirte, welche wegen der franz. Note — Beil. IV. — sich verabredeten, diese Note der allgemeinen Reichsversammlung einzuschicken und erst nach der Abreise der franz. Minister Rastatt zu verlassen.

Plittersdorf und das Rheinufer blieben fortwährend von k. k. Husaren besetzt, von welchen am 26. April mehrere beladene Schiffe hinwegenommen wurden.

Am 28. April Abends 7 Uhr rückte eine Eskadron Szekler-Husaren in Rastatt ein und ein Trompeter überbrachte den französischen Ministern den Befehl des Obersten Barbaczy, daß die franz. Minister, sowie alle franz. Bürger, Rastatt binnen 24 Stunden zu verlassen hätten. Die kaiserl. Truppen besetzten sofort alle Thore der Stadt, zugleich mit den auf ihren Posten belassenen markgräflich badischen Soldaten.

Man erfuhr bald, daß der Befehl ertheilt sei, keine zum Congreß gehörige Personen heraus oder hinein zu lassen, und der die k. k. Husaren commandirende Rittmeister Burkhard äußerte gegen den markgräflich badischen Commandanten, Major von Harrant, daß er das Verbleiben seiner Wachen an den Thoren nur deshalb verlange, damit diese der k. k. Wache alle diplomatischen, nicht heraus oder hinein zu lassenden Personen

anzeigten. Ungeachtet der Einschränkung des Befehls auf zum Congreß gehörige Personen wurde doch Niemand, selbst nicht einmal über die Communikationsbrücken zwischen Stadt und Vorstädten, durchgelassen.*)

Etwa 50 Szekler-Husaren hatten sich in der Nähe des Ettlinger Thores außerhalb der Stadt auf der Chaussee aufgestellt und es wurden am gleichen Abend noch weitere 400 Mann erwartet.

Dieß war die Lage von Rastatt, als die französischen Minister sich entschlossen, abzureisen, und von diesem Entschlusse waren sie auch nicht abzubringen, obschon man ihnen vorstellte, daß sie erst nach eingebrochener Nacht am Rheine sein könnten und alsdann die Ueberfahrt immer etwas bedenklich sei.

Die Gesandten fuhren wirklich gegen 8 Uhr, eine halbe Stunde nach erhaltenem Schreiben des Obersten Barbaczy, — Beilage VIII. — in acht Wagen ab, welche größtentheils von markgräflich badischen Kutschern und Pferden geführt wurden. An dem Thore angekommen, wurde ihnen das Hinausfahren verweigert, die Gesandten stiegen aus und gingen mit Zurücklassung der Wagen, in welchen sich ihre Familien und Suite befanden, auf das Schloß zu dem kurmainzischen Minister Albini, indem sie ein leicht zu hebendes Mißverständniß vermutheten.

Niemand konnte den Widerspruch zwischen dem Befehle, binnen 24 Stunden abzureisen, und dem Anhalten am Thore begreifen. Eine Stunde verstrich mit Unterredungen, bis Legations-Sekretär v. Münch die Nachricht brachte, daß der k. k. Rittmeister Befehl gegeben habe, die französischen Gesandten zum Thore hinaus zu lassen. Das Gesuch um eine militärische Eskorte wurde abgeschlagen und es entschlossen sich die französischen Gesandten nach einigem Ueberlegen, lieber ohne Eskorte abzureisen, als wieder auf das Schloß zurückzufahren und den Anbruch des Tages abzuwarten, wie Verschiedene ihnen riethen und auch die Frauen der Gesandten wünschten.

---

*) Bericht der Gesandtschaften zu Rastatt über den Gesandtenmord, verfaßt von Herrn v. Dohm. Posselts Annalen 1799. IV. S. 88.

Zwischen 9 und 10 Uhr fuhren die franz. Gesandten mit Familie und Dienerschaft ab, es war sehr finster und wurde eine Fackel vorgetragen. In dem ersten Wagen befand sich Minister Jean Debry, ihm folgten im zweiten Wagen Domestiken, im dritten Wagen fuhr Minister Bonnier, im vierten Legations-Sekretär Rosenstiel und diesem folgte der Wagen des Ministers Roberjot. Im letzten Wagen befanden sich der ligurische Gesandte Boccardi und dessen Bruder.

Kaum 200 Schritte vom Rheinauer Thor entfernt, sprengten etwa 60 Szekler-Husaren, welche am Murgkanal im Hinterhalt lagen, auf die Wagen zu, hielten dieselben an, und fragten nach den französischen Ministern. Der Postillon des ersten Wagens erwiederte auf die Frage: „wen er führe und wo der Minister Bonnier sei," daß Bonnier in der zweiten Chaise nach ihm folge, in seiner aber der Minister Jean Debry mit seinen Frauenzimmern sich befinde. Die Husaren sprangen sofort auf beide Seiten des Wagens, rissen auf einer Seite den Minister Jean Debry, auf der andern aber dessen Frau und Töchter heraus, welche sie durchsuchten und beraubten, während Jean Debry mit Säbelhieben niedergestreckt, ebenfalls ausgesucht und beraubt wurde. Er war am linken Arm, an der Schulter und im Gesicht verwundet, ein Hieb über den Kopf hatte wegen Hut und Perücke nur eine Contusion veranlaßt; sich todt stellend, gelang es ihm, in dem Augenblicke, als die Husaren gegen die andern Wagen sich wendeten, in den nur durch einen Graben von der Straße getrennten Wald zu entfliehen.

Die Postillone wurden nach den andern Gesandten gefragt und nachdem die Wagen derselben ausgemittelt waren, wurden sie, wie früher Jean Debry, angeredet: „Bist du Bonnier? steig' heraus! so das ist der!" nämlich Roberjot, und hierauf aus ihren Wagen herausgerissen, mit vielen Säbelhieben todt niedergestreckt und die Leichen so wie die Wagen durchsucht und beraubt.

Außer den Gesandten wurde Niemand mißhandelt, vielmehr sowohl den Postillonen als Domestiken von den Husaren die beruhigende Versicherung gegeben, daß ihnen nichts geschehen werde; nur der Kammerdiener des Roberjot behauptete, daß ihm Uhr und Geld abgenommen worden sei.

Die Flucht des Jean Debry wurde bald bemerkt und von den Husaren versucht, des Flüchtlings habhaft zu werden; dieselben kamen hierbei in den nahe bei Rastatt gelegenen Ort Rheinau, wo sie sich bei dem Ortsvorstande nach einem flüchtigen blessirten Franzosen erkundigten, an dessen Wiedereinbringung ihnen Alles gelegen sei, und dabei ausdrücklich und angelegentlichst verlangten, „wenn man diesen von ihnen nach seinem Aeußern und seiner Kleidung beschriebenen Franzosen fände, solle man ihn ja nicht nach Rastatt, sondern um die Stadt herum, nach einem bezeichneten Wege zu ihnen nach Muggensturm bringen, oder ihn nur sicher verwahren und melden, daß sie ihn abholen könnten."*)

Etwa eine Viertelstunde nach der Abfahrt der französischen Gesandten verbreitete sich in Rastatt das Gerücht, die Wagen derselben seien dicht an den Thoren von österreichischen Husaren angefallen und mit Säbeln auf die Kutscher und den Fackelträger gehauen worden. Der ligurische Gesandte Boccardi brachte, in das Casino flüchtend, den dort versammelten diplomatischen Personen die erste sichere Nachricht von dem Vorgefallenen und wenige Minuten nachher erfuhr man, daß die franz. Minister von k. k. Militär ermordet worden seien. Man beschloß hierauf, sich zu dem commandirenden Offizier, Rittmeister Burkhard zu begeben, um Aufklärung zu erhalten und Hilfe zur Verhinderung weiterer Gewaltthaten zu verlangen. Der Rittmeister wohnte außerhalb des Ettlinger Thores, die Wache am Thore verweigerte den Gesandten, obschon sie sich als solche ankündigten, den Durchgang, und nur mit Mühe und nach fast halbstündigem Warten erschien dieser Offizier und erwiederte auf das Ersuchen um schleunige Anordnungen, zur Rettung dessen, was noch zu retten sei:

> „es sei ein unglückliches Mißverständniß; bei der Nacht schweiften die Patrouillen umher und da könne dergleichen leicht geschehen; die franz. Minister hätten nicht bei der Nacht reisen sollen."

Auf den Vorhalt, daß er die erbetene Eskorte abgeschlagen, erklärte er: „daß er keinen Befehl gehabt, die Eskorte zu geben, man hätte sie bei dem commandirenden Oberst suchen müssen,"

*) Bericht der Gesandtschaften in Rastatt a. a. O. S. 97.

und einem weiteren Vorhalt des dänischen Gesandten entgegnete er: „Wollen Sie hier mit mir eine Inquisition anstellen?“

Auf vielfaches Bitten, keinen Augenblick zu versäumen, um vielleicht noch Menschenleben zu retten, verstand sich endlich Rittmeister Burkhard dazu, mit dem badischen Commandanten Major von Harrant und zwei badischen Husaren, einen k. k. Wachtmeister mit sechs Husaren auf die Straße nach Plittersdorf abzusenden. Major v. Harrant fand die Wagen noch auf dem Platze, wo die franz. Minister überfallen wurden, und etwa fünfzig mit Fackeln versehene Szekler-Husaren (bei welchen kein Offizier bemerkt wurde) waren im Begriffe, dieselben, mit den darin befindlichen, von Schrecken betäubten Menschen, um die Stadt herumzuführen. Dem hiergegen protestirenden v. Harrant erklärten sie anfänglich, daß die Wagen ihre Beute seien, auf dessen Drohungen und die Behauptung, daß er im Namen des Rittmeisters commandire, erhielt er endlich die Disposition über die Wagen. In diesen befanden sich die Frauen von Jean Debry und Roberjot, die Töchter des ersteren, Sekretäre und Bediente. Die Leichen von Bonnier und Roberjot, erstere bis auf das Hemd entkleidet, lagen in der Nähe der Wagen auf der Erde, Jean Debry dagegen war nicht zu finden.

„Die Wagen wurden bis vor das Schloß geführt*), Jeder drängte sich, den Unglücklichen, die sich darin befanden, zu nahen und ihnen möglichste Hilfe zu geben, — aber Niemand, auch die ansehnlichsten Gesandtschaften nicht, wurden zugelassen, weil in Ermanglung eines Offiziers nun erst militärische Befehle eingeholt werden mußten. Endlich gelangte man dazu, die in ihrem Wagen halbtodt ohne Besinnung liegende Madame Roberjot in das

---

*) Die Wagen kamen nicht alle zugleich, indem einige viel später eintrafen, auch kamen die beiden Wagen der Gemahlinnen der Gesandten, die unter den ersten waren, nicht denselben Weg; denn der Wagen der Frau Debry, worin sie mit ihren Stieftöchtern saß, ward von dem Thore ab rechter Hand auf das Schloß zu gefahren, der Wagen der Frau Roberjot aber, der um die Stadt herum nach Gernsbach geführt werden sollte, kam bei dem Gasthaus zum Anker die Schloßgasse gerade hinauf, wo er vor dem Hause des kgl. preuß. Ministers v. Jacobi hielt. Reuß, Staatskanzlei IV. S. 251.

Haus des königl. preußischen Gesandten Freiherrn von Jacobi, vor welchem der Wagen hielt, tragen zu dürfen. Madame Debry mußte auf der Straße aussteigen, weil man schlechterdings nicht erlauben wollte, daß die Wagen ins Schloß fuhren.*) Diese mußten vielmehr auf Befehl eines herbeigekommenen k. k. Husarenlieutenants nach der Wache im Ettlinger Thore gebracht werden, „weil sie auf höheren Befehl visitirt werden müßten." Zu dieser Visitation wurde der badische Oberbeamte von dem commandirenden k. k. Husaren-Rittmeister requirirt, von welchem auch alle vorgefundenen Papiere in Verwahrung genommen wurden.**)

„Frau und Töchter Debry's wurden zu Fuß von mehreren diplomatischen Personen in ihr bisheriges Quartier im Schlosse geführt; man brachte sie indeß, um diesen Unglücklichen desto mehr beistehen zu können, bald nachher in das Haus des braunschweigischen Gesandten."

„Ueber die Ermordung Roberjots hörte man nur von seinem Kammerdiener, der in demselben Wagen gesessen, die umständliche Nachricht: es seien Husaren an den Wagen gesprengt, hätten dessen Glasfenster zerhauen und gefragt: „Minister Roberjot?", worauf derselbe französisch gesagt „ja" mit Vorzeigung seines Passes vom kurmainzischen Direktorial-Gesandten; die Husaren hätten diesen Paß zerrissen, den Minister gewaltsam aus dem Wagen genommen, auf ihn stark losgehauen und wie der Unglückliche noch einige Zeichen des Lebens gegeben und seine Gattin gerufen: „Sauvez, sauvez!" noch stärker zugehauen. Die Gattin habe sich auf ihn stürzen und auch zerhauen lassen wollen, aber der Kammerdiener habe sie umschlungen und ihr die Ohren zugehalten, damit sie das schreckliche Todes-Röcheln nicht höre. Sie sei von einer Ohnmacht in die andere gefallen, doch habe man mehrmals unter schrecklichem Schluchzen die Worte von ihr gehört: „On l'a haché devant mes yeux!" ***)

„Madame Roberjot würde, wie ihr Kammerdiener, der bei sich gehabten Uhren und Gelder beraubt."

---

*) Bericht der Gesandtschaften in Rastatt a. a. O. S. 96.

**) v. Drais, Gemälde aus dem Leben Carl Friedrichs, des ersten Großherzogs von Baden. S. 154.

***) Bericht der Gesandtschaften in Rastatt a. a. O. S. 96.

„Am andern Morgen um 7 Uhr kam der franz. Minister Jean Debry in das Haus des preußischen Ministers Grafen von Görz. So fürchterlich sein Aussehen war, so entzückend war für Alle seine Erscheinung und die Theilnahme an den ersten Ergießungen seines dankvollen Herzens, die er auf die Nachricht, daß auch seine Gattin und Kinder leben, knieend seinem Schöpfer, der ihn durch ein Wunder gerettet, ausdrückte. Er war, wie er erzählte, in den Graben am Wege geworfen worden und hatte die Geistesgegenwart, sich sofort todt zu stellen und als solchen ausplündern zu lassen. Dieses rettete ihn. Sobald sich die Husaren entfernt hatten, stand er auf und eilte in den Wald. Da er im Regen nicht auf dem nassen Boden liegen wollte, kletterte er, ungeachtet des stark verwundeten linken Armes, auf einen Baum, wo er sich, zuweilen vor Mattigkeit halb schlummernd, bis zum anbrechenden Tag erhielt und dann den Weg nach der Stadt suchte. Wie er dieser näher kam, verbarg er sich unter der Masse des Volkes, das aus der Stadt zur Besichtigung der Leichen herbeigeeilt war, kam so an den kaiserlichen Patrouillen unbemerkt vorbei und endlich durch das Thor, ohne angehalten zu werden. Der entsetzlichste Anblick für ihn war der — der Leichname seiner zwei Collegen, bei welchen er dicht vorbeigehen mußte."*)

Die Gesandten in Rastatt bemühten sich nun, durch Verwendung bei Rittmeister Burkhard und Oberst Barbaczy für Jean Debry und die zur franz. Gesandtschaft gehörigen Personen sicheres Geleite zu erhalten. — Beilage V. — Von Barbaczy wurde dies zugesichert, — Beil. VI. — Rittmeister Burkhard machte dagegen bis zum Eintreffen der Entschließung seines Vorgesetzten Schwierigkeiten und die Gesandten fanden sich veranlaßt, von dessen Aeußerungen, bei der mit ihm gepflogenen Unterredung, insbesondere die Bemerkung aufzuzeichnen:

> „es sei ein Unglück, aber wer könne dafür? auf Befehl sei es nicht geschehen, auch ihnen seien wohl Generale todtgeschossen worden."

Am 29. April ein Uhr Nachmittags erfolgte die Abreise. Dem Wagenzug waren zur Bedeckung beigegeben Major v. Harrant mit

*) Bericht der Gesandtschaft in Rastatt a. a. O. S. 98.

6 badischen Husaren und ein kaiserlicher Offizier mit 8 Szekler-Husaren. Von den diplomatischen Personen erhielt nur Legationssekretär von Jordan die Erlaubniß, den Zug zu begleiten. Die Eskorte der k. k. Husaren vermehrte sich unterwegs bis auf 30 Mann, auch fand man Plittersdorf von k. k. Husaren besetzt. In einer Viertelstunde hatte man den Ort erreicht, das Ueberfahrtsschiff wurde vom französischen Ufer herübergerufen und Jean Debry und seine Gefährten, noch immer mit der größten Angst auf die militärische Bedeckung in derselben Uniform, welche die Mörder der Ihrigen getragen, blickend, beeilten sich in das Schiff zu kommen und jetzt erst glaubten sie an ihre Rettung. Jean Debry gab den Gefühlen seines innigsten Dankes gegen Major von Harrant und von Jordan Ausdruck und richtete hiernach an den kaiserl. Offizier, der die Eskorte geführt, folgende Worte, welche v. Harrant demselben übersetzte:

> „obgleich, was vorgegangen, zu vergessen unmöglich sei, so werde er doch diese nun bewirkte sichere Leitung nie vergessen und wenn je Einige von dem Regimente durch das Kriegsglück in die Hände seiner Nation fallen sollten, so werde er Alles thun, damit nur dieser letzten Handlung gedacht, und durch sie jede Empfindung von Rache verdrängt werde."

In einer halben Stunde war das Schiff am französischen Ufer. Jean Debry und die übrigen Personen von der französischen Gesandtschaft begaben sich nach Straßburg, wo die Behörden und die Bevölkerung wetteiferten, ihnen ihre Theilnahme an dem tragischen Geschicke, das sie betroffen, auszudrücken. Legationssekretär Rosenstiel, in der Nacht vom 28. auf den 29. April vor Schrecken wahnsinnig geworden,*) war es noch bei seiner Ankunft in Straßburg. In seiner Tasche fand sich das Schreiben des Obersten Barbaczy vom 28. April — Beil. VIII. — womit derselbe die französischen Minister angewiesen hatte, Rastatt innerhalb 24 Stunden zu verlassen.

Jean Debry erstattete in Straßburg am 1. Mai Bericht an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris —

---

*) Reuß, Staatskanzlei IV. 254.

Beil. VII. — und begab sich am 13. März selbst dahin, um in den Rath der 500 einzutreten, in welchen er durch sein Departement gewählt worden war. Am 20. Mai traten die neuen Mitglieder in den Rath der 500. Jean Debry erschien ebenfalls, mit blassem Gesichte, hinkendem Gang und den Arm in einer Binde. Er hielt eine Rede und schloß mit dem Aufrufe: — Zur Rache! Alle Deputirten riefen Rache nach und wählten ihn zum Präsidenten. Früher schon hatte das Direktorium einen Aufruf an alle Nationen wegen Verletzung des Völkerrechts durch den Mord der Gesandten erlassen und denselben in einer Botschaft an beide Räthe vom 5. Mai dem österreichischen Hofe zur Last gelegt. Auch der Rath der 500 hatte beschlossen, diesen Mord allen Nationen anzuzeigen und die Rache desselben dem Muthe aller Franzosen zu überlassen; am 8. Juni solle ein Trauerfest in der ganzen Republik und allen Armeen gefeiert werden und jede Land- und Seearmee eine dreifarbige Fahne erhalten mit der Inschrift:

„Rache den Schatten der Bürger Bonnier und Roberjot!"

Roberjots Wittwe wurde eine Pension von 3000 Livres, jedem von Bonniers Kindern eine solche von 1500 Livres zuerkannt und endlich das Prägen einer Schaumünze zum warnenden Andenken an diesen Mord beschlossen.

Den Szekler-Husaren wurde, wie sich bald bei den Vorpostengefechten zeigte, kein Pardon mehr gegeben, auch findet sich in dieser Beziehung in dem offiziellen Berichte des Generals Massena über die Schlacht bei Andelfingen vom 25. Mai folgende Stelle:

> „Beim Anfang der Schlacht fragten die Szekler-Husaren, die sich an den Mord unserer Gesandten bei Rastatt erinnerten, unsere Soldaten, ob Pardon gegeben werde oder nicht? Wehrt euch, war die Antwort unserer Braven. Und wirklich haben sie sich mit Muth vertheidigt; das Gemetzel war schrecklich."

Ueber das Verhalten der österreichischen Regierung diesen Anschuldigungen gegenüber werden wir uns im zweiten Abschnitte aussprechen und bemerken hier nur noch, daß der französische Courier Lemaire, welcher am 23. April bei Plittersdorf ver-

haftet und nach Gernsbach abgeführt worden war, Anfangs Mai den französischen Vorposten übergeben wurde.

Die Leichen von Bonnier und Roberjot wurden, nach durch die Gerichtsbehörden vorgenommener Legal-Inspektion, am 29. April zu Rastatt, auf Anordnung des Oberamtes, feierlich beerdigt; es findet sich hierüber am Schlusse des Inspektions-Protokolls die Bemerkung: „Man hat nach Diesem alle Anstalten getroffen, um die beiden cadavera mit gehöriger Feierlichkeit zu begraben, welches denn auch ritu solemni geschah."

Den Leichenzug begleiteten 15 Priester, der Magistrat und die Bürgerschaft ebensowohl, um der Theilnahme der Stadt an dem traurigen Ereignisse, als der Dankbarkeit derselben Ausdruck zu geben, da die Gattin Jean Debry's bei ihrer Abreise dem Minister von Edelsheim hundert Louisd'or für die Armen von Rastatt eingehändigt hatte.

Als der Leichenzug an dem Gasthaus zum Engel vorüberkam, wurde ein in der Wirthsstube anwesender Szekler-Husar so bewegt, daß er seine Reue über die That zu erkennen gab, und vor vielen anwesenden Personen unter Thränen sich äußerte, er sei durch seinen Offizier gezwungen worden, Roberjot zusammenzuhauen.*)

*) Die Zeugen dieses Vorgangs wurden nicht einvernommen. Häberlin, Staatsarchiv VII. 116, 117. Reuß a. a. O. 266.

II.

Verhalten der österreichischen Regierung.

In einer am 1. Mai zu Carlsruhe stattgehabten Conferenz unterzeichneten die von Rastatt dahin abgereisten Gesandten den von dem preußischen Gesandten von Dohm verfaßten, oben im Auszuge mitgetheilten Bericht über die Ereignisse von Rastatt, mit dem Beisatze: „Die vollkommenste Wahrheit aller hier vorgelegten Thatsachen bekräftigen und versichern wir sämmtlich Unterschriebene auf Ehre und Pflicht; wir sind von einem Theile derselben Augenzeugen gewesen, die andern haben wir von den handelnden Personen und Zeugen mit gewissenhafter Genauigkeit erforscht. Wir haben nur die Facta rein und treu darstellen, vor aller Verfälschung sie möglichst bald sichern wollen. Jedes Urtheil, jede Aeußerung von Empfindung haben wir, sofern es möglich war, unterdrückt.

Carlsruhe, den 1. Mai 1799.

Königl. Preußische, Kurbrandenburgische Gesandtschaft. Graf von Görz, Freiherr von Jacobi, von Dohm.

Königl. Dänischer, Herzogl. Holstein. Gesandter, von Rosenkranz.

Kurpfalz-Baierischer Gesandter, Freiherr von Rechberg.

Königlich Großbritannische, Kurbraunschweig-Lüneburgische Gesandtschaft. Freiherr von Rheden.

Hessen-Darmstädtischer Gesandter, Freiherr von Gatzert.

Abgeordneter der Wetterauischen und Westphälisch-protestantischen Grafen, Graf zu Solms-Laubach.

Bevollmächtigter der drei Kreise der unmittelbaren Reichs-Ritterschaft, Otto von Gemmingen.

Gesandter der Fürstl. Nassauischen Häuser, Freiherr von Cruse.

Hessen-Casselscher Geschäftsträger, Graf Taube.

Dieser Bericht mit Begleitschreiben — Beil. X. — und Anschluß der bezüglichen gerichtlichen Protocolle und weiteren Belege, wurde durch den Königl. Dänischen Legationssekretär Baron von Eyben, im Namen des diplomatischen Corps und durch den Oberstkämmerer Freiherrn von Geißau im Namen des Markgrafen von Baden als Landesherrn, dem Erzherzoge Carl sowohl, als dem Kaiser Franz überreicht, worauf folgende Antwort erfolgte:

„Hoch- und Wohl- auch Wohlgeborene, Hoch- und Vielgeehrte Herren!

Aus der Zuschrift Euerer Excellenzien, Hoch- und Wohl- auch Wohlgeborenen vom 1. l. M. mit der beigeschlossenen Darstellung habe ich das Umständliche des traurigen Ereignisses unweit Rastatt ersehen. Den 1. l. M. erhielt ich über dasselbe die erste Meldung. Unverweilt ließ ich den Vorposten-Commandanten in Verhäft nehmen, und die Sache wird bereits mittelst einer Commission auf das strengste und genaueste untersucht.

Ich behalte mir vor, Eueren ꝛc. das Resultat derselben zur Zeit bekannt zu machen. Inzwischen kann ich Denenselben nicht genug ausdrücken, wie schmerzhaft mir ein solcher Vorfall ist, und ich ersuche Sie, sich zum Voraus überzeugt zu halten, daß die öffentliche Genugthuung gewiß der kriegsrechtlichen Entscheidung im vollen Maaße entsprechen wird. Von dem Schreiben, welches ich an den feindlichen en chef Commandirenden in dem Augenblick, als ich den ersten Rapport über diesen Vorgang erhielt, habe ergehen lassen, theile ich Eueren ꝛc. in der beigehenden Anlage eine Abschrift mit.

Ich beharre ꝛc.

Haupt-Quartier Stockach, den 4. Mai 1799.

E. Carl m. p.

Abschrift Schreibens des Erzherzogs Carl an den en chef Commandirenden der französischen Armee, d. d. Stockach, den 2. Mai 1799.

General!

„Die Rapporte, welche ich heute erhalte, berichten mir einen Vorfall, welcher sich in der Linie meiner Vorposten ereignet hat.

Der Commandant erstattet die Anzeige, daß die französischen Minister Bonnier und Roberjot, als sie bei Nachtzeit durch seine Posten kamen, daselbst angegriffen worden*) und auf eine unglückliche Weise umgekommen seien. Die Umstände dieses Ereignisses sind mir noch nicht bekannt. Indessen habe ich im ersten Augenblick sogleich den Commandanten dieser Vorposten in Verhaft nehmen lassen und ich habe zu gleicher Zeit eine Commission ernannt, um über die Ursachen dieses Zufalls die genaueste und strengste Untersuchung anzustellen. Ich beeile mich, General, Ihnen das Versprechen zu machen, daß ich, falls meine Vorposten sich bei diesem Vorfalle nur im Allermindesten schuldig gemacht haben sollten, eine ebenso eclatante Genugthuung leisten werde, als bestimmt und wiederholt die Befehle waren, welche ich in Bezug auf die persönliche Sicherheit der französischen Minister ertheilt hatte. Ich kann Ihnen nicht genug ausdrücken, wie sehr ich es bedaure, daß ein solcher Unfall in der Linie meiner Vorposten stattgehabt hat. Ich behalte mir vor, General, zu Ihrer Kenntniß unverweilt das Resultat der Untersuchung zu bringen, welche ich alsogleich angeordnet habe, als mir die erste Meldung zukam.

Empfangen Sie 2c.

Carl."

Erzherzog Carl ließ den Vorposten-Commandanten verhaften und befahl dem Feldmarschalllieutenant von Lospoth, durch eine eigene Commission den Vorfall zu untersuchen. Diese Commission wurde unter dem Vorsitze des Generallieutenants Grafen von Spork in Villingen niedergesetzt und von demselben die Führung der Untersuchung in Angriff genommen, als auf den hierüber erstatteten Bericht — Beilage XII. — von Wien die Entschließung eintraf, daß eine blos einseitige und von der österreichischen Militärbehörde verfügte Untersuchung nicht genüge**), und diese deshalb einzustellen sei.

*) Es fehlt hier die Stelle des französischen Textes „par les hussards“, ob absichtlich oder zufällig, ist nicht zu bestimmen. Reuß a. a. O. S. 206. Häberlin, Staatsarchiv VII. 171.

**) Reuß, Staatskanzlei IV. 182—185. Häusser, deutsche Geschichte II. 223.

Gleichzeitig erfolgte von Seite des österreichischen Ministeriums im Auftrage des Kaiser Franz an die Reichsversammlung nachstehende Mittheilung.

„Se. Kaiserl. Majestät erhalten mittelst eines eigenen an Allerhöchstsie von des Herrn Markgrafen von Baden Durchlaucht am 3. des vorigen Monats unterzeichneten Berichts die leidige Nachricht, daß die zum Reichsfriedenscongresse bevollmächtigten französischen Gesandten am 28. April Abends spät auf ihrer, ihnen von Mehreren widerrathenen nächtlichen Wegreise von Rastatt, eine kurze Strecke von der Stadt, durch einen Trupp in kaiserliche Militär-Uniformen gekleideter Personen angehalten, die Minister Bonnier und Roberjot durch viele Säbelhiebe ermordet, der Minister Jean Debry, der dem Tode blos durch einen glücklichen Zufall entkommen, stark verwundet und Alle eines großen Theils ihrer Effekten beraubt worden seien. Allerhöchstdieselben vermögen nicht, ihr höchstempörtes moralisches und rechtliches Gefühl und die Stärke des Eindrucks von Abscheu durch Worte auszudrücken, welchen die Nachricht von dieser, auf deutschem Reichsboden, an Personen, deren Unverletzbarkeit unter dem besonderen Schutze des Völkerrechts steht, verübte Gräuelthat in Ihnen erregt und unauslöschlich bei Ihrer unverbrüchlichen Achtung für Menschenwürde, Moralität und die geheiligten Grundsätze des Völkerrechts in Ihrem durch dieses unselige Ereigniß erschütterten Gemüthe hinterlassen hat."

„Nicht durch lieblosen Argwohn und kühne Muthmaßungen, nicht durch verläumderische Anschuldigungen und parteisüchtige Verbreitung verwegener Erfindungen, oder durch leidenschaftliche Ausbrüche eines verkehrten Herzens und zügellose Erzeugnisse einer verirrten Einbildungskraft in- und ausländischer Herausgeber öffentlicher Blätter, nicht durch feindselige, auf Machtvergrößerung, Gelderpressungen, oder andere geheime Absichten kalkulirte Darstellungen, weder durch tobende Konventsreden, noch durch rachsüchtige Proklamationen an die französische Nation und alle Staaten, nur durch eine gewissenhafte, unbefangene und nach den gesetzlichen Vorschriften mit aller rechtlichen Strenge geführte Untersuchung kann die Gräuelthat nach allen ihren Umständen ausgemittelt, die Urheber

und Theilnehmer an diesem Verbrechen mit Wahrheit ausfindig gemacht und dann die Zurechnung des Verbrechens sowohl in Hinsicht seiner subjektiven als objektiven Größe gehörig bestimmt werden. Auch sind zu diesem Ende unverzüglich die angemessensten Anordnungen getroffen worden und Se. Kaiserl. Majestät erklären zugleich vor der allgemeinen Reichsversammlung, dem gesammten deutschen Publikum und ganz Europa aufs feierlichste, daß nur die vollkommenste Genugthuung mit Hintansetzung aller nur denkbaren Rücksicht, wen immer der unparteiische Ausspruch der strafenden Gerechtigkeit für schuldig erklären wird, die gerechten Empfindungen des Reichsoberhaupts befriedigen könne."

„Es wollen aber Se. Kaiserl. Majestät, daß der Hergang dieses leidigen Vorfalls, den Allerhöchstsie in verschiedener Hinsicht selbst als eine deutsche National-Angelegenheit betrachten, nicht nur nach aller rechtlichen Ordnung mit der gewissenhaftesten Unparteilichkeit untersucht und die vollkommenste Genugthuung geleistet werde; Allerhöchstsie hegen überdieß den lebhaftesten Wunsch, und sind dazu insonderheit durch die fortwährenden" der gesetzmäßigen Untersuchung vorgreifenden Urtheile eines Theils des in- und ausländischen Publikums dringendst aufgefordert, daß selbst der möglichste Verdacht irgend einer Connivenz entfernt werden möge; sohin dießfalls weder das Reichsoberhaupt, noch das gesammte Reich nie irgend eine Art von Beschuldigung über Mangel der beträchtlichsten Aufmerksamkeit treffen könne. Diese Absicht am sichersten zu erreichen, ergeht daher der reiflichst erwogene Antrag an die allgemeine Reichsversammlung, sowohl einige Deputirte aus ihrem Mittel zu ernennen, um der eröffneten Untersuchung beizuwohnen, als auch in dem hierüber baldmöglichst zu erstattenden Gutachten mit patriotischer und edler Offenheit Alles an Handen zu geben, was in jeder Rücksicht die Wichtigkeit eines so unerhörten und verabscheuungswürdigen Vorfalls nach ihrer Klugheit und Weisheit erheischen dürfte; somit durch die Ertheilung ihres einsichtsvollen Beiraths die ganze unparteiische Welt zu überzeugen, daß Kaiser und Reich nur von einerlei Empfindungen zur Handhabung der strengsten Gerechtigkeit und Leistung der vollkommensten Genugthuung, nur von gleichem gerechtem Abscheu gegen eine so

ruchlose Schandthat und gleicher pflichtmäßiger Achtung für Moralität und die geheiligten Grundsätze des Völkerrechts durchdrungen seien."

„Se. Römisch-Kaiserl. Majestät sehen demnach der möglichst schleunigsten Erstattung dieses Gutachtens mit reichsoberhauptlicher Sehnsucht entgegen.

Es verbleiben übrigens Ihro Kaiserl. Majestät 2c.

Wien, den 6. Juni 1799.

F. zu Colloredo-Mannsfeld.

Peter Anton Frank m. p."

Die Berathschlagung des Reichstages über das Kaiserl. Hofdekret erfolgte am 29. Juli und hatte das unter dem 9. August erstattete Reichsgutachten zur Folge, welches in folgender Fassung zum Beschluß erhoben wurde:

„Daß man sich bei der gewiß würdigsten Erklärung Kaiserl. Majestät in dem Hofdekret vom 6. Juni mit aller Beruhigung dem Vertrauen überlasse, daß die unverzüglich nach der That angeordnete Untersuchung nach Ehre und Pflicht, mit Unparteilichkeit, Rechtskenntniß und mit Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften so vollkommen geführt worden sei, daß das Mittel, ihrem Verfahren eine noch glaubwürdigere Gewißheit und noch mehr Kraft der Legalität zu verschaffen — die Justiz und den großen Zweck des kaiserl. Dekrets, nämlich: die Ausforschung der Thäter, und die gesetzliche Qualificirung zur verdienten Strafe, nur aufhalten würde. Die Reichsversammlung verehre mit Dank das schätzbarste Vertrauen, womit Kaiserl. Majestät dieselbe in dem Antrage: daß sie einige Deputirte ernennen solle, um der bereits eröffneten Untersuchung beizuwohnen, beehrt haben; nach ihrem Ermessen, und bei den angeführten Betrachtungen könne aber der unparteiischen Welt keine mehr eindringende Ueberzeugung, daß Kaiser und Reich von einerlei Empfindungen zur Handhabung und Beschleunigung der strengsten Gerechtigkeit durchdrungen seien, gegeben werden, als wenn man der Weisheit Sr. Kaiserl. Majestät die Fortsetzung und Beendigung der Untersuchung vertrauensvoll überlasse."

Da von Wien auf diesen Beschluß des Reichstags keine weitere Entschließung erfolgte, so blieb die eingestellte Untersuchung beruhen, nachdem die Untersuchungs-Akten bereits nach Wien geschickt worden waren *). Der Inhalt jener Akten wurde nie bekannt gemacht und dem in den kaiserl. Hof gesetzten Vertrauen des Reichstages eben so wenig entsprochen, als das, bezüglich der Führung der Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen, feierlich gegebene Versprechen des Kaisers erfüllt.

Mit dem Beschlusse der Reichsversammlung vom 9. August schließt die Reihe der bekannt gewordenen officiellen Aktenstücke und es würde hiermit die geschichtliche Darstellung des Gesandtenmords um so mehr ihr Ende finden, als die militärgerichtlichen Untersuchungsakten verschwunden sind, und sich somit nicht ermitteln läßt, ob und was weiter in denselben zur Aufklärung der Sache erhoben wurde.

Professor Mendelssohn glaubt zwar „die bisher dem Auge der Welt verschlossenen Akten" in dem k. k. Archive zu Wien aufgefunden zu haben, wir aber bezweifeln sehr, daß er die Untersuchungsakten mit den die Einstellung des weiteren Verfahres motivirenden Belegen dort gesehen, und daß der österreichische Hof diese Akten in perpetuam rei memoriam aufbewahrt habe.

Der Verlust jener Akten läßt sich jedoch, wenn auch nicht bis zur Ermittelung des intellektuellen Urhebers des Mordes, theilweise ersetzen durch die im Abschnitt I. dargestellten, auf officielle Aktenstücke und gerichtliche Aussagen gestützten Thatsachen, durch die den Thatbestand in objektiver und selbst zum Theil auch in subjektiver Beziehung feststellenden badischen gerichtlichen Untersuchungsakten und durch die im Verlaufe der Zeit bekannt gewordenen Aussagen von Augenzeugen.

Unter diesen ist besonders das Zeugniß des in Lörrach verstorbenen Kirchenraths, Stadtpfarrers und Dekans Hitzig erheblich. Derselbe befand sich, wie er in Gegenwart des Verfassers erzählte, z. Z. des Gesandtenmords in Gernsbach im evangelischen Pfarrhause, wo sich Mittags mehrere eingeladene Gäste und unter diesen Oberst von Barbaczy eingefunden hatten. Kurze Zeit nachher wurde dem

*) Handbuch des Congresses zu Rastatt III. 139. Reuß a. a. O. 174.

letztern ein verschlossenes Schreiben gebracht. Während Barbaczy dasselbe las, wurde er sichtbar aufgeregt, und mit der Entschuldigung dringender Dienstgeschäfte entfernte er sich, bis an die Treppe von dem Pfarrer begleitet, dem er die Hand drückend sagte: „Ein so unangenehmer Auftrag, wie ich hier erhalten, ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen." Bald erfuhr man im Pfarrhause, daß eine größere Abtheilung Szekler Husaren mit Barbaczy von Gernsbach in der Richtung gegen Rastatt abgezogen sei. Am folgenden Tage, nachdem der Gesandtenmord bekannt geworden, kehrten die Husaren nach Gernsbach zurück; sie machten kein Hehl daraus, daß sie die französischen Gesandten zusammengehauen, sie hatten eine Menge geraubte Gegenstände bei sich, von welchen sie auch mehrere in Gernsbach verkauften *).

Mit dieser Erzählung stimmt auch jene des Pfarrers in Rothenfels überein **), welcher mit Barbaczy am 28. April Abends im Wirthshause zusammentraf und beobachtete, daß derselbe sich in ungewöhnlich aufgeregtem Zustande befunden, räthselhafte Reden geführt, und wie ein Trunkener sich benommen, endlich nachdenkend im Zimmer auf- und abgehend, zu sich selbst gesprochen habe: „Barbaczy, was wird die Welt zu deinem alten Kopfe sagen ***)?"

---

*) In den Aufzeichnungen des Kirchenraths Zandt, herausgegeben von Herrn Professor Zandt in Carlsruhe, findet sich, hierher bezüglich, folgende Stelle:

„Bei dem Vorrücken der Szekler-Husaren von Gernsbach nach Rastatt am 28. April 1799 erbat sich ein Offizier derselben von der Wirthin des Gasthofes zum Bock (sie hieß „Hennenhofer") Silbergeld für einen doppelten Louisd'or von 22 Gulden, unter der Bedingung, denselben, wenn er könne, wieder einzuwechseln. Die ausgerückten Husaren kamen schon am folgenden Tage zurück, und nun wechselte obiger Offizier nicht nur den doppelten Louisd'or, sondern soviel Gold, als er erhalten konnte, gegen Silber und Agio ein. — Von den gemeinen Husaren wurden in Gernsbach Kleidungsstücke von Bonnier verkauft, auch kam diese Wirthin dazu, wie bei ihr einquartirte Offiziere einen dunkelblauen Mantel von feinem Tuch zerschnitten, um sich Uniformen daraus machen zu lassen;" u. s. w.

**) Mendelssohns Gesandtenmord. S. 52.

***) Zandt sagt hierüber S. 34:

„Barbaczy hatte sich, bei der vorrückenden Bewegung der bisher in Gernsbach gelegenen Szekler-Husaren gegen Rastatt, auch selbst

Diese Zeugnisse werden unterstützt durch den Brief des Rittmeisters Burkhard, welcher, einige Tage nach dem Morde an Dr. Hehl in Kirchberg geschrieben*), unverholen über das Ereigniß sich ausspricht, nicht den mindesten Zweifel an der Ehrenhaftigkeit der Handlung und dem dazu von der österreichischen Regierung erhaltenen Befehle Raum giebt.

Es sind hier noch zu erwähnen die Mittheilungen des Freiherrn von Drais, damaligen Polizeidirektors in Rastatt, und des dortigen Stadtcommandanten von Harrant, welcher seine vor Herrn von Dohm gemachte Aussagen in der zu Carlsruhe am 1. Mai stattgehabten Conferenz, sowie später, als der Wahrheit vollkommen entsprechend bestätigte.

Bemerkenswerth ist auch die damalige Haltung der Tagespresse. Die öffentlichen Blätter wagten kaum über die Vorgänge am 28. April allgemein Bekanntes anzudeuten, sie bemühten sich vielmehr den Verdacht überall hin, nur nicht auf die wirklich Schuldigen zu lenken.

So brachten die schwäbischen Zeitungen die Nachricht, daß bei dem Angriffe Fackeln ausgelöscht worden und Vermummte erschienen wären; es sollte nichts geraubt und auch die Gesandtschaftspapiere nicht weggekommen sein. Nach andern sollten Emigranten oder desertirte Conscriptionspflichtige den Mord begangen haben; es sollte bereits erwiesen sein, daß die Mörder französisch gesprochen; daß eine Szekler-Husarenpatrouille die Mörder vertrieben und die übrigen zur Gesandtschaft gehörigen Personen gerettet habe. Nachdem die Aussagen der Kutscher der Gesandten bekannt geworden, wurden diese mit Beisätzen veröffentlicht, welche den Eindruck derselben abschwächen sollten. Die in Kempten erschienenen viel gelesenen „Neueste Weltbegebenheiten des Jahres

---

nach Rothenfels begeben und bei dem dortigen katholischen Pfarrer Dietz (der mir dieses selbst erzählte) sein Quartier genommen. Er schien sehr unruhig, verließ auch das Pfarrhaus wieder mit der Aeußerung: „Er werde diese Nacht mehrere Stafetten bekommen, er begebe sich deshalb in's Wirthshaus, um den Herren Pfarrer nicht zu incommodiren."

*) Schwäbische Chronik, Beilage zum „Schwäbischen Merkur" vom 19. März 1869, Nr. 66.

1799" bemerkten zu jenen Aussagen: „Von dem eigentlichen Hergange der Sache wird man dadurch genau unterrichtet, auch scheint die Absicht mehr auf das Leben der 3 französischen Minister, als auf Plünderung gegangen zu sein, weil Niemand von den übrigen zur Gesandtschaft gehörigen Personen verwundet wurde. Daß die Mörder zu Pferd waren, ist ebenso richtig, als es richtig ist, daß die Kutscher, denen die Nähe der k. k. Husaren im Kopfe war, in ihrer Angst und in der finstern Nacht diese Reiter leicht für kaiserl. Husaren fälschlich ansehen konnten. Doch darüber werden vielleicht Aktenstücke aus dem k. k. Hauptquartier nähere Aufklärung geben."

In Ungarn und dem Heimathlande der Szekler erschien im „Magyar Kurir" folgender Bericht: „Als am 28. April die französischen Gesandten Bonnier, Jean Debry und Roberjot Rastatt verließen, um sich nach Straßburg zu begeben, stießen sie unterwegs auf eine Patrouille Szekler-Husaren, die nach ihren Pässen fragten. Man weigerte sich nicht nur, die Pässe vorzuzeigen, sondern man gab auch falsche Namen der Reisenden an. Die Husaren wollten sie zu ihrem Offizier zurückführen. Roberjot aber wollte nicht mitgehen, und da man ihn dazu zwingen wollte, schoß er mit einer Pistole einen kaiserl. Husaren vom Pferde herab. Die Husaren, durch eine solche Kühnheit aufgereizt, hieben alle drei Gesandte nieder."

Zur Erklärung dieser Zeitungsberichte darf man sich nur an die damaligen Preßzustände erinnern. Zeitungen, welche den richtigen Sachverhalt mittheilten, wurden verfolgt und unterdrückt. Die Bemühungen des Herrn von Dohm, den Thatbestand herzustellen und die Spuren des Verbrechens zu ergründen, wurden ihm von den größeren Höfen und auch von dem preußischen, bei dem er einige Zeit in Ungnade fiel, sehr übel genommen*). Der preußischen Regierung mußte daran liegen, den Verdacht zu beseitigen, als hätte der Gesandte in Rastatt in ihrem Auftrag gehandelt.

---

*) Ritter von Langs Memoiren. Bd. I. 348. Kaum war der gesandtschaftliche Bericht des v. Dohm im Druck erschienen, so folgte ihm eine starke Rüge in der Augsb. Ztg. Reuß, Staatskanzlei IV. S. 185.

Wie von der vorderösterreichischen Regierung den untergebenen Behörden empfohlen wurde, den „bedenklichen Gerüchten" über Betheiligung der Szekler-Husaren an dem Gesandtenmord entgegenzutreten, indem dem Präsidenten von Greifenegg „aus ziemlich verläßlicher Quelle die beruhigende Berichtigung zugekommen, daß der tödtlich verwundete Jean Debry diesen Vorfall französischen Emigranten und seine Rettung einer österreichischen Patrouille zurechne, was auch dadurch die angenehme Bestätigung zu erhalten scheine, daß nichts geraubt, Niemand außer den Ministern mißhandelt worden sei und die Thäter sehr gut französisch gesprochen hätten"; *) — so fand im österreichischen Hauptquartier zu Stockach, nachdem Erzherzog Carl seinen Verdacht gegen die Emigranten ausgesprochen**), ein ähnliches Verfahren statt***) und selbst Fürst Colloredo bezeichnete in seiner Mittheilung an die Reichsversammlung die Mörder als einen Trupp in kaiserliche Militär-Uniformen gekleidete Personen — obschon damals schon in vollkommen rechtsbegründete Gewißheit gesetzt war, daß der Mord von Szekler-Husaren verübt wurde.

Das Stillschweigen der österreichischen Regierung über das Ergebniß der gerichtlichen Untersuchung ist hiernach keineswegs, wie M.-B. vermuthet, „die vornehme Haltung der Schuldlosigkeit Verläumdungen gegenüber, die man verachtet" oder Rücksichtsnahme auf die Bourbonen, deren Restauration man wünschte und deshalb durch das Bekanntwerden der Anstifter des Mordes nicht habe erschweren wollen, weil man in diesem Falle habe befürchten müssen, „das französische Volk gegen seine ehemaligen Beherrscher noch mehr zu empören, als es schon empört gewesen sei"†); es läßt vielmehr das Verhalten der österreichischen Regierung keinen anderen Schluß ziehen, als daß man gegen den Anstifter des Mordes, bezw. gegen denjenigen, auf dessen Befehl die Szekler handelten, nicht vorgehen wollte, und daß jene Person eine Stellung eingenommen hat, die sie einerseits ermächtigte,

*) Beilage I.

**) Mendelssohn-Bartholdy a. a. O. S. 53.

***) Zandt a. a. O. S. 33 u. 34.

†) Eine gründliche Widerlegung dieser Ansicht giebt das XII. Heft der Grenzboten von d. J.

von dem Obersten der Szekler Befolgung ihrer Befehle zu erwarten, andererseits aber vor gerichtlicher Verfolgung schützte. Die Niederschlagung der Untersuchung, so wie die Unterhaltung des Verdachts gegen die Emigranten war hiervon eine erklärliche Folge.

Eine Menge deutsche und französische Flugschriften, in welchen die Schuld dem französischen Direktorium und seinem Verbündeten Jean Debry zugeschoben ist, wurden verbreitet und die zu gleichem Zwecke offenbar gefälschten Berichte des Obersten Barbaczy an den Erzherzog Carl, in französischer Sprache abgefaßt, bekannt gemacht*). Wie selbst notorische Thatsachen in diesen Berichten gefälscht wurden, möge folgende Stelle aus der angeblichen Meldung Barbaczy's an den Erzherzog Carl vom 1. Mai nachweisen:

„Eben jetzt vernehme ich aus dem Munde einiger franz. Deserteurs und Gefangenen, daß Jean Debry nach seiner Ankunft in Straßburg die schwarze Niederträchtigkeit gehabt hat, meinen Husaren sein eigenes Verbrechen beizumessen; diesen Husaren, deren Geleit seine unglücklichen Collegen auf sein Zureden ausschlagen mußten, die auf das Geschrei der Schlachtopfer herbeieilten, in der Hoffnung, sie zu retten, die so viel Mitleid ihren Wittwen und ihrem ganzen Gefolge bezeigten, und die vor wenigen Augenblicken ihn selbst in Sicherheit bis an das Rheinufer gebracht haben. Diese neue Beschuldigung beweiset mir, daß jenes machiavellische Direktorium sich bei der Ermordung seiner beiden Minister einen doppelten Endzweck vorgesetzt hatte: nicht allein Personen und Aktenstücke, welche es anklagen konnten, aus dem Wege zu räumen, sondern auch eine Gelegenheit zu finden, die siegreichen Truppen Sr. Kaiserl. Majestät zu verläumden. Glücklicherweise fällt aber diese abscheuliche Verläumdung durch ihre eigene Ungereimtheit, denn welchen Beweggrund hätten meine Husaren haben sollen, jenen Mord zu begehen? Ihr Haß gegen die Franzosen konnte es nicht sein, weil sie von 15 Personen, welche in den Wagen saßen, 13 leben ließen, und ihre Wuth nur an zweien abkühlten. Verlangen nach Beute konnte es auch

*) Häberlin a. a. O. S. 168, 262.

nicht sein, da sie weder Gold, noch Silber, noch Edelsteine anrührten und sich nur an Papiere hielten. Wollte man sagen, daß diese auf Befehl ihrer Chefs handelten, und daß diese die Gesandtschafts-Papiere zu haben wünschten? Aber warum bemächtigten sie sich denn nur der Papiere, um sie in die Murg zu werfen? .... Nachschrift. In dem Augenblicke bringt ein Detaschement meiner Husaren noch 10 Franzosen ein, welche gestehen, daß sie seit 8 Tagen aus Straßburg, 27 an der Zahl, abgesandt worden sind, um den Streich (nämlich den Gesandtenmord) auszuführen, und daß sie erst am Abend des 28. April von dem eigentlichen Zeitpunkt der Ausführung benachrichtigt wurden."

In einer in Nürnberg zu jener Zeit erschienenen Broschüre mit dem Motto, — is fecit, cui prodest — wurde angeführt, daß Jean Debry in Frankreich öffentlich beschuldigt werde, mit eigenen Händen Roberjot niedergemetzelt zu haben, und die Gesandten der deutschen Höfe, welche den Gesandtschaftsbericht unterzeichneten, werden als Gehilfen des mordenden Direktoriums bezeichnet.

Während einige der Flugschriften zu beweisen suchten, daß nur das französische Direktorium Anstifter des Mordes sein könne, und andere die französischen Ausgewanderten dieses Verbrechens anklagten, beschuldigten französische Journalisten das österreichische Ministerium der Anstiftung, den englischen Minister Pitt der Mitschuld und den österreichischen Gesandten Grafen Lehrbach als denjenigen, durch welchen Barbaczy den Befehl zur Ausführung der That erhalten habe.

Diese Schriften machen jetzt, nachdem die Leidenschaftlichkeit und Parteisucht einer ruhigen Beurtheilung und dem aufrichtigen Bestreben, die historische Wahrheit zu erforschen, gewichen sind, nur noch den Eindruck von Pasquillen, bestimmt, die öffentliche Meinung zu fälschen oder wenigstens zu verwirren, und daß Letzteres bei einem Theil des Publikums gelungen ist, beweist der Umstand, daß Thatsachen, welche unmittelbar nach dem Morde als notorisch zu betrachten waren, später bezweifelt wurden, und so Szekler-Husaren in Emigranten verwandelt worden waren.

III.

Beurtheilung.

Bei unbefangener Prüfung der obiger Geschichts = Darstellung zu Grunde liegenden erwiesenen Thatsachen, müssen wir die Ueberzeugung erhalten, daß der Gesandtenmord durch k. k. Szekler=Husaren der Eskadron des Rittmeisters Burkhard verübt wurde.

Abgesehen von den Zeugnissen der Postillone, welche wir — Beilage IX. — mittheilen, ist es die Aussage des badischen Majors v. Harrant*), welche hieran keinen Zweifel aufkommen läßt. Derselbe kam ungefähr eine halbe Stunde nach dem Morde auf dem Platze desselben an, er fand dort die Wagen der französischen Gesandtschaft von etwa 50, mit Fackeln versehenen Szekler=Husaren umringt und diese damit beschäftigt, die Wagen, welche sie für ihre Beute erklärten, um die Stadt herum abzuführen. Die gleichen Szekler=Husaren begleiteten und bewachten die auf Befehl des Majors v. Harrant in die Stadt zurückfahrenden Wagen, sie verweigerten deren Verbringung in das Schloß, indem sie dieselben nach Gernsbach mitnehmen wollten, sie verhinderten jede Annäherung zu den Wagen, machten ihrem Rittmeister Meldung und brachten dann auf dessen Befehl die Wagen nach der Wache am Ettlinger Thore. Dies Alles trug sich zu in Gegenwart der herbeigeeilten Stadtbevölkerung, in Gegenwart der diplomatischen Personen, des badischen Stadtcommandanten, der Polizeibeamten und bad. Soldaten, und dennoch hat man von öffentlicher Seite behauptet, daß jene Szekler=Husaren keine k. k. Husaren, sondern nur in kaiserl. Militär=Uniform gekleidete franz. Emigranten gewesen seien. Man suchte dieses Märchen damit glaubwür=

---

*) Später General=Lieutenant, 1834 zu Rastatt gestorben.

dig zu machen, daß nach dem Gesandtschaftsberichte des von Dohm einer der Husaren den Minister Jean Debry in französischer Sprache gefragt habe: es-tu Jean Debry? während kein Szekler-Husar französisch habe sprechen können. Die Angabe, daß einer der Husaren die Frage „es-tu“ oder „est-ce que tu es Jean Debry“ an letzteren gerichtet habe, ist aber erwiesen unwahr und wahrscheinlich durch ein Mißverständniß des preuß. Gesandten von Dohm, welcher in dem von ihm gefertigten Bericht auch die Aussage des der deutschen Sprache unkundigen Jean Debry in deutscher Uebersetzung aufnahm, entstanden; denn es hat der Postillon, welcher Jean Debry führte, die Husaren nur deutsch sprechen und auch mit deutschen Worten nach dem Gesandten sich erkundigen hören; es konnte Jean Debry die Frage: „bist du Jean Debry?“ verstehen, weil schon sein Name genügte, um ihm verständlich zu machen, daß man sich nach ihm erkundige; es ist ferner begreiflich, daß Jean Debry in dem Augenblicke, in welchem er aus dem Wagen gerissen, von Säbelhieben bedroht, den Tod vor Augen sah, wohl seinen Namen hören, aber schwerlich darüber Auskunft geben konnte, ob noch die Worte „es-tu“ beigesetzt wurden. Ein Mißverständniß muß hier um so mehr unterstellt werden, als Jean Debry in seinem Berichte an den Minister des Auswärtigen in Paris, nichts davon erwähnte, daß er in französischer Sprache angerufen worden sei, vielmehr bemerkte: „Meine unglücklichen Collegen wurden wie ich angeredet: Bist du Bonnier? bist du Roberjot?“, was auch die Postillone bestätigen. Der Postillon Roberjot's sagt überdies, daß dieser Gesandte auf ungarischen Befehl des Wachtmeisters niedergestreckt worden sei.

Es hat Jean Debry nach Erstattung seines Berichts an Minister Talleyrand, einige Tage nachher, am 6. Mai, die Vorfälle des 28. April umständlicher erzählt, in seinem Narré fidèle du forfait commis à Rastadt, d'après les ordres de l'Autriche, par le régiment de hussards autrichiens dit de Szeklers, contre la légation française au Congrès de paix, ce 9 floréal an 7 de la République, und hier, im Widerspruch mit seiner Aussage vor dem preuß. Gesandten von Dohm, angegeben, daß ein Szekler schon von fern „en mauvais français“ gerufen habe „le ministre Jean Debry“; während sein Sekretär Belin be-

hauptete, eine Frage nach Bonnier in schlechtem Französisch gehört zu haben, und Frau und Töchter des Jean Debry in ihrer gemeinschaftlich abgegebenen Erklärung sagen, sie hätten eine Stimme in schlechtem Französisch rufen hören „es-tu Jean Debry?“ *)

Dieser Widerspruch bezüglich des gebrauchten französischen Wortes bekräftigt unsere Ansicht, daß die Husaren nur den Namen des Ministers gerufen und nur deutsch gesprochen haben, was auch von dem Kutscher des Jean Debry, Emanuel Siegriest, der unmittelbar hinter dem Wagen seines Herrn fuhr, und mit den Husaren sprach, mit der Versicherung bestätigt wird: „J'ai observé en outre, qu'il n'y avoit pas un seul soldat, qui parlât français“. Eine Uebersetzung der Aussagen dieses Zeugen geben wir in Beilage XI.

Hierzu kommt noch der am 22. April in Vollzug gesetzte Befehl des Erzherzogs Carl, wornach alle Emigranten sich mehrere Stunden hinter die Armee begeben mußten; ferner die auf Beschwerde der franz. Minister schon 1798 erschienene landesfürstliche Verordnung, welche einen Cordon von 4 Stunden um Rastatt zur Räumung von den Emigranten bestimmte, deren strenger Vollzug gegen alle Verdächtige die später einrückenden Militär-Commandanten veranlaßte, den Zuflüsterungen Gehör zu geben, „als wären die Emigranten unmenschlich verfolgt worden, und als müsse Rache an den, in eine schwarze Liste verzeichneten Urhebern genommen werden“. **)

Man kann hiernach den Hauptgrund zur Beschuldigung französischer Emigranten für beseitigt erachten, vollends absurd ist aber die Behauptung, daß die Gräuelthat von als kaiserliche Husaren maskirten Emigranten verübt worden sei, nachdem selbst Oberst Barbaczy in seiner Antwort an die Gesandten in Rastatt — Beilage VI. — nicht in Abrede stellte, daß die That „durch einige raubsüchtige Gemeine, die er unverzüglich gefänglich einziehen lassen werde“, verübt wurde, wie denn auch am andern Morgen die Szekler-Husaren in Rastatt ganz frei von ihrem

---

*) Häberlin, Staats-Archiv VII. 119 folg.

*) Drais a. a. O. S. 149.

„Kriegsfang" *) gesprochen und Hände voller Goldstücke haben sehen lassen, **) und viele der geraubten Gegenstände, wie Uhren, Tabaksdosen u. dgl. in Rastatt und in Gernsbach verkauften, ohne daß sie dies zu verheimlichen gesucht hätten.***)

So sicher es hiernach ist, daß nur Szekler-Husaren den Mord verübten, so kann dagegen die weitere Frage, ob dieselben auf höheren Befehl und mit Vorwissen des kaiserlichen Hofes handelten, in so weit sich nicht weitere Anschuldigungs- oder Entlastungsbeweise vorfinden, mit Gewißheit nicht beantwortet werden. Erwiesen ist nur, daß die österreichischen Vorposten aus dem k. k. Hauptquartiere die Weisung hatten, auf die Briefschaften der französischen Couriere und Gesandten zu fahnden †), daß in Folge dessen der Courier Lemaitre am 25. April verhaftet und dessen Schriften an das k. k. Hauptquartier abgesendet wurden; daß bei der Abreise der Gesandten eine Abtheilung Husaren — 50 bis 60 Mann — unter Anführung eines Wachtmeisters beauftragt war, der Gesandtschaftspapiere sich zu bemächtigen, daß zu diesem Behufe die Gesandten am Thore so lange aufgehalten wurden, bis die Husaren außerhalb des Thores am Murgkanal sich aufgestellt hatten, daß die nach Ermordung und Plünderung der Gesandten in die Stadt zurückgeführten Wagen auf Befehl eines k. k. Offiziers zur Ettlinger Thorwache gebracht, dort in Gegenwart eines badischen Oberbeamten und des Rittmeisters Burkhard durchsucht und von letzterem die vorgefundenen Schriften in Verwahrung genommen wurden.

Ueber die Gründe, welche die österreichische Regierung bestimmten, sich der Gesandtschaftspapiere zu bemächtigen, spricht sich der jenen Ereignissen, als Chef der Polizei während des Friedenscongresses zu Rastatt, nahe gestandene und wohl unterrichtete

---

*) Nach Reuß, Staatskanzlei IV. 262, 263, war die Summe des hinweggenommenen baaren Geldes sehr beträchtlich; der Minister Bonnier allein hatte 3000 Louisd'ors, und eben so viel soll auch den übrigen geraubt worden sein.

*) Drais a. a. O. S. 155.

**) Reuß a. a. O. IV. 262.

†) Drais a. a. O. S. 152.

damalige badische Geheimerath und Oberhofmeister Freiherr von Drais dahin aus:

„Wenn die von ihnen (nämlich von Erzherzog Carl und dem Kaiser) unternommene strenge Untersuchung nie zur öffentlichen Kenntniß gelangte, und wenn andererseits die Republikaner nicht auf eine solche drangen, so wurde dadurch das gespannte Publikum zu den seltsamsten und verschiedensten Vermuthungen verleitet. Für die wahrscheinlichste aber ist diejenige anzunehmen, welche sich mit allen constatirten Erscheinungen vereinigen läßt. Gewiß ist, daß während der Congreßzeit an der Umwälzung des deutschen Reichs zu einer Republik stark in den Grenzlanden gearbeitet wurde."

„Schon im Anfang von 1798 erließ der kaiserliche Botschafter eine merkwürdige Anzeige hiervon an die französischen Gesandten und ersuchte sie um eine deutlich sprechende Maßregel, woraus Jedermann erkennen möge, mit welchem Unwillen die Republik es fühle, daß in einem, der Wiederkehr der Eintracht geweihten Zeitpunkt, unter den Augen des zu diesem Ende versammelten Congresses selbst der Name ihrer öffentlichen Beamten zur Verleitung gemißbraucht werde. — Die Antwort enthielt das Bekenntniß, daß die befragten Faktionen ebenfalls zur dortigen Nachricht gekommen seien, daß jenes Gouvernement bereits starke Maßregeln gegen die Anstifter von solchem Mißbrauch der französischen Grundsätze genommen, es jedoch nicht für ein Vergehen halte, jene Constitution zu loben. Bei solchem Notenwechsel verblieb es. Als aber im Lauf desselben Jahres noch, in Italien und der Schweiz, die Revolutionen mit offenen Waffen unterstützt, ja als im Anfang von 1799 die Constitution der deutschen Republik schon im Druck (unter Anderm in unserm Oberland) verbreitet, und sogar ihr Siegel schon gestochen wurde: so erwachte beim neu entflammten Kriegsfeuer die natürliche Vermuthung, es würden bei dem französischen Gesandtschaftspersonal — welches den verdächtigen Anzettlern beider Nationen immerhin den freien Zugang zu sich gestattet hatte — die schriftlichen Beweise eines begünstigten Attentats auf die deutsche Staatsumänderung, wo nicht ihre Hauptleitung, zu finden sein. In diesem Fall trat der anerkannte Satz des Völkerrechts ein, daß, wenn ein

Gesandter die Grenzen seiner Mission bis zu feindlichen Handlungen gegen die ihn empfangende Staatsgewalt überschreitet, — seine Privilegien aufhören, und er als Feind des Staates, hier als Hochverräther behandelt werden könne.*)"

Diesem möchten wir aber noch beisetzen. Die Beziehungen zwischen Preußen und Oesterreich waren seit dem Basler Frieden nichts weniger als freundlich. Beide Staaten waren entzweit und der gemeinschaftliche Feind benutzte diese Entzweiung durch Unterstützung der preußischen Politik. Vergebens bemühte sich Oesterreich, von Rußland unterstützt, um Preußens Allianz; Preußen blieb neutral. Der Befehl der österreichischen Regierung, sich der Gesandtschaftspapiere zu bemächtigen, beruhte demnach auch auf dem Verdachte stattgehabter Abmachungen zwischen Preußen und der französischen Republik, und in der That hatte weder Preußen noch Oesterreich es verschmäht, um die Gunst des Direktoriums zu buhlen.**)

Die mit Beischaffung der Gesandtschaftspapiere beauftragten, nur unter einen Wachtmeister gestellten Husaren, mochten den erhaltenen Befehl durch Ermordung und Plünderung der Gesandten überschritten haben, immerhin liegen aber auch erhebliche Inzichten für das Gegentheil vor.

---

*) Trais a. a. O. S. 151.

**) Mendelsjohn glaubt — S. 44 —, daß die Anwendung von Gewalt zur Erlangung der Gesandtschaftspapiere nicht erforderlich gewesen, indem man um Geld auch das Geheimste hätte zu Tage bringen können, da man, wie Lang berichte, sich in Rastatt von jedem dortigen Stiefelputzer um ein Geringes officielle Aktenstücke habe verschaffen können. Es beruht dies auf einem Mißverständniß. Lang spricht nur — B. I. S. 311 — von den Reichsdeputationsprotokollen, die er, als Legations-Sekretär, in der Canzlei per dictaturam abschriftl. hätte aufnehmen und den Gesandtschaftsberichten beiheften sollen. Er habe sich aber die Sache leicht gemacht, durch seinen Stiefelwichser die Protokolle um eine Kleinigkeit holen lassen und dieselben nach seiner Laune karrikaturmäßig zusammengeheftet, indem er überzeugt gewesen, daß in Berlin keine Seele diese schon vier Wochen vorher in allen Zeitungen gedruckten Protokolle, noch einmal ungedruckt würde lesen wollen. Lang spricht nur von Aktenstücken, welche für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, und die jeder Zeitungs-Redakteur gegen Bezahlung in Abschrift erhalten konnte.

Nachdem seit der Abreise des Grafen von Metternich Szekler-Husaren die Umgebung von Rastatt besetzt hatten, und alle diplomatischen Personen, welche außerhalb der Stadt angetroffen, an die Thore zurückgeführt wurden, was offenbar nur angeordnet sein konnte, um die Entfernung der franz. Gesandten zu verhindern, wurden am 28. April Abends die oben dargestellten Maßregeln der Ausweisung derselben und gleichzeitig der Absperrung der Thore getroffen.

Der holsteinische Gesandte von Rosenkranz, welcher in dieser Zeit, in der Absicht Anstalten zur Abreise zu machen, nach Hause ging, erfuhr im Vorübergehen am Stadtthore, daß Niemand herausgelassen werde. Er begab sich durch den Schloßgarten zu dem auf der Straße mit einer Abtheilung Szekler haltenden Rittmeister, befragte ihn, ob er nicht diesen Abend noch abreisen könne? und erhielt die Antwort: „er habe Befehl Niemand herauszulassen." Auf die Bemerkung, daß doch den franz. Ministern die Abreise von seinem Obersten angedeutet worden und sie im Begriffe seien abzufahren, versetzte der Rittmeister: „die Abreise der franz. Gesandten zu hindern, habe er keinen Befehl", und als Rosenkranz ihm dringend vorstellte, daß die Ehre der deutschen Nation erfordere, Alles anzuwenden, daß keine Unordnungen bei dieser Abreise vorfielen, machte der Rittmeister die Bemerkung: „er habe für nichts zu sorgen, als seine eigene Sicherheit, der kaiserliche Plenipotentiarius sei schon so lange fort, daß die deutschen Gesandten Zeit gehabt hätten, abzureisen."*)

Am folgenden Tage begegnete Rosenkranz dem Rittmeister, der ihm zugerufen habe: „Nun, habe ich nicht Recht gehabt, daß ich Sie nicht fort ließ?"**)

Es war überhaupt angeordnet worden, an jenem Abend Niemand aus den Thoren zu lassen; nur die Abreise der französischen Gesandten wurde, nach langem Hinhalten derselben am Thore, gestattet; die Absicht, aus welcher dies geschehen, lassen die nachgefolgten Vorgänge erkennen.

Es ist unzweifelhaft, daß nur der Mord der Gesandten beabsichtigt war, sie waren es, die man aus der langen Wagen-

*) Bericht der Gesandtschaften in Rastatt a. a. O. S. 89, 90.
**) Zandt a. a. O. S. 31.

reihe hervorsuchte und nachdem man sie gefunden, sofort mit Säbelhieben niederstreckte, keine andere Person des zahlreichen Gefolges wurde verletzt, und Kutschern und Bedienten die beruhigende Versicherung gegeben, daß ihnen nichts geschehen werde. Nicht weniger ist als gewiß anzunehmen, daß die kurz vorher von Gernsbach angekommenen Husaren die Gesandten kaum dem Namen nach kannten, und da sie doch nur diese ermordeten, dies auf Befehl geschehen war. Erwähnen wir noch das zweideutige Benehmen der Offiziere Barbaczy und Burkhard*), die Aeußerungen des ersteren in Gernsbach und Rothenfels, die Straflosigkeit ihrer als Mörder bezeichneten Soldaten, welche Barbaczy gefänglich einzuziehen versprach, aber nicht verhaften ließ**), die Verfolgung des flüchtigen verwundeten und beraubten Jean Debry und den Umstand, daß das Schicksal der Gesandten vorauszusehen war, wenn man dieselben den gegen die Franzosen erbitterten beutegierigen Szekler-Husaren, ohne dieselben unter den Befehl eines Offiziers zu stellen, preisgab, ungeachtet eines ähnlichen Vorganges am 13. April, wo österreichische Husaren beim Einrücken in Schaffhausen den zu ihrer Bewillkommung ihnen entgegenreitenden Stadt-Commandanten Schwarz und dessen Sohn, weil man sie für Franzosen ansah, niedergehauen hatten***).

Wenn die kaiserl. Husaren sich erlaubten, am hellen Tage zwei Personen, die ihnen in friedlicher Haltung entgegenkamen, weil sie solche für Franzosen hielten, zusammenzuhauen, so konnte

*) Barbaczy trat als Generalmajor 1801 in Pension und starb im Alter von 77 Jahren zu Preßburg 1825. Burkhard schied aus dem Militärverband.

**) Die Verhaftung wurde später v. Erzherzog Carl angeordnet. Beil. XII.

***) In dem offiziellen Berichte aus dem Hauptquartier des Erzherzogs Carl kommt bezüglich dieses Vorfalls folgende Stelle vor:

„Als die ersten kaiserl. Truppen in die Stadt eindrangen, ereignete sich der unglückliche Zufall, daß der schweizerische Oberst Schwarz nebst dessen Sohn von Husaren zusammengehauen wurde. Er hatte die Unvorsichtigkeit begangen, ihnen in Schweizer (der französischen gleicher) Uniform entgegen zu reiten und wurde daher von den kaiserl. Husaren für einen französischen Offizier angesehen. Dieser unglückliche Zufall ist um so mehr zu bedauern, da der strengste Befehl ertheilt war, sich gegen die Schweizer nicht die geringste Feindseligkeit zu erlauben."

man wohl das Schicksal der in den Augen der Kaiserlichen, als feindliche Agenten und Spione, aber nicht mehr als diplomatische Vertreter geltenden französischen Minister bei dem nächtlichen Angriffe voraussehen, und wenn dem ungeachtet keine Vorsorge zum persönlichen Schutze derselben während der befohlenen Abnahme der Gesandtschaftsschriften getroffen wurde, so mußte die österreichische Regierung, wie Erzherzog Carl und Kaiser Franz dies auch feierlich zugesichert hatten, gegen diejenigen, welche jene blutige That verschuldeten, die dem Verbrechen entsprechende Strafe erkennen, oder die Schuld sich beimessen lassen, obschon bei dem Mangel eines politischen Motivs die Erlassung eines Befehls zu dem Morde nicht unterstellt werden kann, da der österreichischen Regierung wohl die Erlangung der Gesandtschaftsschriften, nicht aber der Tod der Gesandtschaftspersonen von Wichtigkeit sein konnte.

Man hat zwar als Beweggründe die von französischer Seite erfolgte Veröffentlichung der geheimen Bedingungen des Friedens von Campoformio, oder die Herbeiführung eines unversöhnlichen Bruches zwischen den Mächten der Coalition und der fränkischen Republik u. a. m. unterstellt; wir unterlassen es aber uns hierüber, so wie über die zur Zeit des Ereignisses und später als die Urheber desselben bezeichneten Personen, auszusprechen, da es sich hier nur um beweislos gebliebene Vermuthungen handelt.

Auffallend fand man es, daß die französische Regierung, obschon von der Schuld des österreichischen Hofes überzeugt, keine Genugthuung verlangte. Es erklärt sich dies jedoch aus dem Zerfalle der Direktorial-Regierung und aus den Folgen des 18. Brumaire des Jahres VIII. Revell war aus dem Direktorium ausgetreten, Barras hielt die Constitution für verloren und unterhandelte mit den Bourbonen und Sieyes entwarf den Plan zu einer nochmaligen Staatsumwälzung. Im Direktorium, wie in den gesetzgebenden Räthen, herrschte eine Spaltung, welchen den Untergang der Verfassung verkündete, als Bonaparte in Frejus am 9. Oktbr. 1799 landete. Vier Wochen später, am 10. Nov. hatte die Republik, wenn sie auch dem Namen nach noch bestand, aufgehört und die Consularregierung war eingesetzt. Die Revolution fing an zu den politischen Principien der alten Herrschaft zurückzuschreiten. Aus dem gesetzgebenden Körper wurden 62 De-

putirte, welche gegen die ihnen angethane Gewalt am entschiedensten protestirt hatten, verstoßen, die strengen Republikaner mit Härte behandelt, 37 durch einen Machtspruch der Consuln zur Deportation nach Guyana verurtheilt, andere unter polizeiliche Aufsicht gestellt.

Bonnier und Roberjot*) würden nun die Zahl der politisch Verfolgten vermehrt haben, hätten nicht die Szekler-Husaren von diesen entschiedenen Republikanern**) den ersten Consul befreit, der kein Interesse daran haben konnte, wegen des blutigen Endes dieser Anhänger des von ihm gestürzten Directoriums Genugthuung zu fordern.***)

Die französische Regierung erhielt auf wiederholtes Verlangen die aus den Wagen der Gesandten entnommenen Papiere ausgefolgt, aber es zeigten sich an diesen unzweifelhafte Spuren, daß sie eröffnet und durchsucht worden waren. Die geheimsten Papiere sollen nicht in den Besitz der österreichischen Regierung gekommen sein, da dieselben nicht in den Reisekoffern der Gesandten, sondern anderwärts sicher untergebracht gewesen seien.†)

*) Jean Debry „le ardent républicain", wie ihn franz. Schriftsteller schildern, gewesenes Mitglied der Nationalversammlung, des Konvents, des Raths der 500, des Sicherheits- und Wohlfahrts-Ausschusses, unterstützte den Staatsstreich vom 18. Brumaire, wurde ein eifriger Anhänger Bonaparte's und des Kaiserreichs, Präfekt, Baron, Offizier der Ehrenlegion, lebte unter den Bourbonen in der Verbannung zu Brüssel, kehrte 1830 nach Frankreich zurück und starb ohne Vermögen zu Paris 1834. Er ist als Verfasser mehrerer politischer Schriften bekannt. Sein Sohn (der Baron Debry) ist seit längerer Zeit und noch gegenwärtig Präfekt zu Dijon.

**) Mendelssohn nennt sie S. 43 hirntolle Republikaner, wie überhaupt von ihm, für eine historische Darstellung, auffallende Bezeichnungen gewählt werden. Er nennt z. B. die Emigranten „eine Schaar von wilden hirnwütigen Gesellen", Lang und Hormayr „dunkle Ehrenmänner", den letzteren außerdem einen „unverbesserlichen Lügner", Louise Mühlbach „ein historisches Waschweib."

***) Das dem Gesandtenmord nachgefolgte wechselseitige Schweigen glaubte der damalige Polizeidirektor von Rastatt theilweise erläutern zu können „durch die Widerlichkeit des beiderseitigen Andenkens — für die Franzosen nemlich, wenn sie der Schuld verrätherischer Handlungen ihrer Geschäftsträger sich bewußt waren, und für Oesterreich, weil es immer Leute seines Militärs gewesen sind, die den grellen Exceß verübt haben." Drais a. a. O. S. 155.

†) Häusser a. a. O. II. S. 224.

IV.

Aktenstücke als Beilagen.

Beilage I.

Hochedelgeborener Herr!*)

Euer Hochedelgeboren bin ich für die mir in Abschrift zugesendete Pièce: die Ermordung der fränkischen bevollmächtigten Congreßminister durch Szeklerhusaren zu Rastatt betreffend — recht sehr verbunden, so wie ich Denenselben die mir unterm 5. und 9. d. M. einberichteten Ereignisse zu verdanken nicht ermangle. Die von Euer Hochedelgeboren gegen die allenfällige Verbreitung der obenerwähnten, sowie anderer bedenklicher französischer Druckschriften, getroffenen Verfügungen sind so treffend und zweckmäßig, daß ich nicht umhin kann, solche verdientermaßen zu beloben. Der Vorfall mit den gedachten französischen Ministern in Rastatt hat ganz natürlich allgemein eine widrige Sensazion erreget; allein man erhielt inzwischen aus ziemlich verläßlicher Quelle die beruhigende Berichtigung, daß der tödtlich verwundete Gesandte Jean Debry diesen Vorfall französischen Emigranten, und seine Rettung einer österreich. Patrouille zurechne, welches auch dadurch die angenehme Bestätigung zu erhalten scheint, da nichts geraubet, auch aus der ganzen großen Suite der französischen Minister Niemand als die Gesandten selbst mißhandelt wurde, und die Thäter sehr gut französisch gesprochen haben sollen.

Mit vollkommenster Hochachtung ꝛc.

Freiburg am 10. Mai 1799.

Greifenegg.

Herrn Obervogt Alderer.

Beilage II.

Note der kaiserl. Plenipotenz an die fränkischen Bevollmächtigten, vom 8. April 1799.*)

Da aller von dem französischen Gouvernement geschehenen Betheuerungen des lebhaftesten und aufrichtigsten Verlangens nach Frieden mit dem Reiche ungeachtet und mit Hintansetzung der vertragsmäßigen Aufkündigung des Reichs-Waffenstillstandes der

*) Das Original dieses Briefes befindet sich im Besitz des Verfassers.

**) Aus dem gemeinschaftlichen Bericht der Gesandtschaft in Rastatt.

Krieg wider Deutschland durch die That selbst schon bestehet, auch keine vollkommene Beruhigung über die Sicherheit der nöthigen Correspondenz statthaben kann, und da selbst die Sicherheit des Congreß-Ortes, auf welche bei allen Zusammenkünften dieser Art jederzeit ein vorzüglicher Bedacht genommen ward, mitten unter dem Geräusche der Waffen nicht minder bedroht ist: so hat Unterzeichneter von Sr. Kaiserl. Majestät, in Allerhöchst Ihrer Eigenschaft als Reichs-Oberhaupt, den bestimmten Befehl erhalten, bei so gänzlich geänderten Umständen und Verhältnissen, unter welchen der Congreß sich vereinigt hat, an den bisherigen Friedensunterhandlungen keinen weitern Antheil zu nehmen, sofort den Congreß-Ort zu verlassen, und den Inhalt dieses allerhöchsten Auftrags Sr. Kaiserl. Majestät den bevollmächtigten Ministern der französischen Republik zu eröffnen.

Indem er nun durch gegenwärtige Erklärung dieses Auftrags sich entlediget, versichert er übrigens die bevollmächtigten Minister der französischen Republik seiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Rastatt, 8. April 1799.

Franz Georg Carl
Reichsgraf von Metternich-Winneburg-Beilstein.

Beilage III.

Note der französischen Minister an die Reichsdeputation.*)

Die unterzeichneten zur Friedensunterhandlung mit dem deutschen Reiche bevollmächtigten Minister der franz. Republik unterrichten die Reichsdeputation von den Ereignissen, welche heute auf dem rechten Rheinufer, Seltz gegenüber, der einzigen für ihre Correspondenz noch offenen Passage, vorgefallen sind. Diese Ereignisse sind in einer von dem Commandanten in Seltz am nämlichen Tage an sie gerichteten Depesche enthalten, wovon sie folgende von ihnen beglaubigte Abschrift beilegen:

„Seltz, den 30. Germinal J. VII (19. April).

Folser, Commandant zu Seltz, an die bevollmächtigten Minister der Republik beim Congreß zu Rastatt":

„Bürger Minister! Ich habe die Ehre, Ihnen zu melden, daß diesen Morgen um 10 Uhr eine österreichische Patrouille in die Gegend, wo ich die Rheinpassage angelegt habe, gekommen ist, das Seil eines unserer Schiffe abgehauen und dem Strome überlassen, zehn Bauern aber, welche dabei Pontonniersdienste versahen, gefangen genommen hat; der eilfte entkam durch die Flucht."

---

*) Aus dem gemeinschaftlichen Bericht der Gesandtschaft in Rastatt.

Die Unterzeichneten zweifeln gar nicht, daß die Reichsdeputation diese Beleidigung des Völkerrechts und des öffentlichen Glaubens, welche beinahe unter den Augen des Friedens-Congresses begangen wurde und welche vergütet werden muß, lebhaft mißbilligen werde.

Rastatt, den 19. April 1799.

Bonnier. Jean Debry. Roberjot.

Beilage IV.

Note der fränkischen Bevollmächtigten vom 6. Floréal VII. (25. April 1799).*)

Die Unterzeichneten, zur Friedens-Unterhandlung mit dem deutschen Reiche bevollmächtigten Minister der fränkischen Republik sind durch den Direktorial-Gesandten, Freiherrn von Albini, von dem Resultat der vorgestrigen Sitzung der Reichs-Deputation officiell unterrichtet worden, indem ihnen eine beglaubigte Abschrift davon übersendet worden ist. Mit dem lebhaftesten Gefühle des Schmerzes und Bedauerns mußten sie daraus ersehen, daß Handlungen, welche nicht allein dem Völkerrecht, sondern auch dem ausdrücklichen Schreiben Sr. kaiserl. Majestät vom 13. Brumaire des v. J. schnurstracks zuwider sind, und die traurige Aussicht auf die zu befürchtende Fortsetzung dieses vexatorischen Verfahrens die Deputation dahin vermocht haben, für jetzt die Friedens-Unterhandlungen zu unterbrechen.

Die Unterzeichneten konnten ein solches Betragen um so weniger erwarten, da der Ober-General der fränkischen Armee, als er am 11. Ventose über den Rhein ging, um seine alten Stellungen wieder einzunehmen, dem Befehl der fränkischen Regierung gemäß den Ort des Friedenscongresses, die Freiheit seiner Berathschlagungen, die Sicherheit und Unverletzlichkeit jedes seiner Mitglieder, als unantastbares Heiligthum betrachtet und in dieser Rücksicht der Verläumdung nicht den geringsten Vorwand gegeben hat.

Nicht ohne große Verwunderung haben die Unterzeichneten vernehmen müssen, daß die Abberufung mehrerer Gesandten die Reichsdeputation auf weniger als zwei Drittheile ihrer Mitglieder reduciren und sie dadurch außer Stand setzen wird, in Gemäßheit ihrer Instruktionen irgend eine Berathschlagung vorzunehmen. Sie glaubten, daß, wenn die Stände des Reichs das unstreitige Recht haben, ihre Subdelegirten am Congreß zu verändern, es doch nur der allgemeinen Reichsversammlung, als dem constituirenden Corps, zukommen könne, die Vollmachten der Stände selbst zurückzunehmen.

---

*) Aus dem gemeinschaftlichen Bericht der Gesandtschaft in Rastatt.

Bei dieser Lage der Sachen und Personen, beeifern sich die Unterzeichneten, denen das Vollziehungs-Direktorium, immer zum Frieden geneigt, anbefohlen hat, den Ort des Friedenscongresses nur im äußersten Nothfalle zu verlassen, die Hoffnung, welche von der Deputation zur Erneuerung der nur für den Augenblick unterbrochenen Unterhandlungen ihnen gegeben wird, festzuhalten, indem sie überzeugt sind, daß selbst die Anordnungen, durch welche sie gegenwärtig unterbrochen werden, dazu dienen, die Fürsten und Reichsstände zu überzeugen, wie sehr sie streben müssen, den Krieg zu endigen, und alle Hindernisse zu entfernen, welche Gewalt oder Bosheit dem Frieden in den Weg legen.

In Erwägung übrigens

1) daß die Deputation in ihrem Conclusum förmlich erklärt, und zum vornehmsten Grunde ihrer Entschließung, Rastatt zu verlassen, angegeben hat, daß für den Friedenscongreß keine Ruhe noch Sicherheit mehr daselbst wäre, und daß er folglich im Zustande einer völlig gewaltsamen Unterdrückung sich befindet;
2) daß demungeachtet die Fortdauer eines Congresses zwischen zwei freien Staaten nur von der Willkür der contrahirenden Theile abhängen, niemals aber der Dazwischenkunft einer fremden Gewalt untergeordnet sein kann;

übergeben sie der Reichsdeputation folgende Protestation und Erklärung:

Die Unterzeichneten protestiren

1) gegen die Verletzung des Völkerrechts, welche in Bezug auf sie, die Unterzeichneten, von den österreichischen Truppen ausgeübt worden, und deren Gegenstand in der Note vom 30. Germinal enthalten ist,
2) gegen die Antwort, welche der Commandant der österreichischen zu Gernsbach liegenden Truppen auf das Schreiben des Direktorial-Gesandten vom 1. Floréal erlassen hat; eine Antwort, welche von der Deputation, indem sie von derselben bei ihrer vorgestrigen Berathschlagung zu Grunde gelegt ward, als die Meinung des commandirenden Generals der österreichischen Armee betrachtet worden ist, und folgendermaßen lautet:

(folgt das oben Abth. I. mitgetheilte Schreiben des Obersten Barbaczy vom 23. April.)

Sie fordern im Namen der fränkischen Republik, deren Rechte dadurch verletzt worden sind, die Reichsversammlung auf, ihre ernsthafteste Aufmerksamkeit auf eine Handlung zu richten, welche nicht allein mit der Unabhängigkeit des deutschen Reichs im Widerspruch steht, sondern auch alle Grundsätze, die bisher zwischen ge-

sitteten Staaten geltend waren, über den Haufen wirft. Sie erwarten gerechte und vollständige Verbesserung dieser Sache. In Gemäßheit endlich aller bisherigen Erklärungen, zeigen die Unterzeichneten der Reichsdeputation an, daß sie in drei Tagen Rastatt verlassen werden. Um jedoch dem deutschen Reiche einen auffallenden und den letzten Beweis von der Langmuth der fränkischen Regierung und ihrem aufrichtigsten Verlangen nach Frieden zu geben, erklären sie, daß sie sich nach der Gemeinde Straßburg verfügen werden, wo sie die Wiederanknüpfung der Unterhandlungen erwarten wollen, und wo sie alle Friedens-Vorschläge, die man ihnen machen wird, annehmen werden.

Rastatt, den 6. Floréal, Jahr VII.

Bonnier. Jean Debry. Roberjot.

Beilage V.

Schreiben mehrerer deutschen Gesandten an den k. k. Oberst von Barbaczy in Gernsbach d. d. Rastatt, 29. April 1799.*)

Ew. ꝛc. ist ohne Zweifel bereits der schreckliche Vorfall einberichtet, daß die französischen Minister, nachdem sie auf Ew. ꝛc. Ankündigung diesen Abend von hier abgereist, die verlangte Eskorte ihnen aber abgeschlagen worden, dicht an hiesiger Stadt angefallen und zwei derselben ermordet sind. Wir Unterzeichnete sind sämmtlich Gesandte deutscher Reichsstände und zum Theil von den ansehnlichsten europäischen, mit Sr. Kais. Majestät freundschaftlich verbundenen Höfen. Als solche und als Menschen fühlen wir tief den gerechten Schmerz, den ein so unglücklicher Vorfall Ew. ꝛc. als Commandirenden der hier eingerückten k. k. Truppen verursachen muß. Wir sind auf diesen von des Kaisers Majestät convocirten Friedenscongreß abgeordnet, waren jetzt sämmtlich von unsern Committenten abberufen, und im Begriff unsere Abreise in den nächsten Tagen anzutreten, können aber dieselbe nunmehr eben so wenig verschieben, als ohne eine, uns und unseres Gefolges Leben sichernde Eskorte antreten, müssen also Ew. ꝛc. ersuchen, uns eine solche militärische Eskorte zu bewilligen. Wir reisen diesen Morgen sobald als möglich und wir die nöthigen Pferde erhalten können, in zwei Abtheilungen, müssen aber Ew. ꝛc. ersuchen, uns durch den Ueberbringer dieses, den Kön. Preuß. Legations-Sekretär Herrn von Jordan eine uns vollkommen beruhigende Antwort zu geben, indem wir auf allen Fall sowohl für die noch nöthige Dauer unseres Hierseins, als für unsere Abreise Ew. ꝛc. Namens unsrer höchsten Höfe bei Sr. Kais. Majestät Allerhöchstselbst hier-

---

*) Aus dem gemeinschaftlichen Bericht der Gesandtschaft in Rastatt.

mit für uns und der Unsrigen Sicherheit responsable machen. Da auch von der französischen Gesandtschaft sich mehrere Personen, so wie auch die ligurische Gesandtschaft, noch durch die Flucht gerettet und wieder hierher gebracht sind, so halten wir auf das Höchste uns verpflichtet, Ew. rc. zu ersuchen, auch diese nebst ihren Effekten durch eine sichere Eskorte über den Rhein führen zu lassen.

Wir haben die Ehre rc.

(folgen die Unterschriften).

Beilage VI.

Antwort des k. k. Obristen v. Barbaczy auf vorstehendes Schreiben, d. d. Stabsquartier Gernsbach, den 29. April 1799.*)

Euere Excellenzen!

Auch ich fühle mich tief gebeugt durch den Schmerz, den mir die Nachricht jener schrecklichen That verursacht, die, wie ich erst aus Höchstderenselben Erlasse mit Gewißheit wahrnehmen muß, an den Gesandtschaftspersonen der französischen Nation durch einige raubsüchtige Gemeine unter dem Schutze der Nacht begangen worden sei. — Seien Euere Excellenzen überzeugt, daß in meinem ungeachtet durch manche mitgemachte Schlacht abgehärteten Busen dennoch ein Herz sich reget, welches über derlei Greuelthaten sich entsetzt, und zu eben so unnatürlicher Rache, wie das Verbrechen jener Raubsüchtigen war, im höchsten Grade gereizt wird. — Ich gebe in dem Augenblick den Befehl, daß ein Offizier mit einem Commando der sich glücklich geretteten französischen Gesandtschaft bis an den Rhein Sicherheitsgeleit leisten, so wie ich unverzüglich jene Verbrecher gefänglich einziehen lasse, die ich unter meinem Commando jemals gehabt zu haben Zeit meines Lebens mit innigster Wehmuth fühlen muß. — Was die Begleitung der übrigen hochansehnlichen Gesandtschaften betrifft, so erlaubt mir meine Lage nicht, von dieser Gegend meine Truppen zu zerstreuen, und ich bin überzeugt, daß Niemand etwas zu befürchten haben wird, so wie auch zu dieser Greuelthat nie jene von Plünderungssucht geblendete Verbrecher sich herbeigelassen haben würden, wenn die französische Gesandtschaft, welche 24stündige Frist zur Abreise bekam, bei Tage abgereist wäre. — Ich bitte daher, geruhen Euere Excellenzen ebenso von meinem bieder denkenden und tief gekränkten Herzen überzeugt zu sein, als ich unaufhörlich in tiefster Ehrfurcht verharre

Euerer Excellenzen

unterthänigster Diener

Barbaczy, Obrist.

*) Straßburger Blättern von 1799 entnommen.

Beilage VII.

Auszug aus dem Schreiben des französischen Ministers Jean Debry aus Straßburg vom 1. Mai 1799 an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu Paris.*)

Am 28. April waren unsere Zurüstungen zur Abreise aus Rastatt gemacht. Ohne Zweifel wären wir sicher gewesen, wenn wir am 27. abgereist wären, da an diesem Tage keine österreichischen Patrouillen am Rhein waren; wir hatten uns aber einmal auf die Frage unseres Rechtes, sicher zurückzugehen, eingelassen und hätten gegen die Würde unseres Charakters zu verstoßen geglaubt, wenn wir nicht auf irgend einem Aufschlusse bestanden wären. Am 28. April um halb 8 Uhr Abends kam ein Rittmeister von den zu Gernsbach stehenden Szekler-Husaren zu dem Baron v. Albini, um ihm von Seiten seines Obersten die Erklärung zu machen, daß wir Rastatt sicher verlassen könnten, worauf er uns den Befehl brachte, binnen 24 Stunden aus dieser Stadt abzureisen. Die Szekler-Husaren hatten sich bereits derselben bemächtigt und alle Zugänge besetzt. Um 8 Uhr waren wir in unsern Wagen; am Thore von Rastatt fanden wir den allgemeinen Befehl, Niemanden, wer er auch sei, aus und ein zu lassen. Eine Stunde verstrich in Unterredungen; es scheint, daß man sie brauchte, um die Ausführung der scheußlichen That zu organisiren, welche auch erfolgte, und ich sage es mit Ueberzeugung, schon vorher in ihrem ganzen Umfang bestellt und abgeredet worden war. Endlich hob der österreichische Commandant das Verbot, Niemand aus und ein zu lassen, einzig für die französische Gesandtschaft auf. Wir machten uns also auf den Weg. Wir waren, von der ligurischen Gesandtschaft begleitet, welche unsere Gefahren mit beispiellosem Eifer getheilt hat, noch nicht 50 Schritte von Rastatt, als ein Detaschement von etwa 60 Szekler-Husaren, die am Canal der Murg im Hinterhalt lagen, auf unsere Wagen stürzte und sie halten ließ. Der meinige fuhr zuerst; 6 Mann mit gezogenen Säbeln zogen mich gewaltsam heraus. Ich wurde ausgesucht und alles dessen, was ich bei mir hatte, beraubt; ein anderer, der die Expedition anzuführen schien, kam im Galopp herbeigesprengt und fragte nach dem Minister Jean Debry. Ich glaubte, er wolle mich retten, und rief: Ich bin Jean Debry, franz. Minister. Ich hatte kaum ausgeredet, so lag ich von 2 Säbelhieben niedergestreckt; sogleich fielen von allen Seiten neue Hiebe auf mich. In einen Graben geworfen stellte ich mich todt. Hierauf verließen mich die Mörder, um auf die andern Wagen loszugehen. Ich

*) Häberlin's Staatsarchiv VII. S. 119.

ergriff diesen Augenblick, und entkam mit vielen Wunden bedeckt und blutend, und verdankte mein Leben nur meiner dichten Kleidung. Bonnier wurde ermordet, wie ich es hatte werden sollen, und Roberjot ebenfalls fast in den Armen seiner Gattin. Meine unglücklichen Collegen wurden, wie ich, angeredet: Bist du Bonnier? Bist du Roberjot? Unsere Wagen wurden geplündert und die Gesandtschaftspapiere weggenommen. Der Legationssekretär warf sich in einen Graben und entkam, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, den Streichen der Mörder. Indessen schleppte ich mich in ein benachbartes Gehölze und hörte das Geschrei der Schlachtopfer, besonders der Weiber, meiner im siebenten Monate schwangeren Frau und meiner 2 Töchter, die nach ihrem Vater riefen.

Mein Privatsekretär, B. Belin, wurde von 6 Mann gehalten, und mein Kammerdiener wurde in den Fluß geworfen. Wie ich erfahren habe, gaben sich alle Mitglieder des diplomatischen Corps die äußerste Mühe, durch die Linie zu dringen, und denen, für welche es noch nicht zu spät sein möchte, Hilfe zu schaffen. Aber erst Morgens um 1 Uhr konnte die Bürgerin Roberjot bei dem preuß. Minister, Herrn v. Jakobi, und meine Frau nebst ihren Töchtern bei dem Bremisch-Hannöverischen Minister, Herrn von Reden, aufgenommen werden. Ich irrte die ganze schreckliche Nacht im Walde, den Tag scheuend, der mich der Gefahr wieder aussetzen würde. Gegen 6 Uhr Morgens, von Frost und Regen durchdrungen und durch Blutverlust immer mehr geschwächt, faßte ich den verzweifelten Entschluß, nach Rastatt zurückzukehren. Auf dem Wege sah ich die nackten Leichen meiner Collegen. Das abscheuliche Wetter begünstigte mich; ich kam endlich außer Athem und mit Blut bedeckt bei dem preuß. Gesandten, Grafen von Görz, an. Unmöglich kann ich Alles schildern, was wir gelitten haben. Die Bürgerin Roberjot hat der Schmerz um ihren Sinn gebracht. Sie verdient das ganze Interesse der Regierung. Ich füge hier noch blos bei, wie viel Dank jede der geretteten Personen dem großmüthigen Eifer der Mitglieder des diplomatischen Corps schuldig ist. Ich nenne keinen, weil ich sie alle nennen müßte. Außer der edlen Sorgfalt und dem sanften Troste verdanken wir ihnen die Sicherheit unserer Rückkehr hierher. Der Minister des Markgrafen ließ uns zu unserer Reise eine Eskorte von badischen Truppen geben; auch Szekler-Husaren stießen dazu, welche mich ungern dem Tode entronnen zu sehen schienen. Die preußische Gesandtschaft, die uns nicht begleiten durfte, trug ihrem Sekretär, Herrn von Jordan auf, uns nicht zu verlassen, als bis wir eingeschifft sein würden. Gott! daß so viele Sorge nicht das grausame Ende meiner unglücklichen Collegen hatte verhüten können! rc.

Beilage VIII.

Schreiben des Obersten von Barbaczy an die franz. Gesandten.*)

Minister!

Sie sehen, daß es mit der militärischen Bestimmung ganz unvereinbarlich ist, Bürger der franz. Nation in dem Bezirke der k. k. Armee zu dulden. Sie werden es mir also auch nicht übel deuten, wenn mich die Kriegsumstände nöthigen, Ihnen, Minister, andeuten zu müssen, den Bezirk der diesseitigen Armee binnen 24 Stunden zu verlassen.

Stabsquartier Hemsbach, den 28. April 1799.

Barbaczy, Oberster.

Beilage IX.

Summarisches Protokoll über die vorläufige Aussage der Kutscher, welche die französischen Minister gefahren.

Actum Rastatt den 29. April 1799

vor

dem markgräflich badischen Hofrath und geheimen Sekretär Posselt.

Aus Auftrag der markgräfl. badenschen Subdelegation bei dem hiesigen Reichsfriedenscongreß hat Ueberstehender diejenigen vier herrschaftlichen Postillons, welche die bevollmächtigten französischen Minister gestern Abends über Plittersdorf nach Seltz führen sollten, summarisch und vorläufig vernommen, was sie von dem, ersagten französischen Ministern auf solcher Reise zugestoßenen Unglück anzugeben wissen und sie ermahnet, ihre Aussagen gewissenhaft und der Wahrheit gemäß einzurichten:

1. Andreas Kasper, herrschaftlicher Postillon in dem fürstl. Marstall zu Carlsruhe, von da gebürtig, 33 Jahre alt, evangelischer Religion, deponirt: Er habe in der ersten Chaise den Minister Jean Debry mit seinen Frauenzimmern geführt. Beim Abfahren aus dem Schloß sei ihm vom Minister Bonnier der Befehl gegeben worden, auf etwaiges Anhalten und Befragen: wen er führe? zu sagen, daß er und seine Kameraden die französischen Gesandten führten. Dieses Anhalten sei, wie sie am Rheinauer Thor hätten fortfahren dürfen, von 6 k. k. Husaren am Anfange der nach der Rheinau führenden Allee geschehen, auch das Anfragen erfolgt; worauf er das Anbefohlene angegeben, und auf weiteres Befragen: wo der Minister Bonnier sei? und wen er fahre? geantwortet habe: daß Bonnier in der zweiten Chaise folge, in seiner aber der Minister Jean Debry mit seinen Frauenzimmern sei. Auf

---

*) Aus dem gemeinschaftlichen Bericht der Gesandtschaft in Rastatt.

dieses hin seien weit mehr Husaren, die sich immer vermehrt hätten, gleich an die Chaise gesprungen, hätten an der einen Seite den Minister Jean Debry, auf der andern aber seine Damen herausgerissen, ersteren sogleich mit Säbelhieben behandelt, zurückgeschleppt, letztere aber herumgerissen und durchaus ausgesucht, und er selbst habe von einem Husaren einen Säbelschlag über die Schulter bekommen und sich darauf zwischen seinen Sattel- und Handgaul herabgelassen. Dabei sei er befragt worden, wem er angehöre? und auf die Antwort, daß sie, die Kutscher, dem Herrn Markgrafen von Baden zugehörten, versichert worden, daß ihm nichts geschehen werde. Wie es nachher dem Minister Jean Debry ergangen sei, wisse er nicht. Die Damen seien aber wieder in die Chaise verbracht worden, die er dann erst, nachdem die Geschichte vorbeigewesen, habe zurückführen dürfen.

2. Jacob Ohnweiler, herrschaftlicher Vorreiter in dem fürstl. Marstall in Carlsruhe, und von da gebürtig, 24 Jahre alt, evangelischer Religion, sagt aus: Den Vorgang mit dem Hauen auf den Minister Jean Debry habe er gesehen; in der Zeit seien aber mehrere Husaren auch auf seine Chaise (die eigentlich die dritte gewesen, indem nach des Kaspars Fuhr der Hoppas mit dem Koch des Ministers Bonnier gefolgt sei) losgesprengt und ihn gefragt, wer in der Chaise sei? Er habe nach der Wahrheit erwiedert, daß er den Minister Bonnier führe; worauf mehrere Husaren, deren Anzahl er nicht bestimmen könnte, auf beide Seiten des Schlags geritten und gerufen hätten: Bonnier, steig heraus! zugleich die Fenster zusammengeschlagen, den Minister herausgerissen, und neben seinem Sattelgaul vor seinen Augen zusammengehauen und todt niedergestreckt hätten; sie hätten ihn, den Minister, nachher ganz ausgeplündert, auch an dem Wagen desselben Plünderungen vorgenommen. Er glaube übrigens von dem Minister Bonnier, der französisch lamentirt habe, das Wort Pardon mehrmals gehört zu haben, welches aber, nach dem Angezeigten, keine Wirkung gehabt habe; dann habe er halten müssen, bis er mit der Chaise habe zurückfahren dürfen, welches dann, wie bei den Andern, aus Ettlinger Thor dahier geschehen müssen. Von den Vorgängen bei den Fuhren hinter ihm wisse er nichts, da in seiner Lage er kaum auf sich selbst habe denken können.

3. Jacob Weiß, herrschaftlicher Baufuhrknecht, im Gottsau, von da gebürtig, 34 Jahre alt, evangelischer Religion, deponirt: er habe in der vierten Chaise den Sekretär Rosenstiel geführt, habe das Anhalten der vordern Chaise durch die k. k. Husaren und dann auch das Herausreißen der Minister Jean Debry und Bonnier deutlich gesehen. Die Mißhandlung des ersteren sei etwas zu weit von ihm entfernt gewesen, als daß er etwas Bestimmtes

hätte bemerken können; deutlich aber habe er gehört, daß die Husaren herangesprengt seien und geschrien hätten: wo ist Bonnier? auch eben so gesehen, wie der Minister Bonnier aus seinem Wagen herausgerissen und schon während des Herausreißens an den Beinen mit Säbelhieben behandelt, auch endlich, nachdem er gleich Anfangs zu Boden gestürzt, ganz zusammengehauen worden sei. — An seine Chaise sei übrigens kein Husar gekommen, auch keine Frage an ihn erfolgt, wen er führe? wie er dann erst bei gelegentlichem Umschauen nach des Roberjot Chaise und dem Vorgang des Ministers Bonnier gesehen, daß er Niemand mehr in seinem Fuhrwerk habe. — Was den Minister Roberjot betreffe, so seien die Husaren, nachdem sie die That an dem Minister Bonnier vollbracht gehabt, an dessen Chaise losgesprengt, und hätten ihn an dem Sattelgaul des Kutschers Glaßner zusammengehauen; wobei er bemerkt habe, daß, nachdem Roberjot schon zu Boden gestreckt, und in seinem Blut gelegen, aber noch einige Anzeichen des Lebens von sich gegeben hätte, ein Husar zu Fuß ihm noch wenigstens 6 Säbelhiebe gegeben und ihm das letzte Lebenslicht vollends ausgelöscht habe. Bei welcher Gelegenheit dem Glaßner ein Strang an seinem Pferde abgehauen worden sei.

4. Jacob Glaßner, herrschaftlicher Postillon im fürstl. Marstall in Carlsruhe, 41 Jahre alt, evangelischer Religion, ließ sich vernehmen: von den Vorgängen an den vorderen Chaisen wisse er nichts; aber seine Chaise sei zu gleicher Zeit, wie er glaube, von den k. k. Husaren angegriffen, auch er zuerst gefragt worden, wen er führe? Den Namen des Herren in seiner Chaise habe er nicht gewußt und also seine Unwissenheit vorgeschützt, worauf die Husaren an den Bedienten auf dem Bock sich gewendet, und von solchem den Namen seines Herren, des Ministers Roberjot erfahren hätten. Dann habe es geheißen: So — das ist Der! hätten darauf den Schlag auf- und den Minister herausgerissen, hervorgeschleppt, sofort auf ungarischen Befehl eines Wachtmeisters oder Korporals an seinem Sattelpferde mit unzähligen Säbelhieben darniedergestreckt, ihm Alles, was er bei sich gehabt, genommen, unter Anderm einen Ring vom Finger gezogen, und jenes Hauen, bei nachher noch verspürter Lebensbewegung, bis zum Ausgang wiederholt. Ihm seien mehrere Säbelhiebe aus diesem Anlaß dicht am Leibe heruntergefahren, auch durch einen derselben ein Strang an dem Pferde abgehauen worden. — Die Madame Roberjot hätten die Husaren auch herausgerissen, die auf gebrochen deutsch öfters gebeten habe, sie mit ihrem Manne auch todt zu hauen. — Ob sie sonst mißhandelt worden sei, wisse er nicht, denn seine eigene Angst, und der Vorfall an seinem Sat-

telgaul sei natürlich so groß gewesen, daß er seine Besinnungskraft unmöglich habe beibehalten können.

Actum ut supra.

T. J. C. Müller,
qua actuarius.

Beilage X.

Begleitschreiben des gesandtschaftlichen Berichts an den Erzherzog Carl, d. d. Carlsruhe den 1. Mai 1799.*)

Wir Unterzeichnete, zu dem Friedenscongreß in Rastatt bevollmächtigt gewesene Gesandte und Abgeordnete deutscher Reichsstände haben es für unsere Pflicht gehalten, von dem höchst traurigen Vorgang, dessen handelnde und besonders leidende Zeugen zu sein wir das Unglück gehabt, mit gewissenhafter Genauigkeit eine Darstellung zu entwerfen, die wir unseren höchsten Höfen und Committenten, so wie auch des Herrn Markgrafen von Baden Hochf. Durchl. als Bundesherrn, als durchaus wahr verbürgen können.

So sehr wir es empfinden, in wie hohem Grade diese Nachricht Euerer Königl. Hoheit großem und edlem Herzen schmerzhaft sein werde, so glauben wir doch, die Ehrfurcht, die wir Höchstdenenselben schuldig sind, verpflichte uns vorzüglich, Euerer Königl. Hoheit, als commandirendem General der k. k. Armee, diese unsere Darstellung so schnell wie möglich unterthänigst vorzulegen, weßhalb wir den bei der Königl. Dänischen Gesandtschaft angestellten Kammerjunker, Freiherrn von Eyben abgesandt, um die Gnade zu haben, dieses Euerer Königl. Hoheit unterthänigst zu überreichen. Wir ersterben mit tief gebeugtem Herzen und in tiefster Ehrfurcht 2c.

Beilage XI.

Aussage des Bürgers Emanuel Siegrießt, Kutschers des Bürgers Jean Debry.**)

Kaum waren wir einen Flintenschuß weit von Rastatt entfernt, als ich aus dem Walde wenigstens 60 bis 70 Husaren von dem Regiment der Szekler, theils zu Fuß, theils zu Pferde, hervorkommen sah, welche bei ihrer Ankunft riefen: Halt! Einer trat vor und fragte nach Bonnier, Roberjot und Jean Debry. Drei Husaren zu Fuß fielen über den ersten Wagen her,

---

*) Aus dem gemeinschaftlichen Bericht der Gesandtschaft in Rastatt.

**) Beilage zum Narré fidèle etc. etc. des Jean Debry.

in welchem sich der Bürger Jean Debry nebst seiner Gattin und beiden Töchtern befand. Sie öffneten ihn mit Gewalt, und auf ihre Frage antwortete mein Herr: Ich bin der Minister Jean Debry. Hierauf rissen sie ihn heraus und hielten ihn am Wagen fest. Ich fuhr den zweiten Wagen, und redete die drei Husaren an, von welchen zwei deutsch sprachen, und der dritte ungarisch. Der Bürger Jean Debry, sagte ich ihnen, ist ein braver Mann; ich bitte euch: thut ihm nichts zu leid; sucht ihn zu retten. In dem Augenblicke sprengte ein Husar hinter mir auf den Minister zu und gab ihm verschiedene Säbelhiebe, wodurch er in den Graben stürzte. Da sie glaubten, daß er todt sei, näherten sie sich meinem Wagen, packten mich an den Haaren, wie auch auf der einen Seite den Sekretär, und auf der anderen den Kammerdiener. Der erste verbarg sich in der Haide, der zweite entkam in die Murg.

Unterdessen raffte der Minister Jean Debry seine Kräfte zusammen, und rettete sich in den Wald. Gleich nachher zogen sie auch seine Gemahlin und Töchter aus dem Wagen, und fingen unsere beiden Fuhrwerke zu plündern an. Einige Husaren suchten den Körper des Bürgers Jean Debry in dem Graben, und da sie ihn nicht fanden, redeten sie ungarisch zusammen, was ich nicht verstand.

Ich blieb indessen immer auf den Pferden, sah, daß man den markgräflichen Kutschern, welche andere Wagen fuhren, kein Leid zufügte, und antwortete daher zwei Husaren, welche auch auf deutsch fragten, zu wem ich gehöre: Ich bin ein Kutscher des Markgrafen von Baden. Da sagte ein Husar, sie hätten Ordre, den Kutschern des Markgrafen nichts zu thun.

Während des Mordes und der Plünderung ließ sich kein Offizier sehen. — Ich habe außerdem bemerkt, daß kein einziger Husar Französisch sprach.

Unterzeichnet: Emanuel Siegriest,
Kutscher des Bürgers Jean Debry.

Beilage XII.

Schreiben des Erzherzogs Carl, als en Chef commandirenden Generals der k. k. Armee, an die höhere Behörde, d. d. Hauptquartier Stockach, 2. Mai 1799.*)

Ich verweile nicht, von einem Vorgange die Mittheilung zu machen, welcher sich bei Rastatt zugetragen hat.

---

*) In französischer Sprache erschienen unter dem Titel: Rapport officiel sur l'assassinat des ministres plénipotentiaires français à Rastatt.

Zufolge der mir durch den Herrn Feldmarschall-Lieutnant von Lospoth eingeschickten Rapports des Vorposten-Commandanten, Obersten Barbaczy, und Rittmeisters Burkhard, von Szekler-Husaren, sind die französischen Minister Bonnier und Roberjot in der Nacht vom 28. auf den 29. v. M., auf dem Wege von Rastatt nach Plittersdorf von den diesseitigen Vorposten zusammen gehauen, Jean Debry aber schwer blessirt worden.

Die Art und Weise, wie dieses zugegangen ist, ergibt sich noch nicht deutlich aus den vorläufig darüber eingekommenen Berichten, und wird erst durch die nachfolgenden näher aufgeklärt werden können.

Sobald mir die erste Anzeige über dieses Ereigniß zugekommen war, befahl ich auf der Stelle dem Herrn Feldmarschall-Lieutenant von Lospoth, diese Sache mittelst einer eigenen Commission, unter dem Vorsitz des General-Lieutenants, Grafen von Spork, auf das Strengste zu untersuchen, zu welchem Ende auch jene Mannschaft, welche sich der Mordthat schuldig gemacht, gleich in Verhaft genommen worden ist.

Was ich zu gleicher Zeit wegen dieses Vorgangs an den französischen Commandirenden en chef erlassen habe, davon mache ich in der schriftlichen Anlage die Mittheilung. Ich werde auch das Resultat der Untersuchung zu seiner Zeit bekannt machen.

Carl.



C. F. Winter'sche Buchdruckerei in Darmstadt.

merkwürdige Brochure als Beitrag, wie [illegible] so sagen die
Geschichts Schreiber Schlosser, Häusser, Sybel, Dohm, und der
Fabrikant Hormayr die Zeitgeschichte fälschten –

Der

Rastatter Gesandtenmord

und die

Anekdotensammlung des Herrn Zandt sen.

von

Karl Mendelssohn-Bartholdy.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.
1869.

Das ahnte ich freilich nicht, als ich vor wenigen Wochen am Gestade des jonischen Meeres weilte, daß fern in der badischen Heimath sich eine dunkle Wetterwolke gegen mich erheben würde; daß in dem gemüthlich stillen Karlsruhe der Herr Lyceumsprofessor Zandt die Papiere seines Vaters durchstöbern, einige Mährlein über den Rastatter Gesandtenmord entdecken und sich bemüßigt finden würde, dieselben nebst einer wahrhaft vernichtenden „Beleuchtung“ meiner kleinen Rastatter Schrift herauszugeben! Und wie konnte ich es ahnen? Herr E. Zandt, sowie sein Vater „Prorektor zu Pforzheim, ehemaliger Kirchenrath und Direktor des Lyceums zu Karlsruhe“ waren mir ja völlig unbekannt. Ich hatte aus meinen Berliner Schulzeiten wohl eine dunkle Erinnerung an den preußischen Feldbausch, den großen und kleinen Zumpt, Buttmann u. s. f., aber von den Herren Zandt wußte ich eben gar Nichts.

Dies Verbrechen, so furchtbar es auch sein mag, ist eine Kleinigkeit gegen die andern literarischen Sünden, deren mich Hr. Zandt in seiner sogenannten Beleuchtung anklagt. Verwirrung und Verdrehung der Thatsachen, tendentiöse Färbung, ja Fälschung der historischen Wahrheit im östreichischen Sinne, die Wiederauftischung des „Mummenschanzes der Leute in östreichischen Uniformen“: das Alles wird mir mit einer solchen Präceptormiene vorgehalten, als ob der Herr Professor den Aufsatz eines seiner hoffnungsvollen

Zöglinge abzuurtheilen hätte. Wir müssen uns wohl damit trösten, daß Hr. Zandt sich selbst als „Dilettanten“ bezeichnet, eine Charakteristik, die sich bei näherer Bekanntschaft mit seiner Schrift, zu unserer großen Beruhigung, als ein Zeichen tiefer Selbsterkenntniß ausweist.

Wie Recht hat doch mein lieber Freund und Lehrer Gervinus mit seiner ewigen Klage, daß in Deutschland viel zu viel geschrieben und gedruckt wird! und wenn er einmal zum Scherz den Vorschlag machte, daß fortan der Druck einer Schrift nur nach vorgängiger Konstatirung hinlänglicher Geisteskräfte des Verfassers gestattet sein möchte, so hat mich das Studium der Zandt'schen Einfälle von der Thunlichkeit und Dringlichkeit einer solchen Maßregel vollständig überzeugt.

Man begegnet mitunter Leuten, die von der Sonne sprechen, eigentlich aber das Insekt auf ihrer eignen Hand meinen, welches von der Sonne beschienen wird. In diese Klasse gehört Hr. Zandt. Im Allgemeinen hat er mich gar nicht, im Einzelnen schief verstanden. Er legt sich, was er gelesen hat, in seiner Einbildungskraft zurecht und schlägt sich mit diesem selbstgeschaffenen Mückenschwarm herum.

Den Grundgedanken meines kleinen Vortrags über den Rastatter Gesandtenmord darzulegen, wäre Hrn. Zandt gegenüber verlorene Mühe: denn um diesen Gedanken zu verstehen, muß man eben die Geschichtskenntnisse besitzen, die Hr. Zandt nicht besitzt.

Ich habe die Bluttthat zu Rastatt in ihrem tieferen Zusammenhang mit der Geschichte der französischen Revolution als ein Produkt des gewaltigen Ringens zwischen den Parteien, zwischen dem alten und neuen Frankreich erfaßt und gezeigt, daß eine Betheiligung des östreichischen Gesandten, Graf Lehrbach völlig unerwiesen ist. Was aber hat Hr. Zandt verstanden? Er versichert

dem Leser, daß ich den Mummenschanz „der Leute in östreichischen Uniformen“ wieder aufgetischt habe Wird ja doch dieser meiner tendentiösen Auffassung das wohlerwogene Zeugniß eines Zeitgenossen, nämlich des Hrn. Zandt senior, „Prorektor von Pforzheim, ehemaliger Kirchenrath und Lyceumsdirektor“, gegenübergestellt! Dies ist die erste Mücke, nach der Hr. Zandt gehascht und die auf seiner eigenen Hand gesessen hat. Ist es mir denn eingefallen, den Ueberfall vom 28. April als einen „Mummenschanz“ hinzustellen, und die Realität der Szekler Husaren zu bestreiten? Nicht im Geringsten; ich habe nur den gewiß leicht verständlichen Gedanken ausgesprochen, daß die bewaffneten Reiter, unter deren Säbelhieben Bonnier und Roberjot ihren letzten Athem aushauchten, uns heutzutage viel weniger interessiren, als die eigentlichen Anstifter der Blutthat. Mit der Thatsache, daß jene bewaffneten Reiter Oestreicher waren, verträgt sich die Vermuthung, daß die Oestreicher von Emigranten geführt und angeleitet wurden, recht gut, und nicht anders läßt sich die Aeußerung des Erzherzog Karl, der allerdings ein zuverlässigerer Zeuge war, als der Prorektor von Pforzheim, deuten: „daß Emigrirte sich durch Korruption in dieses Kommando eingeschlichen und das Verbrechen begangen hätten.“ Ob aber diese Emigrirten leiblich zugegen waren oder ob ihr Gold allein wirkte, dünkt mir eine ganz untergeordnete Angelegenheit zu sein. Die Wirthin Wallraf in Gernsbach will zugesehen haben, wie die Franzosen, die nach dem Wald von Plittersdorf reiten wollten, sich umzogen und östreichische Uniformen anlegten: das ist das „Mährchen“ oder der Mummenschanz, von dem Hr. Zandt redet, und ich gönne ihm die Befriedigung, sich mit dergleichen Geschichten herumzuschlagen.

Was die Nachwelt wissen will, ist, ob die Mörder im Auftrag der östreichischen Regierung, etwa, um mit den Grenzboten zu reden, im Auftrag eines hochgestellten Mannes, eines Werkzeugs des Wiener Kabinets gehandelt haben. Als diesen hochgestellten Mann hat das Gerücht

mit wachsender Bestimmtheit den Grafen Lehrbach bezeichnet. Hr. Zandt will mich zwar belehren, es sei ein Andres, die östreichische Regierung, ein Andres, den Grafen Lehrbach oder Thugut (oder wer sonst die hochgestellte Persönlichkeit sein mag) zu beschuldigen. Er versichert treuherzig, daß es unter Seinesgleichen sehr Wenige gäbe, welche fähig wären zu glauben, daß Kaiser Franz oder der biedre Erzherzog Karl den Befehl gegeben habe, die französischen Gesandten zu 'ermorden. Zugleich wirft er sich zum Anwalt der bisherigen deutschen „Geschichtsdarstellung" auf und bezüchtigt mich, dieselbe verläumdet zu haben. Die bisherigen deutschen Historiker hätten den Mord nicht der östreichischen Regierung, sondern gewissen einflußreichen Persönlichkeiten, namentlich dem Grafen Lehrbach zur Last gelegt. Ich bin Hrn. Zandt recht verbunden, daß er mir hierbei Gelegenheit gibt, einen dunkeln Punkt in's Klare zu bringen. In Bezug auf Lehrbach und die östreichische Regierung muß ich mir nämlich die Anwendung der Zweiseelentheorie ein für alle Mal verbitten.

Wenn die bisherigen Historiker nicht offen aussprachen, daß die östreichische Regierung den Gesandtenmord organisirt habe, so ließen sie es doch errathen und das ist gleichviel. Einen so hochgestellten und einflußreichen Mann, wie den Grafen Lehrbach, kann man wegen eines Staatsverbrechens nicht anklagen, ohne zugleich die Regierung zu beschuldigen, der er dient; handelt er eigenmächtig, so wird ihn seine Regierung desavouiren, thut sie es nicht, so übernimmt sie damit die volle Verantwortung seiner Handlung. Der Vorwurf, den man gegen Oestreich schleudert, wird nur noch gehässiger, indem man durchblicken läßt, daß das Wiener Kabinet das eigenmächtige Verbrechen eines Dieners nachträglich auf sich genommen und dadurch dem Rechtsbewußtsein Europa's mit Wollust in's Gesicht geschlagen habe.

Man schreibt den Ueberfall einem Vertreter der östreichischen

Regierung zu und ruft pathetisch aus: Es ist mir nicht eingefallen, die biedere östreichische Regierung zu beschuldigen. Man nennt den Grafen Lehrbach: und trifft den Kaiser. Ist man genauer informirt, wie Hr. Zandt aus Karlsruhe, so gibt man sogar zu verstehen, daß Graf Lehrbach nur habe stehlen, nicht aber morden wollen, daß er nur unversehens gemordet habe. Angenommen selbst, daß Graf Lehrbach bloß nach den Papieren getrachtet habe, so bleibt die Thatsache des Mordes, um die es sich hauptsächlich handelt, unerklärt. Kann man den östreichischen Soldaten zutrauen, daß sie auf eigene Faust mördeten? Und wenn sie es nicht thathen, wer ermuthigte sie, ihre Ordre zu überschreiten? Wer ist die geheimnißvolle dritte Macht, die wir uns auch nach Hrn. Zandt's Ansicht im Hintergrunde thätig denken müssen?

Man sieht: solche Annahme beschuldigt die östreichische Regierung des Diebstahls, ohne das Dunkel über den Mord im Geringsten zu erhellen.

Woher aber wohl Hr. Zandt seine Annahmen geschöpft, woher er seine Informationen genommen hat?

Er wird es wahrscheinlich selbst nicht wissen, und so wollen wir es ihm sagen: er hat sie aus den „Lebensbildern", den „Anemonen" und dem Fragmente Hormayr's, aus den Memoiren des Ritters von Lang und den Denkwürdigkeiten Pahl's.

Wie ist das möglich? ruft der Herr Lyceumsprofessor aus, da ich diese Bücher gar nicht kenne! Es ist Vieles möglich, wovon man sich zwischen Baiertheim und dem Karlsthor nichts träumen läßt.

Hrn. Zandt's Kunde von der Betheiligung des Grafen Lehrbach an dem Ueberfall scheint freilich (S. 10) nur aus Schlosser's Weltgeschichte zu stammen, „die ihm gerade zur Hand war." Dort heißt es: „Wir wissen jedoch jetzt zuverlässig, daß Thugut und der schlechteste und gewissenloseste aller Diplomaten jener Zeit, der Graf Lehrbach, unter Barbaczy's Mitwirkung die Gesandten hatten

überfallen lassen, nicht um sie zu tödten, sondern um sich gewisser Papiere zu bemächtigen, welche den urkundlichen Beweis ihrer eigenen Verrätherei liefern konnten."

Wir geben zu, daß die Aeußerung Schlosser's „ziemlich bestimmt" lautet; aber haben wir darum Unrecht, wenn wir von Schlosser wie von Wachsmuth und Häusser sagen, daß sie sich zum Organ unbestimmter Vermuthungen machten? Man wird doch nicht glauben wollen, daß Schlosser's „Wir wissen jedoch jetzt zuverlässig" auf einer göttlichen Inspiration beruht, daß dem alten Heidelberger Historiker im Traume die blutenden Gestalten von Bonnier und Roberjot erschienen sind und auf die Mörder in Wien gedeutet haben?

Urtheile wie „der schlechteste und gewissenloseste aller Diplomaten jener Zeit" haben total gar keinen Werth, so lange sie eben bloß Urtheile d. h. subjektive Meinungsäußerungen bleiben.

Für den vorliegenden Fall hat es deshalb die Wissenschaft nur mit der Frage zu thun: Woher stammt die mit so vieler Bestimmtheit auftretende Behauptung Schlosser's? Und meine Antwort — das hatte Hr. Zandt nicht begriffen — lautete: aus einer unbestimmten Vermuthung. Ihrer Entstehung habe ich in meinem Vortrag nachgeforscht und den Keim in einem Gerücht gefunden, welches gleich nach der Katastrophe vom 28. April in Rastatt auftauchte. In den Kreisen der preußischen und der Preußen ergebenen Reichs-Diplomatie ward Graf Lehrbach bezüchtigt, seine Hand im Spiel gehabt zu haben, ohne daß man freilich über vage Andeutungen hinauskam und es wagte, offen mit der Anklage herauszutreten. Selbst Jean Debry, welcher Oestreichs Schuld leidenschaftlich voraussetzte, spricht nur in ganz hypothetischer Form den Gedanken aus, daß Graf Lehrbach dem Mordplan nicht fremd gewesen sei und daß er es auf die Papiere abgesehen habe. Das Gerücht, von Frankreich geflissentlich genährt, ward nach des Grafen Tode immer kecker, um während der 40er Jahre in einer ganzen Reihe

von Schriften an die Oeffentlichkeit zu treten. Es sind dies die von mir als unbewußte Quellen Hrn. Zandt's angeführten Produkte der Hormayr'schen und Lang'schen Muse, zu denen man noch die Zeugnisse von Pahl, Drais und Eggers gesellen kann. Von diesen Schriftstellern sind die Einen, wie Lang und Eggers, während des Rastatter Kongresses in untergeordneter Stellung thätig und so im Stande gewesen, das in den diplomatischen Kreisen cirkulirende Gerücht aufzufangen, Andre, wie Pahl, haben aus den mündlichen Aeußerungen Dohm's 'oder sie haben endlich nur aus der eigenen blühenden Fantasie und dem Haß gegen Oestreich und Graf Lehrbach geschöpft, wie Hormayr. Alle diese wackeren Gewährsmänner behaupten, daß Graf Lehrbach der Schuldige sei; es war nur noch nicht ganz ausgemacht zwischen Lang und Hormayr, ob der Bösewicht im englischen oder im östreichischen Solde gehandelt habe. Im Uebrigen wußte z. B. Pahl aus Dohm's Munde, daß es Lehrbach's Absicht gewesen sei, das französische Gesandtschaftsarchiv zu erbeuten, um sich über die von den Franzosen in Süddeutschland geplante revolutionäre Verschwörung und über die „allemanische" Republik zu unterrichten.

Freilich stimmten die thatsächlichen Angaben all' dieser Gewährsmänner im Einzelnen so wenig überein, daß ein jeder unbefangene Beobachter ihre Zuverlässigkeit bezweifeln muß. So verschlägt es dem Ritter von Lang Nichts, den 21. statt des 28. April als den Tag des Ueberfalls anzugeben ... doch das sind ja nur Irrthümer in den Daten: Kleinigkeiten für große Geister!

Der Einzige, welcher nicht blos subjective Vermuthungen mittheilt, sondern seine Nachrichten aus dem Munde eines Hauptbetheiligten geschöpft haben will, ist Hormayr. Ihm gegenüber hatte der alte Feldzeugmeister Maier v. Heidenfeld in trunkenen Stunden renommirt, daß er geheime Befehle zur Ausführung des Gesandtenmords — von wem wohl? — erhalten und dieselben auch, ohne sich um die Ursache zu bekümmern, vollstreckt habe.

Die Menge der Urtheilslosen lauscht begierig auf so pikante Histörchen. Wer aber Kritik übt und Hormayr kennt, weiß, wie glaubwürdig ein solches Zeugniß aus solchem Munde ist. Hormayr hat schon das frühere Leben Lehrbachs zur Zielscheibe seiner Angriffe gemacht, und hat Jedem, der es glauben will, versichert, daß Lehrbach nach dem Jahre 1778 in Baiern förmlich gewüthet und Karl Theodorn nur die Wahl gelassen habe, die baierischen Patrioten Lori, Obermayer, André u. A. an Oestreich auszuliefern oder verschwinden zu machen. Ueber Lehrbach's und Thugut's Theilnahme am Gesandtenmord hat er Stoff für einen ganzen Roman geliefert. Er behauptet, daß Thugut's Maitresse, Victoria v. Poutet, Lehrbach und Thugut, „diese ruchlose, nur mit den eigenen Ränken und Interessen beschäftigte Clique," den Mord angestiftet habe. Wer sich über die näheren Details dieser saubern Geschichte unterrichten will, findet sie in Louise Mühlbach's Roman: Napoleon in Deutschland.

Uebersieht man das ganze Gewebe trügerischer und beweisunkräftiger Behauptungen, welches sich durch die Bemühungen Hormayr's, Lang's und Consorten um Lehrbach's Namen gesponnen hat, und hält ihnen die wirklich verbürgten Thatsachen entgegen, so kann man füglich von einem Lehrbachmythos reden, der sich gebildet hatte, und den jetzt zu zerschlagen, mir Pflicht und Befriedigung ist.

Als erwiesen kann man nach dem Zeugniß Rosenstiel's annehmen, daß Papiere der Gesandten sich im östreichischen Hauptquartier befunden haben und nach etwa drei Wochen an den französischen General Klein in Unordnung und beschädigt zurückgeliefert worden sind. Das der einzige positive Anhalt für den Verdacht, Graf Lehrbach habe um der Papiere willen den Ueberfall organisirt. Ob er dieselben in Händen gehabt und gelesen, darüber wissen wir nichts. Dagegen steht es nach den unzweideutigsten, gerichtlich unanfechtbarsten Aussagen der Franzosen fest, daß nur Geld und Werthobjecte nicht Papiere von ihnen gefordert

wurden, und daß ferner die vorgefundenen Papiere vollkommen zweckwidrig und wiederholt von den mit diplomatischen Akten sicherlich unbekannten und in Lehrbach's tiefere politische Absichten schwerlich eingeweihten Szeklern in großer Menge („en grande partie") in die Murg geworfen worden sind. Es war also nur dem für Oestreich günstigen Zufall überlassen, ob die „wichtigen" Unterhandlungen mit Pfalz-Zweibrücken und den Revolutionären Süddeutschlands in's Wasser oder in die Hände Lehrbach's fielen. Wenn aber der erhaltene und nun einmal in die Gewalt der Militärmacht gelangte Rest der Aktenstücke in das Hauptquartier wanderte und gelesen wurde, so geschah damit nicht mehr, als auch heut zu tage in Kriegszeiten zu geschehen pflegt. Bei dieser ruhigen und vorurtheilsfreien Erwägung der Thatsachen fällt das ganze Fundament, worauf sich die Verdächtigungen Lehrbach's gründen, in sich zusammen.

In meiner Schrift über den Gesandtenmord habe ich überdies darauf hingewiesen, daß bisher weder eine mündliche noch schriftliche Aeußerung Lehrbach's beigebracht ist, auf welche sich der Verdacht stützen könnte, und habe zugleich Einiges aus den bisher unbekannten Depeschen Lehrbach's mitgetheilt. Ich bin weit entfernt davon, eine Anerkennung ihres Werthes durch Hrn. Zandt zu verlangen: ist er doch ganz außer Stande, historisch Bedeutendes von dem Kehricht der Geschichte zu unterscheiden. Lehrbach's Depeschen, die nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, sind gerade ihrer Unmittelbarkeit und Unbefangenheit wegen als eine wichtige Quelle der Zeitgeschichte anzusehen. Es sind keine Blau- und Gelb-Bücher: keine ostensiblen, für die öffentliche Meinung zurechtgeschnittenen Kabinetsschriften; und das bedingt ihren Werth.

Aeußert Lehrbach seinen Abscheu über den Gesandtenmord, so ist uns dies für seine Gesinnung gerade so charakteristisch, wie uns für Thugut's Gesinnung der Ausdruck des Schmerzes über

das Geschehene charakteristisch ist, den er in einem Brief an Colloredo niedergelegt hat: C'est un événement à tous égards funeste que celui de Rastatt qui donnera au Directoire et à tous les malveillants un beau prétexte pour déclamer contre nous et pour nous imputer les horreurs les plus extravagantes.*) Fürwahr: wenn man dem Directorium die Tollheit nicht zutrauen kann, die That selbst organisirt zu haben, so darf man auch nicht annehmen, daß das Wiener Kabinet die Gefälligkeit gegen seine eignen Feinde so weit getrieben hat, dieselben wirksamst zu unterstützen!

Aus dem Umstand, daß ich mich hauptsächlich mit dem Lehrbachmythos beschäftigt, läßt sich nun aber keineswegs folgern, daß ich den Werth der Untersuchungsakten unterschätzt habe. Hr. Zandt scheint zu glauben, ich sei aus Gefälligkeit gegen die östreichische Regierung auf diese Akten nicht eingegangen, und ist sich vollkommen klar darüber, daß dieselben Stoff zu den schwersten Anklagen gegen Lehrbach liefern müßten. Wäre doch Hr. Zandt statt meiner nach Wien gegangen! Wenn er dort auf seine Anfrage nach den Untersuchungsakten gegen Barbaczy und Burkhard die Antwort erhalten hätte, daß dieselben weder im K. K. Hof- u. Staats-, noch im Reichs- und Kriegsarchiv zu finden seien, ich glaube, er würde verstanden haben, die Lücke zu füllen. Im Nothfall hätte er sich bloß an L. Mühlbach zu wenden brauchen, welche sicherlich im Stande ist, die gravirendsten Untersuchungsakten aus ihrer blühenden Fantasie hervorzuzaubern.

Jedenfalls blieb es bisher ein ungelöstes Räthsel, weshalb man die einmal begonnene Untersuchung von Wien aus fallen ließ, und nun hat die Erklärung, die ich darüber gegeben — so

---

*) Brief vom 5. Mai 1799. Vgl. Dr. v. Vivenot's Mittheilung in den Sitzungsberichten der K. K. Akademie der Wissenschaften in Wien vom 28. April 1869.

neu und überraschend sie sein mag — das Unglück, Herrn Zandt ganz besonders zu mißfallen. Ich habe darauf hingewiesen, daß die Sistirung aus Gründen hoher Politik, nämlich aus Rücksicht auf die Bourbons erfolgt sei.

Das dünkt dem Herrn Lyceumsprofessor ganz unglaublich. Er vermag es nicht zu fassen, daß der Wiener Hof dem Sturm der über den Mord empörten öffentlichen Meinung lediglich aus Respekt vor dem alten legitimen Herrscherhause trotzen konnte.

Nun freilich, wenn Oestreich heutzutage etwa durch hannöversche Emigrirte ähnlich kompromittirt würde, wie damals durch französische, so würde die östreichische Regierung sich nicht besinnen, der Untersuchung die größtmögliche Oeffentlichkeit zu geben und an die Meinung des großen Publikums zu appelliren. Es liegt aber eine Kluft zwischen Sonst und Jetzt, zwischen dem heutigen parlamentarischen und dem ehemaligen absoluten Regierungssystem. Hr. Zandt scheint nicht zu wissen, wie mißtrauisch und rücksichtslos man im alten Oestreich gegen Alles war, was „öffentliche Meinung“ hieß. Steigerte sich doch das Mißtrauen zur Zeit des Metternich'schen Systems bis zu dem Grade, daß man Concessionen blos deshalb nicht machte, weil sie von der öffentlichen Meinung gefordert wurden.

Zu den bekannten literarischen Unredlichkeiten gehört es, daß man eine Stelle aus ihrem Zusammenhange herausreißt, um dann dem Verfasser Ungereimtheiten und Widersprüche zur Last legen zu können. — So entdeckt Hr. Zandt einen häßlichen Widerspruch darin, daß ich S. 52 vom Oberst Barbaczy einer Seits sage, daß er die Absichten der Emigranten gekannt haben möge, anderer Seits: er habe mannhaft seine Entrüstung über das Geschehene ausgesprochen. Hr. Zandt hätte aber den ganzen Zusammenhang, sowie die von mir über Barbaczy's Benehmen vor dem Pfarrer von Rothenfels angezogene Erzählung mittheilen sollen, damit auf die „mannhaften“ Aeußerungen Barbaczy's das rechte Licht fallen

könne. Ist die Belesenheit des Herrn Lyceumsprofessor eine so geringe, daß er nie von „mannhaften Worten“ und „großen Reden“ gehört, daß er nicht weiß, was man sich darunter zu denken hat? Meine Ausführungen zielten dahin, nachzuweisen, daß Barbaczy, der schon im Hohenlohe'schen mit den Emigranten in ein vertrauteres Verhältniß getreten war, kein reines Gewissen hatte — Grund genug für Hrn. Zandt, um im Oberst Barbaczy ein unglückliches Opfer der östreichischen Kabinetspolitik zu sehen! Die Untersuchungsakten tauchen vor Hrn. Zandt's inspirirten Blicken auf; und im Geiste vernimmt er, wie Oberst Barbaczy, zum Verhör gezogen, mannhafte Reden hält und freimüthig den Grafen Lehrbach, Thugut und das Wiener Kabinet als die eigentlichen Anstifter des Mordes bezeichnet.

Man sieht, wie die Lorbeern der Luise Mühlbach unseren Karlsruher „Hauptpastor“ nicht schlafen lassen. — Warum „Pastor“? Man lese S. 9 seiner „Beleuchtung“. Dort wird man finden, daß Hr. Zandt nicht blos ein feiner Kritikus sondern ein noch besserer Christ ist. Ein schon vor mir von Häusser theilweise abgedrucktes Flugblatt „die Passion“ erregt die tiefste Entrüstung jener frommen Seele. Sei dieselbe hiermit allen Zionswächtern und dunkeln Brüdern des seligen Hauptpastor Goeze bestens empfohlen!

Doch wenden wir uns von dem kritischen zu dem „positiven“ Theil der Zandt'schen Schrift, zu den Aufzeichnungen des Herrn Zandt senior, „Prorektor von Pforzheim ehemaliger Kirchenrath und Lyceumsdirektor in Karlsruhe.“

Man kann dieselben im besten Falle als eine neue Anekdotensammlung über den Gesandtenmord ansehen. Das Neue gehört in das Reich der Gerüchte und Fabeln; das unbestritten Wahre ist schon längst bekannt.

Hr. Zandt berichtet (S. 25), „daß die Gesandten in fünf

Wagen waren, welche von markgräflich badischen Stallbedienten geführt wurden; daß die Thore und der Weg an den Rhein von Szekler Husaren besetzt waren, welche die an der Brücke mit Fackeln aufgestellten Polizeidiener Patrioten! schalten, ihre Fackeln auslöschten und sie fortjagten."

Es waren aber zunächst nicht fünf, sondern nach dem von Dohm herrührenden „Authentischen Bericht", mit welchem die Angaben Jean Debry's übereinstimmen, acht Wagen. Im sechsten saß der von Hrn. Zandt vergessene ligurische Gesandte Bokkardi, und in den folgenden befanden sich „Effekten und Bediente".

Die Notiz, daß man die badischen Polizeidiener „Patrioten" schalt, ihre Fackeln auslöschte und sie wegjagte, würde ich acceptiren; allein sie findet sich weder im „Authentischen Bericht", noch in Jean Debry's Depeschen, noch in dem mir vorliegenden handschriftlichen badischen Subdiarium. Sie ist an und für sich zu wichtig, als daß diese gleichzeitigen Quellen sie verschwiegen hätten und wir sie auf das bloße Zeugniß von Hrn. Zandt annehmen könnten. Dagegen weiß man freilich aus der Aussage Laublin's, daß der Anführer der Szekler gerufen hat: hâchez ces coquins de patriotes!

Auch der Bericht Hrn. Zandt's von Roberjot's Tode und den Abenteuern Jean Debry's muß an der Hand der gleichzeitigen Zeugen kontrolirt werden.

Auf S. 31 erzählt Hr. Zandt sen., er habe von dem Grafen Solms-Laubach Folgendes vernommen:

„Am 28. April habe der dänische Gesandte von Rosenkranz abreisen wollen, sei aber von dem in Rastatt kommandirenden Rittmeister der Szekler Burkhard an der Abreise verhindert worden, ungeachtet er — sehr entrüstet darüber — sich auf sein Gesandtschaftsrecht berufen habe. Am folgenden Tage (29.) sei er diesem Rittmeister auf der Straße begegnet, der ihm zugerufen habe: „Nun, habe ich recht gehabt, daß ich Sie gestern nicht fort-

ließ?" Als ihm der dänische Gesandte nachher in Gegenwart anderen Gesandten diese mit ihm gehabte Unterredung vorhielt, habe er erwidert: „Wollen Sie mit mir eine Inquisition anstellen?"

Dieser Aussage, der Hr. Zandt junior große Wichtigkeit beimißt, vermögen wir die ungleich schlagendere Erklärung des dänischen Gesandten selber entgegenzustellen, aus welcher sich mit Evidenz ergibt, daß die Begegnung mit Rittmeister Burkhard auf der Straße und die interessante Aeußerung Burkhard's eine Erfindung entweder des Grafen Solms oder des alten Herrn Zandt sind. Burkhard hat nämlich die Frage: „Wollen Sie hier mit mir eine Inquisition anstellen?" gleich nach der That in der Nacht vom 28. auf den 29. April an den dänischen Gesandten gerichtet, (Vgl. den Autenthischen Bericht S. 10 Abdruck von 1869) und diese Frage bezog sich auf den Wortwechsel, der kurz zuvor, am Abend des 28., zwischen Herrn v. Rosenkranz nnd dem Rittmeister der Husaren Statt gefunden hatte. Rosenkranz war an der Abreise behindert und ihm bedeutet worden, „er habe für Nichts als seine eigene Sicherheit zu sorgen." (Vgl. Auth. Bericht S. 6.) Diesen verdächtigen Umstand (dessen Constatirung wir aber nicht Hrn. Zandt's Anekdoten, sondern dem authentischen Bericht verdanken) hielt nun der dänische Gesandte dem Rittmeister vor und dieser erwiderte: Wollen Sie mit mir eine Inquisition anstellen? Daß aber Burkhard am 29 April den Dänen auf der Straße angerufen habe „Nun habe ich Recht gehabt u. s. w." und daß dieser Däne sich am 28. bereits auf diese Aeußerung Burkhard's bezogen und ihn darüber zur Rede gestellt habe: das begreife wer kann!

Die S. 32 citirten Aeußerungen Burkhard's, „es sei ein Unglück, aber wer dafür könne u. s. f." fielen am 29.; die kurz zuvor S. 31 citirten „Es sei ein unglückliches Mißverständniß" in der Nacht zuvor, und es ist charakteristisch für die völlig unkritische

und schülerhafte Darstellungsart des alten Herrn Zandt, daß er beides untereinander wirft.

Der auf S. 32 u. 33 erwähnte Bericht des Notar Mezger hat nur Interesse für die Liebhaber müssiger Klatschgeschichten und geheimnißvoll nichtssagender Andeutungen, von denen die Romanliteratur über den Gesandtenmord wimmelt. Es scheint demnach fast, als ob Faßbender, der Sekretär und Vertraute des Erzherzogs Karl, Mitwisser oder Anstifter des Mordes gewesen sei, was freilich mit den Versicherungen von der Unschuld des biedern Erzherzog Karl nicht recht stimmen würde. Doch hilft sich Herr Zandt senior, indem er gerüchtsweise erwähnt, daß die Unterschrift des Erzherzog Karl gefälscht worden sei, und sein Sohn hat sogleich die Vermuthung in petto, daß Graf Lehrbach bei der Fälschung betheiligt gewesen sein könnte; denn er fragt ahnungsvoll: Wo war damals Graf Lehrbach? und antwortet sich selbst: Von Rastatt war er, wenn ich nicht irre, am 13. April abgereist. Beruhigen Sie sich, Herr Professor; Graf Lehrbach war in München und von Rastatt war er den 9. März abgereist. *)

Die Anekdote über „Lehrbach's Bedienten" George (S. 34) ist für die Entstehung des Lehrbachmythos recht charakteristisch. Lehrbach's Bedienter, dieses Ungeheuer in Lakaienuniform, soll nämlich den Mord geleitet und die Gesandten um ihre Namen und Päße gefragt haben; und „es ist gewiß," fügt Herr Zandt sen. bedeutend hinzu, daß er erst einige Tage nach dem Gesandtenmord von Rastatt abgereist ist."

Geht man auf die übereinstimmenden Berichte gleichzeitiger Zeugen, Jean Debry's, Bokkardi's und Laublin's zurück, so entpuppt sich Lehrbach's angeblicher Bedienter George als ein Kutscher Metternich's, der übrigens schon im Anfang April von seinem Herrn entlassen war.

---

*) Bad. Subdiarium vom 10. März 1799.

Ist dieses das „zumal für historische Thatsachen und Daten ungewöhnlich treue Gedächtniß“, welches Herrn Zandt sen. „bis in's Greisenalter geblieben“?

In der That man konnte dem Andenken des „Prorektors von Pforzheim“ keinen traurigeren Dienst erweisen, als indem man den alten Herrn von einer wahren garrulitas puerilis befallen dem Publikum vorführte.

Herrn Zandt junior aber stelle ich hiermit an seine Lyceumszöglinge zurück und rathe ihm, wenn er einmal um die Wahl eines Aufsatzthema's verlegen ist, das tiefsinnige Sprichwort zu wählen:

ne sutor ultra crepidam.

Freiburg i. Br. Mai 1869.

Offenes Sendschreiben

an

die Ultramontanen Bayerns und Süddeutschlands

von einem süddeutschen Ultramontanen.

Erwiderung auf die Broschüre:
„Morgenröthe einer bessern Zukunft für ganz Deutschland und Ergänzung des offenen Sendschreibens an den Herrn Erzbischof von München.“

München, 1868.
Verlag von Caesar Fritsch.

Gedruckt bei J. Gotteswinter & Mößl in München.

Verehrliche Gesinnungs- und Glaubensgenossen!

Also nenne ich Euch insoferne wir eins sind in katholischer Gesinnung, in Anhänglichkeit an die katholische Kirche, die da ist die „Säule und Grundfeste der Wahrheit"*) wenn wir auch vielfach in dem Punkte unserer politischen Ueberzeugungen abweichen.

Eins sind wir und wollen wir sein im Glauben, den die Kirche lehrt und wie ihn die Kirche lehrt, deren sichtbares Oberhaupt der heilige Vater in Rom ist — der schwerbedrängte edle Heldengreis Pius IX. — und der zuletzt im Tridentinischen Glaubensbekenntniß seinen vollsten Ausdruck gefunden hat, welches heute noch wie vor 300 Jahren unser Fundament, die Basis bildet auf welcher wir stehen und stehen bleiben wollen bis ans Ende aller Tage; Eins sind wir in der Hoffnung auf Jesum Christum, der für uns Alle den Kreuzestod gestorben und uns erlöset hat, und auch eins in der Hoffnung, daß der Herr Alles zum Besten lenken werde, wenn uns auch Manches, was der Rathschluß des Allmächtigen über uns zu verhängen befunden hat, fast unerträglich und hart erscheint.

Eins sind wir endlich, und wollen wir sein in der Liebe, woran man uns als wahre Christen erkennen soll. Wir wollen dem ersten und höchsten Gebote des göttlichen Heilandes Folge leisten, und uns innig und brüderlich lieben, wenn auch unsere politischen Beziehungen weit auseinandergehen und ein Theil von Uns etwa Ereignisse als glückbringend und nothwendig finden sollte, die einen anderen Theil mit Trauer und Schmerz erfüllen, unsere irdischen Interessen sind mannigfaltiger Art, das liegt in der göttlichen Fügung.

An die „Ultramontanen" richte ich meinen Brief. Ich selbst nenne mich einen „Ultramontanen vom reinsten Wasser." Unsere

*) 1 Thimoth. III. 15.

Gegner glaubten uns einen Schimpfnamen beizulegen, als vor etwa 19 Jahren dieses an und für sich ziemlich widersinnig gewählte Wort in Kurs kam, aber die Bezeichnung „Ultramontaner" ist ein Ehrentitel geworden, ein Prädikat, auf das wir Alle stolz sein dürfen. Lassen wir uns von dem Pöbelgeschrei nicht einschüchtern, treten wir entschieden als „Ultramontane" auf und bekennen wir Farbe, überall und stets, wo es Noth thut.

Ja, ich wiederhole es, ich bin ein Ultramontaner vom Scheitel bis zur Zehe; ultra montes sitzt für mich der König aller Könige, dem der Herr seine Stellvertretung auf Erden, die Schlüssel über seine Kirche gegeben hat, der Nachfolger des größten ersten Apostels, dessen Centenarium wir vor wenigen Monaten in begeisterter Weise gefeiert haben. Aber dieser mein ultramontaner Standpunkt hindert mich nicht — und braucht meiner Ansicht nach keinen Ultramontanen zu hindern — sein irdisches Vaterland zu lieben, dessen Größe zu wünschen und zu befördern, ein Patriot im vollen Sinne des Wortes zu sein.

Es ist eine schlaue und gefährliche Begriffsverwechslung, ein teuflisch kluges Kampfmittel unserer Gegner, ultramontan mit politisch reaktionär oder partikularistisch zu identificiren. Glaubet mir, diese Taktik unserer Gegner hat uns und unseren Interessen schon sehr viel Schaden gebracht und selbst Viele in unseren Reihen wankend und irre gemacht. Gar oft konnte ich in meinem Amtsberufe die Aeußerung hören: Ich bin Katholik mit Leib und Seele, aber den Ultramontanen kann ich mich nicht anschließen, denn ich bin deutsch gesinnt und mein sehnlichster Wunsch ist die politische Einheit meines Vaterlandes! Welche Begriffsverwirrung. Als ob wahre deutschpatriotische Gesinnung mit Ultramontanismus nicht vereinbar wäre. Als ob wir, weil wir in Rom den Sitz des Oberhauptes der Kirche verehren, deßhalb nicht ebenso warm für das Oberhaupt unseres engeren Vaterlandes, für den Ruhm und die Größe unseres Vaterlandes fühlen dürften, als ob wir etwa gar vermöge unserer ultramontanen Gesinnung bemüßigt wären, die Niederlage unseres Vaterlandes gleichgiltig anzusehen oder gar herbeizuwünschen, und die Unterjochung des deutschen Elementes etwa durch ein romanisches mit Freuden zu begrüßen. Vor einer solchen Deutung des Ultramontanismus bewahre uns Gott. Es mögen vielleicht Manche unter uns sein, die solche Hintergedanken haben, die, weil die vorigjährigen Ereignisse nicht ganz nach ihrem Willen und mit ihrer Mitwirkung erfolgt sind, deßhalb verdrüßlich und mürrisch geworden sind und an der Größe und Zukunft Deutschlands verzweifeln, ja sich soweit verirren, daß sie eine französische Einmischung in unsere inneren Angelegenheiten gar nicht ungerne sehen und den hinterlistigsten Feind

und Gegner des römischen Stuhles, jenen „Neffen des Onkels", der gleich Pilatus sich die Hände wusch, als man dem heiligen Vater die Delegationen raubte, und bei Castelfidardo dessen Getreue hinschlachtete, als „Retter" begrüßen möchten. Aber deren politische Gesinnung hat mit dem Ultramontanismus nichts gemein. Sie sind vielleicht ehrliche Ultramontane, vielleicht auch nicht; — (denn mehr als Einer benützt auch den Ultramontanismus als Aushängeschild, um egoistische und Privatzwecke zu verfolgen, sein Geschäft in Schwung zu bringen oder irdischen Nutzen zu erringen) — aber sei das wie es wolle, die Abirrungen und abweichende Denkungsart einiger Weniger ist fürwahr noch nicht maßgebend für die ganze Partei und deren Verhalten.

Ich bin ein Ultramontaner! ich bekenne es, aber ich fühle mich deßhalb nicht verpflichtet oder veranlaßt, mir politische Verhaltungsmaßregeln von irgend Jemanden dictiren zu lassen, die mit den kirchlichen Gesinnungen und Ueberzeugungen nichts gemein haben. Politische Gesinnung hat im Allgemeinen mit Ultramontanismus nichts zu schaffen. Es gibt Gottlob Ultramontane in aller Herren Ländern, in der amerikanischen Republik ebenso, wie in dem geknechteten Czaarenreiche, in der schweizerischen Eidgenossenschaft, wie in dem mittelalterlich regierten Spanien, in dem freien England und Belgien, wie in dem cäsarisch geknebelten Frankreich, in Oestreich wie in Preußen; die katholische Kirche ist als lebende Zeugin für die Wahrheit über die ganze Welt verbreitet. Deßhalb jedoch braucht der Katholik kein Kosmopolit zu sein, wie es etwa der Jude geworden ist und werden mußte, seit mit Erfüllung des Fluches, der Zerstörung des Tempels in Jerusalem das jüdische Volk aufhörte, das auserwählte Volk des Herrn zu sein und der alte Bund dem neuen weichen mußte. Man kann Katholik sein und zugleich ein englischer Vollblut-Patriot, oder ein glühender Republikaner Amerikas oder ein sein schweizerisches Vaterland mit Begeisterung liebender Eidgenosse. Man kann Katholik sein und doch sich über die Erfolge des preußischen Staates, über die politischen Veränderungen des vorigen Jahres aufrichtig und herzlich freuen. Ultramontanismus, ächte katholische Gesinnung, schließt eine warme begeisterte Liebe zum engeren Vaterlande nicht aus, vielmehr wird jeder ächte Katholik das Wort des Herrn getreu befolgen: Gott zu geben was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist.

Diese Grundsätze spreche ich heute nicht zum ersten Male aus, ich habe sie oft in katholischen Kreisen, in größeren Zirkeln betont und bin nirgends einem Widerstande begegnet, im Gegentheile stimmten gewichtige kirchliche Autoritäten mir bei und rühmten sogar meinen Eifer im Interesse unserer heiligen Sache, die

möglichst scharfe Trennung zwischen politischer und religiöser Gesinnung allerorts zu fördern.

Ein ganz besonderer Anlaß bietet sich mir heute dar, nochmals ausführlicher auf diese Frage zurückzukommen. Wie sich Manche meiner Gesinnungsgenossen erinnern werden, erschien im März ds. Js. in München eine Broschüre unter dem Titel „Offenes Sendschreiben an Se. Excellenz den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München-Freysing über die Haltung, welche der Katholik den politischen Veränderungen und Ereignissen der jüngsten Zeit gegenüber einnehmen soll.“

Jenen, die das Büchelchen, das in mehreren Auflagen erschien und wovon nahezu an 8000 Exemplare verbreitet wurden, nicht gelesen haben, muß ich in Kürze den wesentlichen Inhalt desselben wiederholen. Anläßlich einiger politischer Stellen in dem Fastenhirtenbriefe des von mir persönlich hochverehrten Herrn Erzbischofs von München, meines hochwürdigsten Oberhirten und Ordinarius wagte ich es u. a. folgende Sätze aufzustellen:

„Die katholische Kirche ehrt — getreu der Ermahnung des Apostels — den König, fürchtet Gott und gehorchet der Obrigkeit — mehr braucht man von ihr nicht zu verlangen. Mehr darf man von dem Katholiken als solchen nicht fordern. Die Begeisterung für diese oder jene Dynastie, muß dem subjektiven Gefühle eines jeden Einzelnen überlassen bleiben. Das hat Jeder mit sich selbst und seinen staatsbürgerlichen Pflichten abzumachen, einen Gewissenszwang gibt es hier nicht. Kein Bischof, kein Priester hat das Recht, dem einzelnen Katholiken politische Ansichten vorzuschreiben!“

„Wir glauben, daß es dem katholischen Interesse nicht förderlich sei, wenn sonst ausgezeichnete und von uns hochverehrte, mit Bewunderung gehörte Prediger in unserer Diöcese und anderswo politische Meinungen auf der Kanzel erörtern und subjective Urtheile über die Tagesfragen in den Rahmen einer sonn- und festtäglichen Predigt oder Christenlehre einschieben, wie dies zu unserem Bedauern bereits mehrfach — wenngleich in wohlmeinender patriotischer Absicht — geschehen ist. Dadurch wird — meinen wir — nur unsern Gegnern, den Feinden der Kirche ein Gefallen erwiesen, die in böser Absicht zur Predigt kommen, den Prediger aushorchen, seine Worte aufzeichnen, und mit mehr Schadenfreude als gewissenhafter Treue den Inhalt kirchenfeindlichen Blättern mittheilen. Meidet dagegen der Priester das leidige politische Gebiet, dann entzieht er den auflauernden Horchern den willkommenen Stoff und die gläubige Versammlung verliert mindestens nichts und der Prediger noch weniger, denn er gewinnt desto mehr Zeit die Worte desjenigen zu lehren, der

da gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen."

Ich warf in dieser Schrift ferner die Fragen auf: „**Wie hat sich der gläubige Katholik den politischen Ereignissen der Gegenwart gegenüber zu verhalten? Ist er berechtigt, den politischen Tagesfragen gegenüber neutral zu bleiben? Ist er bemüßigt, Partei zu ergreifen? Ist er bemüßigt, die politischen Gesinnungen seiner Bischöfe und Priester zu theilen? Ist es nothwendig und wünschenswerth, daß politische Tagesfragen auf der Kanzel, in geistlichen Schriftstücken, in kirchlichen Vereinen und Versammlungen besprochen werden?**

Diese offenen Fragen bildeten den Inhalt meiner Schrift. Ich war weit entfernt, mir eine Entscheidung anmassen, eine bejahende oder verneinende Antwort aufstellen zu wollen. Hierzu war weder ich berufen, noch ist es irgend ein Einzelner, er sei noch so fromm und gläubig, noch so angesehen, weise und gelehrt. Die Lösung der Frage müßte, wie ich glaube, von einer ganz anderen höheren Instanz entschieden werden: — Die höchste Instanz Rom hat noch nicht über diese Frage entschieden. Roma non locuta est, ergo causa non finita est."

Ich glaubte mich demnach darauf beschränken zu müssen, Material zur Klärung der Frage beizuschaffen, die Bedenken und Zweifel, die in mir und mehreren katholischen Gesinnungsgenossen entstanden waren zu erörtern und Alles zu vermeiden, was einer Provocirung, einer definitiven Entscheidung gleichkommen oder als eine solche gedeutet werden könnte.

Ich erlaubte mir, in Bezug auf meine oben aufgestellten Fragen einen naheliegenden konkreten Fall anzuführen: Soll z. B. der Katholik gegenüber den durch die Ereignisse des vorigen Jahres hervorgerufenen Neugestaltungen der politischen Verhältnisse Deutschlands eine entschiedene Parteistellung einnehmen? Ist der katholische Priester unserer Diöcese durch die Obedienz gebunden, die von Preußen veranlaßte und durchgeführte Politik zu mißbilligen, oder bleibt es seinem persönlichen Ermessen anheimgestellt, hierüber frei zu denken, zu sprechen, zu lehren, vorausgesetzt natürlich, daß er nicht gegen die ewig unwandelbaren Grundsätze der Moral oder die Gesetze des Staates verstößt?

Ferner: ist der katholische Laie bei seinem Gewissen verpflichtet, politische Grundsätze, die er von geheiligter Stätte vorgetragen hört, unbedingt gutzuheißen, zu adoptiren und seine Handlungsweise darnach einzurichten, oder ist es ihm gestattet, über solche Meinungen, die mit den wandelbaren politischen Tagesfragen im engen Zusammenhange stehen, auch wenn sie von den Kanzeln gelehrt werden, anderer Meinung zu sein, als der betreffende Kanzelredner? Ist es dem Laien wohl gar gestattet, seinen dies-

falls abweichenden Ansichten offenen Ausdruck zu geben, es laut und ungescheut zu bekennen: diese und jene ausgesprochene politische Ansicht theile ich nicht, und finde ich von meinem subjectiven Standpunkte entschieden irrig. Ich bekämpfe sie, obgleich die Worte an geheiligter Stätte von einem geweihten Diener der Kirche, welchem der Diöcesanbischof das Predigtamt übertragen hat, ausgesprochen worden sind!

Ich untersuchte die aufgestellten Fragen vom Standpunkte der kirchlichen Theorie und Praxis, wie auch vom politischen und Opportunitätsstandpunkte, ich verließ keinen Augenblick den Boden der heiligen Kirche und hatte mich vor Abfassung meiner Broschüre und nochmals vor Drucklegung des Manuscriptes mit hervorragenden Kirchenrechtslehrern über diese Fragen besprochen, keiner fand Veranlassung, meine Meinung zu bestreiten. Kein Synodal- oder Concilsbeschluß, kein Kirchengesetz, kein päpstliches Decretale ist aufzuweisen, worin das Gegentheil gelehrt wird. Es gibt kein Dogma, welches das Gewissen des Katholiken binden würde, diese oder jene politische Meinung zu theilen, oder vollzogene Staatsveränderungen zu mißbilligen. Ich kenne keinen casus reservatus, der mir verbieten würde, die Neugestaltung Deutschlands zu billigen, mich über das Ende der churhessischen Churfürstenwirthschaft oder des Welfenrégimes oder der Krämerrepublik Frankfurt herzlich zu freuen.

Weil aber kein solches Verbot existirt, weil ich mit meinen Pflichten als getreuer Sohn der heiligen Kirche ebenso wenig in Conflict kam, wie mit meinen staatsbürgerlichen Pflichten, wenn ich die — leider durch einen blutigen Bürgerkrieg — bewirkte politische Neugestaltung Deutschlands als einen Umschwung zum Besseren, als einen ersten bedeutungsvollen Schritt zu der, von allen Parteien ersehnten Einigung und achtunggebietenden Machtstellung unseres deutschen Vaterlandes begrüßte, so sprach ich es offen und ehrlich aus, daß ich und viele hunderte Katholiken nicht jene politischen Anschauungen theilten, die unser hochverehrungswürdiger Oberhirt am Eingang seines jüngsten Fastenhirtenbriefes ausgesprochen hat.

Ich sprach meine subjective durch meine Ausführungen begründete Ueberzeugung aus, daß es nicht wünschenswerth erscheine, wenn von katholischer Seite schon jetzt gegenüber der neuen Verfassung Deutschlands in entschiedener Weise Partei genommen wird. Auch hier könne man nicht wissen, ob diese Veränderungen nicht zum Heile und zur Erhöhung unserer hl. Kirche dienen, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, werde dies der Fall sein. Es könnten Zeiten kommen, wo der Katholik Deutschlands die von mancher Seite so hart beurtheilte und vorschnell verurtheilte

politische Neugestaltung als den Beginn einer neuen glänzenden Aera für die hl. Kirche segnen und preisen wird, es kann freilich auch das Gegentheil eintreten: wir wissen es nicht, die Zukunft liegt in Gottes Hand und ist für uns ein verschlossenes Buch!

Darum richtete ich schließlich an die Katholiken im Süden und Norden Deutschlands, ganz besonders an jene der Münchner Erzdiözese die Bitte, im Vertrauen auf Gott dem Allbarmherzigen abzuwarten, wie sich das im Vorjahr mit „Blut und Eisen" begonnene Werk der Neugestaltung unseres gemeinsamen irdischen Vaterlandes gestalten wird, und bis zur Consolidirung der Zustände eine neutrale oder wenigstens reservirtere Haltung zu bewahren, um nicht durch übergroßen Eifer oder frühzeitige Billigung oder Verdammung die Interessen unserer hl. Kirche zu schädigen, die katholischen Gewissen zu binden oder zu beschweren.

Ferne war es von mir, den hochwürdigen Predigern unbefugten Rath ertheilen, oder die einzelnen Glaubensgenossen zum Aufgeben ihrer persönlichen — von unseren Anschauungen abweichenden — Meinungen bewegen zu wollen. Was ich im Namen Vieler verlangte und auch von der Weisheit Seiner Excellenz zu erbitten wagte, das war vielmehr, daß man nicht die katholische Gesinnung mit dem politischen Parteistandpunkte verwechsle oder vermenge! Denke jeder in politischen Fragen wie er wolle, wie er es mit seinem Gewissen zu vereinen mag, aber suche Keiner den Anderen eine politische Meinung aufzunöthigen und für politische Systeme im Namen der Kirche Proselyten machen zu wollen. Ich glaubte mein ehrfurchtsvolles Schreiben an meinen hochwürdigsten Oberhirten nicht besser schließen zu können, als mit den so schönen — besonders in unseren Tagen beherzigenswerthen Worten des großen Kirchenlehrers St. Augustin:

In necessariis unitas, — in dubiis veritas, — in omnibus charitas! — (In dem Nothwendigen: die Einheit, im Zweifelhaften: die Wahrheit und in Allem: die Liebe!)

Dies war der wesentliche Inhalt meines Büchleins, das unter andern eine ausführliche Schilderung der Verhältnisse der katholischen Kirche zur Staatsgewalt in den neu annectirten preußischen Provinzen: Hannover, Nassau, Frankfurt a. M., Churhessen, ferner in den alten Provinzen der preußischen Krone (Seite 18—37) enthielt.

Wer sich mit dem Inhalt näher vertraut machen will, möge das Büchlein selbst zur Hand nehmen*)

Die Hauptsätze des politischen Theils des Buches gipfelte in der durch Thatsachen nachgewiesenen Behauptung, daß das ka-

*) Es erschien München 1867. Verlag von Cäsar Fritsch, Theatinerstraße 44.

tholische Interesse durch die Annexionen und die Vergrößerung des preußischen Staates durchaus nicht gefährdet oder beeinträchtigt wurde. Die katholische Kirche war in den nunmehr annectirten Ländern allerdings nicht mehr jenen lästigen Beschränkungen und jener staatlichen Bevormundung ausgesetzt, unter welcher sie vor dem Jahre 1848 in den protestantischen Staaten — und fügen wir hinzu auch in den katholischen, in welchen der Febronianismus und Josefinismus zur Staatsmaxime geworden war — zu leiden hatte. Im Ganzen genommen, konnte man mit der Stellung der Kirche sowohl in Hannover wie in Nassau zufrieden sein, weniger allerdings in Churhessen, wo der bureaukratische Einfluß stärker war und sich mehr Geltung zu verschaffen suchte, als in den früher genannten Ländern. In Hannover können wir sogar von einem ganz befriedigenden Aufschwung des kirchlichen Vereinslebens sprechen und die erfreulich rasche Bildung neuer Gemeinden verzeichnen. Man war hohen Orts gerecht gegen unsere Glaubensgenossen und mehr haben wir nicht verlangt. Absichtliche und gehässige Belästigungen kamen nicht vor, wir erreichten, was unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichen war.

Diese relativ günstige Stellung unserer Kirche wurde jedoch durch die Besitznahme dieser Länder von Seite Preußens nicht alterirt, im Gegentheil, die Stellung der Kirche wurde in vielen wesentlichen Punkten noch eine viel günstigere und freiere als bisher. Thatsache ist es, daß die Stellung der katholischen Kirche zur Staatsgewalt in keinem zweiten deutschen Staate günstiger ist als in Preußen, und mit Dank müssen wir es anerkennen, daß, was die innere Freiheit, die Befreiung von behördlichen Bevormundungen, bureaukratischen Eingriffen betrifft, wie sie fast in allen anderen deutschen Ländern an der Tagesordnung sind, unseren Glaubensgenossen in Preußen wenig oder gar nichts zu wünschen übrig bleibt.

Mit letzterem Satze glaubte ich nicht etwa eine neue oder nicht schon längst bekannte Thatsache nachgewiesen zu haben. Blätter von entschieden katholischer Haltung und Tendenz, wie die „Augsburger Postzeitung“, der „Pfälzer Bote“ (Heidelberg), die „historisch-politischen Blätter“, das „Freiburger Kirchenblatt“ u. A. hatten früher und in neuester Zeit auf die viel freiere und günstigere Stellung der katholischen Kirche in Preußen als in den anderen deutschen Staaten hingewiesen. Ja, ich hätte mich auf eine Autorität ersten Ranges berufen können, auf den bekannten allgemein geachteten Professor des Kirchenrechtes an der Universität zu Prag, Dr. Schulte, dessen entschieden katholische

Gesinnung, seltene Gelehrsamkeit und große Kenntniß des Kirchenrechtes genügt haben würde, um die Gegner meiner Schrift zum Schweigen zu bringen.

Professor Schulte wies schon vor mehr als 10 Jahren in einer gelehrten Abhandlung, welche durch das Geschrei der in- und ausländischen Presse gegen das österreichische Concordat hervorgerufen wurde, unwiderleglich nach, daß die Gesetzgebung des preußischen Staates der katholischen Kirche einen viel größeren und freieren Wirkungskreis gestatte, als ihr durch das Concordat im österreichischen Kaiserstaate eingeräumt worden sei. Warum suchten die Gegner meiner Schrift nicht diese Autorität zu widerlegen, der ich meine Darstellung zum Theile entlehnt hatte?

Der Umstand jedoch, daß ich Preußen Gerechtigkeit wiederfahren ließ, daß ich nicht gleich Anderen den blinden tollen Haß gegen den nordischen Großstaat theilte, genügte, um mein Buch bei einem kleinen Bruchtheile der süddeutschen Presse in Mißkredit zu bringen und da ein Todtschweigen desselben unmöglich war den Autor zu verdächtigen und zu verketzern. Der „Volksbote“ — ein Blatt das wir sonst seiner Festigkeit, Ueberzeugungstreue und Energie wegen achten müssen, — ging soweit, den Autor, der ihm gar nicht bekannt sein konnte, als einen „preußischen Falschwerber“ zu denunciren und vor dem Buch zu warnen, als ob es Irrlehren à la Strauß oder Renan predigte. Ja in seinem Eifer passirte Hrn. Dr. Zander oder dessen General-Adjutanten Hrn. Sigl (einem übrigens ganz famosen Kempen und Klopffechter) das Menschliche, daß sie einen in München domicilirenden Literaten, der so ziemlich allgemein als preußischer Preß-Agent betrachtet wurde, für den eigentlichen Verfasser hielten, und die Entstehung des Buches in dem preußischen Gesandtschafts-Hotel vermutheten. Volksbote und Consorten waren — wenn noch niemals — diesmal auf entschieden irriger Fährte. So zufrieden wir als Katholiken im Allgemeinen mit der preußischen Regierung sein können, glauben wir doch nicht, daß dieselbe so viel Eifer und Vorliebe für unsere Kirche besitzt, um mit dem Gelde des Preßfonds ultramontane Broschüren anfertigen zu lassen; und wer meine Broschüre gelesen hat, der hätte doch — sollte ich meinen — über Tendenz und Autorschaft kaum einen Augenblick in Zweifel sein können. Indeß, irren ist menschlich und gewiß hat mir die Vermuthung des Volksboten über die Autorschaft meines Buches kaum weniger Heiterkeit verursacht als dem vermeintlichen preußischen Preßbureau-Agenten und dessen Brodherren.

Für diese weniger verletzende als erheiternde Volksboten-

Kritik entschädigte mich hinlänglich die schmeichelhafte Aufnahme, welche mein gewiß mit bester und reinster Absicht verfaßtes Büchlein in weiten katholischen Kreisen und die Beachtung, die es namentlich in der katholischen Tagespresse gefunden hat. Mit Ausnahme des „Volksboten" der hier seinen politischen Standpunkt festhielt, wozu er allerdings berechtigt war, worin er jedoch vielleicht ein bischen zu weit ging, fand sich keine Stimme, die für mein Büchlein entschiedenen Tadel gehabt hätte. Selbst Blätter, deren politische Richtung nicht mit den von mir ausgesprochenen politischen Anschauungen einverstanden waren, zollten dem Buche schmeichelhaftes Lob und ehrende Anerkennung, wie z. B. der von dem trefflichen Lindau redigirte „Pfälzer Bote", das „Mainzer Journal", das „Freiburger Kirchenblatt" u. A. Die beiden letztgenannten Journale entnahmen meiner Broschüre größere Abschnitte, um sie ihren Lesern mitzutheilen. Die Augsburger Postzeitung brachte nicht weniger als fünf Besprechungen, sämmtlich mehr oder minder günstig lautend und ohne die Schwächen des Buches zu übersehen, die ich gewiß am wenigsten verkenne, empfahlen die verschiedenen Correspondenten das Büchlein und rühmten die katholische Ueberzeugungstreue des Verfassers und die freimüthige offene Sprache. Daß hie und da preußische Tendenzmacherei dem Autor vorgeworfen wurde, konnte ich nicht verhindern; meine Absicht war es als ich das Buch schrieb, keine andere als der Wahrheit die Ehre zu geben, weßhalb ich auch das Apostolische Wort: „Die Wahrheit wird Euch frei machen!" als Motto wählte.

Noch schmeichelhafter waren für mich die Urtheile und Aussprüche von hochverehrten Priestern und Celebritäten der katholischen Wissenschaft. Die hochwürdigsten Herren Bischöfe von Osnabrück, Hildesheim, Limburg lasen — wie aus Schreiben von Personen, welche denselben in dienstlicher Beziehung nahestehen, hervorgeht — die Schrift „mit großem Interesse" und Anerkennung des „vielen Wahren, was in dem kleinen Büchlein enthalten sei", namentlich aber der „entschiedenen katholischen Gesinnung des Autors und dessen festen energischen Auftretens gegen die kirchenfreundliche Tagespresse."

Der hochw. Hr. Bischof von Trier Dr. Pellbram beehrte den Verfasser mit einem sehr huldvollen väterlichen Anerkennungsschreiben.

Der hochw. Hr. Bischof von Mainz soll nach einer, dem Verfasser kürzlich in Innsbruck mitgetheilten mündlichen Versicherung sich über die Broschüre beifällig ausgedrückt haben. (Eine direkte Aeußerung des Hrn. Bischofs über das Buch ist dem Autor allerdings nicht zugekommen.)

Drei der ausgezeichnetsten und gelehrtesten katholischen Priester, Abt Haneberg, Dr. Döllinger und Stadtpfarrer Thissen in Frankfurt a. Main sprachen sich ebenfalls im Ganzen anerkennend über das Buch und zustimmend über die vom Verfasser versuchte Lösung der „noch offenen Fragen“, so wie über die ächt katholische Unterwürfigkeit des Verfassers unter die Autorität der hl. Kirche aus.

Es würde die Leser dieser Schrift ermüden und mir als Eitelkeit die für einen katholischen Autor, der nur die Wahrheit als Endziel verfolgt, wenig passen würde, gedeutet werden, wollte ich die zahlreichen Briefe, die mir aus Anlaß persönlicher Uebersendung meiner Broschüre von Priestern und Laien zugekommen sind, hier aufzählen oder mittheilen. Selbst aus Oestreich, dessen Zustände und Zukunft in meinem Büchlein wahrlich nicht im rosigsten Licht geschildert wurden, kamen mir von vielen Bekannten — auch aus Klöstern und Congregationen — anerkennende Schreiben zu. Diese Zustimmungen waren mir genügender Ersatz für die komische Verwechslung des Volksboten, für die kühle Zurückhaltung einiger Freunde, die in vielen Punkten mit mir gesinnungsverwandt sind und mehrfache Schmähartikel radikaler Zeitungen, wie z. B. der „neuen freien Presse“ und anderer Wiener Judenblätter, des Nürnberger Anzeiger u. s. w. Namentlich der Tadel des letztgenannten Blattes konnte mir nur zur Ehre gereichen.

Durch längere Zeit von München abwesend, machte man mich nach meiner Rückkehr von Paris auf ein Büchelchen aufmerksam, das als Antwort auf mein „offenes Sendschreiben“ mittlerweile erschienen war.

„Morgenröthe einer besseren Zukunft für ganz Deutschland“

betitelt sich das Buch, das auf 46 Druckseiten gegen meine Broschüre polemisirt und dieselbe vom Anfang bis zum Ende zu widerlegen sucht. Ich nahm das Buch mit großer Neugierde zur Hand, um so mehr als mein Blick auf die erste Seite fiel, wo der Herr Autor in Bezug auf die Wahl meines Motto's die Ansicht ausspricht: „Es könne mir nur angenehm sein, wenn von anderer Seite her Beiträge zur Aufhellung der Wahrheit geliefert werden, um dadurch zur besseren Erkenntniß und Freiheit der Wahrheit zu gelangen.“ Gewiß konnte mir nichts angenehmer sein als dies, doch leider fand ich in der ganzen Schrift auch nicht den geringsten Beitrag, der mich hätte auf andere bessere Ueberzeugungen bringen, meinen Standpunkt auch nur im Geringsten verrücken können. Der vielheißende Titel war nichts als eine Lockspeise, denn die angebliche „Morgenröthe einer besseren Zukunft für ganz Deutschland,“ die der Herr Verfasser im Geiste schaut, ist vielmehr die dunkelste

stern- und hoffnungsloseste Mitternacht, die Wiederkehr glücklich überwundener Zustände, die Zertrümmerung und Demüthigung Preußens und die Wiederherstellung der österreichischen Suprematie in Deutschland, die heute unmöglich ist und vor der uns der Himmel bewahren wolle. Im Gegensatze zu dem frommen gelehrten Bischof von Ketteler verschmäht der Verfasser der „Morgenröthe," sich auf den Boden des Gegebenen zu stellen und die Thatsachen mit ihrer unerbittlichen Logik anzuerkennen. Er perhorrescirt den norddeutschen Bund, er predigt den Rachekrieg, schwärmt für Restauration der „Welfenhosen", des Herzogs von Gottes- und der Spielbank-Gnaden, des Fußtrittspenders und Domestikenprüglers von Churhessen, ja selbst für Wiederherstellung der freien Stadt Frankfurt und implicite daher des ganzen tollen Ronge-Ducat-Biron- religiösen Reformvereins-Schwindels. Doch gehen wir näher auf die Details der Broschüre ein und prüfen wir einmal die strenge Unpartheilichkeit, den Gerechtigkeitssinn, die christliche Klugheit unseres Gegners und das von ihm zur Constatirung der Wahrheit herbeigebrachte Material.

Es ist nichts leichter als das dünne Gerippe von Sophistik, Parteihaß, Engherzigkeit und Beschränktheit, welches in dieser Broschüre hie und da mit sentimentalen Floskeln und schwarzgelben Tiraden aufgeputzt ist, zu zergliedern und in seiner ganzen Geist- und Fleischlosigkeit darzustellen. Der Verfasser hat an mein Büchelchen das kritische Secirmesser angelegt, versuchen wir es einmal an dem seinen.

Schon Seite 3 verräth der Verfasser der „Morgenröthe" daß es bei ihm mit der deutschen Sprachlehre nicht viel besser bestellt ist, wie mit der deutschen Gesinnung. Da lesen wir folgenden — eines Primaners würdigen Styl: „Zur innigsten Freude drückt der Herr Verfasser die tiefste Ehrfurcht und kindliche Ergebenheit in den hochverehrten Oberhirten der Diöcese aus." Wir unsererseits haben in der deutschen Schule Ehrfurcht und Ergebenheit für Jemanden gelernt, unser Morgenrötheverkünder scheint ganz besondere Syntax absolvirt zu haben.

Gleich darauf heißt es: „Der angenehme Eindruck dieser Worte wird Niemand entgehen" u. s. w. Soll wohl heissen: Niemanden. Nach solchen Stylübungen wäre man versucht, auf weitere Auseinandersetzungen mit dem Verfasser zu verzichten und diesem den Rath zu geben, erst noch einmal die Trivialschulen zu besuchen, doch dringen wir geduldig tiefer ein, es werden uns da noch ganz andere abstruse Dinge unterkommen.

Seite 4 citirt der „Morgenröthler" — so wollen wir ihn fortan der Kürze wegen nennen, den Syllabus des heiligen Vaters und glaubt aus demselben, den Sinn total mißverstehend, deduciren

zu können, daß die Anschauung des Verfassers sich wohl unter den verurtheilten finden möchte, indem er mit jedenfalls mehr Willkühr als Geschick die dreiste Behauptung aufstellt, (Seite 5) daß die Frage: „Wie hat sich der gläubige Katholik den politischen Ereignissen der Gegenwart gegenüber zu verhalten? keine offene Frage mehr sei, seit die Allocution des Papstes über Italien erschienen. Welche Verkehrtheit, lieber Mann, welch' eine vorlaute Sprache über Dinge, die man nicht versteht oder jedenfalls verkehrt versteht. Hätte unser Gegner doch bevor er zur Feder griff sich gleich uns mit Theologen von Namen und Ansehen, mit Kirchenrechtslehren besprochen und berathen, er würde nimmermehr derlei verkehrtes Zeug haben drucken lassen. Hätte er — wie wir — die Vorlesungen des frommen gelehrten Dr. Haneberg an der Münchener theologischen Fakultät im letzten Semester besucht, er würde dann die Ueberzeugung erlangt haben, daß die obige Frage eine offene sei und er würde nicht die Verkehrtheit begangen haben, eine Allocution des heiligen Vaters, die sich auf die Zustände Italiens — aber auch nur auf Italien bezieht — nach seinem Belieben und wie es ihm eben in den Kram paßt, auf deutsche Zustände anzuwenden. Der römische Stuhl hat die Vorgänge auf der italienischen Halbinsel verurtheilt, das hat seine Richtigkeit, er hat den König von Italien seinerzeit mit Censuren belegt, das ist ebenfalls richtig, aber weiß der Morgenröthler auch, warum? Nicht etwa, weil die italienische oder wenn man lieber will, piemontesische Regierung die Duodezfürsten verjagte oder den unfähigen und treulosen König beider Sicilien, der, um sich auf dem Throne zu erhalten, bekanntlich im letzten Augenblicke entschlossen war, ein Bündniß mit Victor Emanuel gegen Rom und Oestreich einzugehen, entthronen ließ, sondern weil man nach dem patrimonium Sancti Petri sich vergriff und unpolitisch und ungerecht genug war, dem Papste die Delegationen zu rauben und die Catastrophe von Castelfidardo herbeizuführen, an welcher freilich der jetzt von mancher Seite plötzlich wieder gepriesene Napoleon III. einen noch größeren Antheil hatte. Wo aber hat der Morgenrötheseher je gelesen, daß der heil. Vater die neue Ordnung der Dinge in Deutschland, wie sie durch Preußens Siege im vorigen Jahre begründet wurde, mißbilligt oder gar verurtheilt hätte? Nur stets bei der Wahrheit geblieben, und keine Winkelzüge angebracht, welche die weniger unterrichteten Leser verwirren könnten, man macht sich sonst einer wissentlichen groben Lüge schuldig und begeht eine schwere Sünde. Wir können im Gegentheile unseren Lesern und Gesinnungsgenossen versichern, daß die Beziehungen zwischen dem heiligen Stuhle und der preußischen Regierung sogar sehr intimer Natur sind, daß der heilige Vater wiederholt hohen

Persönlichkeiten und Kirchenfürsten seine ganz besondere Zuneigung für Se. Maj. den König von Preußen ausgedrückt habe, „dessen Regierung gleich jener seines Vorgängers sich durch Gerechtigkeit gegen die heilige Kirche und Wohlwollen gegen den heiligen apostolischen Stuhl auszeichne“ u. s. w. Wir können dem Herrn Gegner ferner ohne jedwede Indiskretion versichern, daß mehrfache Beweise der gegenseitigen Achtung zwischen Papst Pius IX. und König Wilhelm I. vorgekommen sind, daß der heilige Vater für den Kronprinzen und seine Gemahlin, die er vor einigen Jahren in Rom persönlich kennen und schätzen lernte, eine besondere Theilnahme bei vielen Gelegenheiten an den Tag legte, und daß durch den Krieg des vorigen Jahres, während welchem der heilige Vater eine ebenso absolut neutrale Haltung bewahrte,*) wie im Jahre 1859 dem Kriege zwischen Frankreich und Oestreich gegenüber, dieses freundschaftliche Verhältniß zwischen Rom und Berlin nicht im Geringsten alterirt wurde. Ja, wir können auf Grund genauester und beßter Informationen behaupten, daß in diesem Momente die Beziehungen des heiligen Stuhles zu Preußen so freundschaftlicher Art sind, wie vielleicht zu keinem zweiten Staate, selbst Oestreich nicht ausgenommen. Gerade in letzter Zeit wurde in Rom wieder die Frage wegen Errichtung eines Bisthums in Berlin, welchem dann das apostolische Feldvikariat über den katholischen Theil der preußischen Heere und die nordische Mission, die bis jetzt von dem Bischof von Osnabrück pastorirt wird, zugewiesen werden würde, eifrig in Berathung gezogen. Selbst die Sendung einer apostolischen Nuntiatur an den k. Hof in Berlin wurde in Rom ventilirt und sind gerade die jüngsten politischen Veränderungen geeignet, einen derartigen Entschluß näher zu rücken. So stehen in Wahrheit die Dinge und es wäre dem Gegner meiner Schrift nicht unmöglich gewesen, sich über Dieses oder Jenes zu informiren und an geeigneter Stelle Erkundigungen einzuziehen. Sollte er unseren

*) Wie streng diese Neutralität bewahrt wurde, mag folgendes Faktum beweisen: Bekanntlich wurde am 2. Juli v. Js. in Wien ein feierlicher Bittgang nach der Gnadenkirche Maria Hilf abgehalten, um den Segen des Himmels für die kaiserlichen Waffen zu erflehen, an welchem sich auch der ganze kaiserliche Hof betheiligte. Cardinal Fürsterzbischof von Rauscher hielt die Predigt; der päpstliche Nuntius Monsignore Falcinelli wurde eingeladen, das Hochamt (Bittamt) zu pontificiren. Der Nuntius lehnte jedoch die Einladung mit Hinweis auf die neutrale Stellung des heil. Stuhles zu beiden kriegführenden Theilen ab und betheiligte sich gar nicht an der Feier. Statt seiner hielt der Weihbischof von Wien das Bittamt.

Worten Mißtrauen schenken, dann möge er bei Sr. Excellenz dem apostolischen Nuntius in München, Monsignore **Meglia**, Erkundigungen einziehen, er möge Abt Haneberg oder sonst eine Celebrität der Fakultät zu Rathe ziehen, er möge endlich, was den Syllabus und dessen Mißdeutung betrifft, das Buch des Herrn Bischof Ketteler lesen und zwar jene Capitel, wo dieser vor willkührlicher Auslegung der Artikel desselben warnt und er wird jedenfalls eines Besseren belehrt werden!

Nach dem oben Ausgeführten und Mitgetheilten habe ich nicht nöthig, die Sophistik der Morgenröthe (Seite 5, 6 und 7 noch eingehender zu wiederlegen. Seite 6 kommt der Hr. Autor nochmals auf Italien und Syllabus und sagt: Ich frage den ehrenwerthen Herrn Verfasser des offenen Sendschreibens: Hat Rom nicht durch volle sieben Jahre seine Stimme gegen die verübten Gewaltthätigkeiten in Italien, gegen die gottlosen und verderblichen Grundsätze, aus denen sie hervorgegangen, laut genug vor ganz Europa und der ganzen Welt erhoben und derartige Gesinnungen gebrandmarkt? Ist etwa diese Stimme nicht zu den Ohren des verehrten Herrn gedrungen? Ist der Syllabus keine deutliche, klare, **für jeden gläubigen Katholiken verständliche Sprache**? Rom entscheidet nicht immer, aber es lehrt beständig" sagt Papst Gregor der XVI. in seinem Triumph des heiligen Stuhles! — **Gleichen die in Italien und in Deutschland angewandten Grundsätze nicht wie ein Ei dem Andern**? u. s. w.

Auf letztere Fragen erlaube ich mir, meinem Gegner mit einem einfachen **Nein** zu antworten. Sie gleichen einander nicht, denn in Italien annectirte man Kirchengut und unveräußerliches Eigenthum des Patrimoniums Petri, während in Deutschland resp. Preußen man die Rechte der Kirche hochachtet und ehrt und nur solche Länder dem Staate einverleibt hat, die ihre früheren Besitzer vermöge des Eroberungsrechtes, des Kriegsrechtes faktisch und rechtlich verloren haben. Preußen that, als es Hannover, Hessen xc. annectirte nichts anderes, als was jede siegreiche Macht jederzeit gethan hat und thun wird und was Oestreich und seine Verbündeten ohne Zweifel auch gethan haben würden, wenn die Vorsehung ihren Fahnen den Sieg verliehen hätte. War doch die Theilung und Zerstücklung Preußens zwischen Dresden, München, Wien und Darmstadt bis in die kleinsten Details festgesetzt. Im Falle eines Sieges der schwarzgelben Paniere würde mein morgenröthlicher Gegner kaum solches Zettergeschrei erhoben und die Einverleibungen vielleicht ganz natürlich und ordnungsmäßig gefunden haben. **Sie gleichen einander nicht!** ich wiederhole es nochmals, denn sonst würde der heilige Vater ge-

sprochen und mit Nachdruck seine Stimme erhoben, deutlich und bestimmt Namen und Uebelthäter genannt haben, wie es die Art und Weise der päpstlichen Kundgebungen ist, die nicht zweizüngig abgefaßt sind und hinter dem Berge halten. Rom hat aber nicht über die Vorgänge in Deutschland gesprochen (Roma **non** locuta est!) und darum steht auch meinem Gegner nicht das Recht zu, anders als von seinem subjectiven Standpunkte aus zu sprechen, keineswegs aber mir oder Andern eine Meinung aufdringen zu wollen, welche anzunehmen — ich wenigstens auch durchaus keine Lust habe.

Sie gleichen einander nicht! Denn während der heilige Vater mit Italien jeden Verkehr abgebrochen, seinen Nuntius vom kgl. Hof abberufen hat, ist der Verkehr zwischen Ihm und dem kgl. preußischen Hofe ein fortwährend freundlicher, und der Papst denkt vielmehr daran, eine Nuntiatur nach Berlin abzuordnen, was doch jedenfalls eine rückhaltslose unumwundene Anerkennung der neuen Ordnung in Preußen involviren dürfte.

Die „Morgenröthe", wie der Verfasser sie in seinem verdüsterten Geiste geschaut hat, ist daher in weiterer Ferne als damals, wo er seine Gegenschrift vom Stapel lassen zu müssen glaubte. — Aber auch die andere Frage meines Gegners: Ist denn der Syllabus keine deutliche, klare, für jeden gläubigen Katholiken verständliche Sprache? bin ich so frei zu verneinen, auf die Gefahr, von meinem Gegner als Dissident verketzert zu werden, wie es Seite 5 „Zeile 9 von Oben" ziemlich unverblümt geschieht. Gerade mein Herr Gegner hat durch seine Schrift am deutlichsten bewiesen, daß der Syllabus nicht für jeden Katholiken gar so deutlich klar und leicht verständlich ist, daß man vielmehr ein guter Katholik sein, aber doch die Bestimmungen des Syllabus gänzlich mißverstehen könne, wie es ihm in seiner „Morgenröthe" ergangen ist. Den Syllabus ganz und richtig zu verstehen und zu interpretiren ist Sache der Facultäten, der Lehrer der Theologie. Bei ihnen möge sich mein Gegner Rath erholen, wie ich es zu thun für nothwendig befunden habe, denn daß er selbst in den Reihen der Gottesgelehrten zu suchen sei, glaube ich nach Inhalt und Styl seiner Schrift stark bezweifeln zu dürfen.

Daß der Herr Gegner sich selbst häufig widerspricht, indem er mir u. A. bald zum Vorwurf macht, ich hätte nur die Fragen aufgestellt, aus „unzeitiger Neugierde," ich wäre „ganz objectiv, ganz farblos, ohne ein bestimmtes Bestreben, für diese oder jene Ansicht einzutreten, zu Werke gegangen," während er mir an anderen Stellen wieder zum Vorwurf macht, ich hätte die Fragen unberechtigt beantwortet und hätte trotz der klaren und deutlichen Syllabus-Artikel gewagte Behauptungen aufgestellt,

wird Jeden klar geworden sein, der einen Blick in diese „Morgenröthe" geworfen hat, die kaum Jemanden geblendet haben dürfte.

Seite 8 tritt Gegner mit seiner eigentlichen Farbe bereits deutlicher hervor. Er verargt es mir, daß ich mich zu „Gunsten der Neugestaltungen besonders im Interesse Preußens hinneige." Könnte ich es ihm nicht mit eben demselben Rechte verargen, daß er mit solchem Fanatismus zu Oesterreich hinneigt, daß er sich selbst bis zu Prophezeiungen der künftigen Größe des Kaiserstaates, des Siebzig Millionen Reiches und dergleichen Großsprechereien versteigt, und schließlich seiner Broschüre als Appendix eine acht Seiten lange Abhandlung über „Oesterreichs Beruf und Stellung" anhängt, die mit dem behandelten Gegenstande durchaus nichts gemein hat und so ziemlich einer aus dem Preßbureau des Hrn. Baron v. Hell in Wien hervorgegangenen Arbeit gleich sieht! Schon die Klugheit hätte den Verfasser hindern sollen, seiner Polemik eine derartige Apologie des Kaiserstaates, die ihrem Styl nach von einen ganz anderen Autor stammt beizufügen. Er erscheint hierdurch mehr als ein Parteigänger Oesterreichs, als ein Partisane des Hrn. v. Beust, denn als ein Streiter für Wahrheit und katholische Interessen. Am allerwenigsten hat er aber Grund, dann mir Vorliebe für Preußen vorzuwerfen, da ich ihm leicht den Vorwurf ins Gesicht zurückschleudern könnte, daß er für Oesterreich Idolatrie treibe!

Bei der kathegorischen Art, unter dem Deckmantel katholischer Gesinnung für Oesterreich Propaganda zu machen, darf ich mich wundern, daß mein Gegner nicht sich zu der Behauptung versteigt:

Wer nicht für Oesterreich schwärmt ist gar kein wahrer Katholik oder:

Jeder für Preußens vermeintliche oder wirkliche Vorzüge sympathisirende Katholik ist eo ipso ein halber Schismatiker! u. s. w.

Versteigt sich ja doch mein Gegner, der mir eine zu voreilige Lösung der offenen Fragen vorwirft, zu folgenden apodictischen Behauptungen:

„Für einen erleuchteten und entschieden treuen Katholiken kann es keine Bedenken und Zweifel bei einer solchen Frage geben. Wie er die Grundsätze und Handlungsweise entschieden mißbilligen muß, aus denen die Neugestaltungen hervorgingen, ebenso muß seine Parteistellung eine den Neugestaltungen entschieden entgegengesetzte sein. Er kann nicht eine Folge billigen, wovon er den Grund verabscheut. Am allerwenigsten kann er diesen zur Stütze dienen. Hier gilt der ehrenvolle Entschluß: lieber mit Ehren unterliegen, als mit Unrecht siegen." Gut gebrüllt, Löwe! Schade nur, daß der Hr. Gegner nicht die Autorität des römischen

Stuhls oder gar eines Concils besitzt, um seine „neuen Dogmen" zur Geltung zu bringen. Er würde in seiner Weisheit gewiß die offenen Fragen bald zur Entscheidung gebracht haben! So jedoch bedauere ich ihm erwidern zu müssen, daß diese Behauptungen jedenfalls vag und haltlos sind und daß die Entschiedenheit, mit welcher er sie aufstellt, höchstens einigen schwachen unselbstständigen Seelen imponiren dürften, die nicht gewohnt sind, selbst zu denken und sich von jedem Xbeliebigen politische Dogmen vorschreiben zu lassen.

Am allerschönsten jedoch ist der Nachsatz der obigen in Form von Dogmen aufgestellten höchst vagen Behauptungen des „Morgenröthlers." Er fährt fort: „Anders gestaltet sich freilich das Verhältniß in den annectirten Ländern. Selbst die Kirche muß manche Verhältnisse dulden, die sie nicht ändern kann, um wieviel mehr der einzelne Katholik. Billigen darf er sie nie, so wenig als es die Kirche billigt und ihre unwandelbaren Grundsätze der Heiligkeit und Gerechtigkeit ändern kann. Das, was nun einmal nicht mehr geändert werden kann, zum möglichsten Besten zu verwenden, ist eine ganz andere Sache und verrückt den eigentlichen Standpunkt der Frage."

Klingt dieser Satz nicht stark pharisäisch? Aber es kommt noch viel schöner. Seite 11 und 12 lesen wir: „Daß die Meinungen der Katholiken, ja selbst der Bischöfe und Priester vielfach schwanken und himmelweit auseindergehen, ist denn doch eine weitaus zu gewagte Behauptung. Der Hauptsache nach, den Grundsätzen der Beurtheilung gemäß, ist die Einheit aller rechtlichen und treuen Katholiken eine imponirend entschiedene. Wenn manche Bischöfe, Priester und Laien an Preußen annectirter Provinzen über gehobene Mißstände ihre Befriedigung ausdrücken, so ist damit noch keine Billigung des Geschehenen ausgesprochen. Ich habe selbst mit preußischen katholischen Priestern gesprochen, welche die Aufhebung des auf ihnen früher lastenden Druckes mit Freuden begrüßten, aber nichts destoweniger die Mittel und That der Neugestaltung mißbilligten. Es gibt sicher keinen Bischof, katholischen Priester und Laien, der das Auftreten der preußischen Regierung, ihre Verbindung mit Italien und beider unter der Leitung und Stütze Napoleons gebilligt hat. Auch der Bischof Ketteler nicht. Kein Vernünftiger wird die veränderte politische Gestaltung Deutschlands mit Freude begrüßen, die wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt das Verderben des größten Theils von Deutschland ist, nämlich des Nordbundes, der in seiner Isolirung von Oesterreich gerade den Absichten Napoleons sicher rettungslos anheimgegeben ist."

„Was die Feier der verschiedenartigsten Verfassungs-Experimente durch kirchliche Dankfeste mit Te Deum u. s. w. betrifft und somit, wie der Verfasser glaubt, von kirchlicher Seite leider die verschiedensten Prinzipien und Systeme mit Te Deum gefeiert wurden; so kann dieses für keinen wahren Katholiken etwas Verfängliches haben. Jeder Katholik weiß, was er davon zu halten hat. Ueberdieß leidet darunter nicht die Gerechtigkeit und Heiligkeit der christlichen Grundsätze. Ich führe als Beispiel bloß die Feier des glücklichen Unabhängigkeitskampfes der Belgier an. Hat damit die Kirche die Berechtigung der Revolution anerkannt? gewiß nicht! — Hat sie die Pflicht zuerst die Berechtigung des Aufstandes zu untersuchen, bevor sie den glücklich bestandenen Kampf mit einem Te Deum feiert? Welcher Vernünftige wird eine solche Zumuthung stellen? — War sie genöthigt, die Fehler und Bedrückungen der holländischen Regierung als Ursache des Aufstandes darzustellen, die Schuld des Aufstandes auf selbe zu legen, um den Aufstand vorerst zu rechtfertigen? — Wem wird das in den Sinn kommen? Doch auch in Italien hat man von kirchlicher Seite den Umsturz mit Te Deum gefeiert, wenigstens fanden sich einige Bischöfe und Priester. Konnte diese Feier Jemand täuschen? Gewiß Niemanden. Sie wichen doch der Gewalt! Ich sage: Billigten Sie damit das Geschehene? Keineswegs! — Ebenso geschah es in Berlin. Sie beteten die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes an, der es geschehen ließ und dennoch trotz der bösen Absichten und Wege der Menschen Alles zum Heile der Menschen lenken wird."

Der Hr. Gegner scheint nicht zu wissen, welchen Vorwurf er hier gegen kirchliche Würdenträger ausspricht. Er zeiht viele derselben geradezu der Heuchelei, der Charakterschwäche und zweideutiger Gesinnungen. Fürwahr, die heikliche Frage der officiellen Te Deums hätte er bei seiner oberflächlichen plumpen Art, die Dinge zu behandeln, gar nicht berühren sollen. Wäre er doch mit einer leichten Wendung über diesen Punkt hinweggegangen; aber statt dessen, wie viel Widersprüche in den wenigen Zeilen, welche Sophistik, welches Durcheinanderwerfen ganz heterogener Dinge. Einmal muß der Gegner zugeben, daß Bischöfe, Priester und Laien an Preußen annectirter Provinzen über gehobene Mißstände ihre Befriedigung ausdrückten, er selbst hat mit katholischen Priestern gesprochen, welche die Aufhebung des auf ihnen lastenden früheren Druckes mit Freude begrüßten, und doch läugnet er an anderen Orten wieder rundweg, daß die Lage der katholischen Kirche im preußischen Staate eine zufriedenstellende außerordentlich günstige sei. Seite 13 ist er albern genug, einen Satz auszusprechen, der An-

gesichts der Regensburger Jesuitenhetze, der Speyerer Seminar-Angelegenheit, der Schatten, welche der Schulgesetz-Entwurf bereits allenthalben wirft, den bureaukratischen Närgeleien bei Jesuiten-Missionen, in Nonnenklöstern ꝛc. geradezu die Wahrheit auf den Kopf stellt. Er schreibt: „Und solche Verhältnisse will der Herr Verfasser den bayerischen Katholiken anpreisen? Jeder vorurtheilsfreie Katholik weiß, daß nur das allernothwendigste Maß von Freiheit den Katholiken in Preußen gewährt ist und daß es am allerwenigsten einem Bayer einfallen würde, sich preußische Verhältnisse zu wünschen, wenngleich in Bayern eine größere Freiheit den Katholiken wünschenswerth wäre“. Fürwahr, die Logik des Hrn. Verfassers ist eben so groß und bewunderungswürdig als seine Consequenz.

Aber dringen wir noch tiefer ein. Wenn er von Te Deums spricht, so klingt der Satz: Jeder Katholik weiß wohl, was er davon zu halten hat, geradezu frivol. Der Hr. Gegner wußte wohl nicht was er hier geschrieben hat und welche Deutung man seinen Worten geben könnte, denn zu seiner Ehre wollen wir nicht annehmen, daß er sagen wollte: Die Te Deums sind leider nichts als eine leere Ceremonie, die weiter nichts zu bedeuten hat! Das wäre wohl nicht die Sprache eines Katholiken. Der herrliche Lobgesang, den der hl. Ambrosius in überströmender Freude improvisirt, als er den aus den Banden der Manichäer sich losreissenden Augustinus das hl. Sakrament der Wiedergeburt spendete, zählt zu den herrlichsten Perlen des Liederschatzes der Kirche. Er steht an Kraft, Hoheit, bezaubernder Einfachheit und dennoch tiefem Gehalt kaum den Psalmen des königlichen Sängers nach. Und wäre es möglich, daß ein Bischof, ein Priester der Kirche diesen Hymnus mit gleichgiltigem Herzen intoniren könnte, ohne zu fühlen, was er ausspricht, was der Chorus oder der Volksgesang ausdrücken? Und gesetzt, dies käme vor — leider mag es bisweilen vorgekommen sein —, dann hätte der Gegner nicht einmal Worte des Bedauerns für solche Profanationen? Louis Veuillot und Graf v. Montalembert denken anders über den Mißbrauch der Te Deums, der leider gerade in ihrem Vaterlande am häufigsten vorgekommen ist. — Und ferner, welches Durcheinanderwerfen ganz verschiedener Verhältnisse, welche chaotische Begriffsverwirrung, wenn der Hr. Gegner die mißbilligenswerthen Te Deums in Italien mit dem erhebenden herrlichen Dankgottesdienst vor dem k. Schloß in Berlin im vorjährigen September in eine Kathegorie stellt! Weiß er denn nicht, daß in Italien nur pflichtvergessene, abtrünnige oder ganz schwache Priester, ohne Erlaubniß ihrer Oberen, ja gegen deren ausdrückliches Veto, ver-

einzelte Te Deums anstimmten, während in Preußen die Dankgottesdienste von den hochwürdigsten Bischöfen anbefohlen waren und von diesen in eigener Person verrichtet wurden. Kennt er die betreffenden Hirtenbriefe des Fürstbischof von Breslau, der Bischöfe von Trier, Limburg, Osnabrück, Hildesheim ꝛc. etwa nicht? Er wußte wieder einmal nicht, was er schrieb, wenn er Seite 13 die unsinnige Behauptung aufstellte, daß die Geistlichkeit in Berlin gleich jener in Italien der „Gewalt gewichen" sei und „keineswegs das Geschehene gebilligt hätten." Für einen Katholiken, wie überhaupt für einen ehrlichen Menschen ist es vor Allem erste Bedingung, bei der Wahrheit zu bleiben. Es ist jedoch eine ganz unwürdige Lüge, den katholischen Clerus in Preußen des Mangels an Patriotismus zu zeihen und ihm gleichgiltige, ja wohl gar zweideutige Gesinnungen bei der Siegesfeier vorzuwerfen. Wer berechtigt den Gegner zu so vagen, gewissenlosen Behauptungen? Wäre er — wie zufällig ich — Zeuge dieser erhebenden unvergeßlichen Siegesfeier gewesen, hätte er gesehen, wie der siegreiche Heldenkönig sich vor dem Herrn der Heerschaaren gebeugt und Dem die Ehre gegeben hat, dem allein die Ehre gebührt, der allein den Sieg verleihen kann, wäre er Zeuge der Rührung gewesen, welche die katholische Geistlichkeit, an deren Spitze Propst Karker stand, umgeben von den zahlreichen Feldgeistlichen, worunter viele Mitglieder des hochverdienten Ordens der Gesellschaft Jesu, gleich allen Andern erfaßte, er würde nicht den leichtfertigen Satz in die Welt hinausgeschleudert haben, welcher den Gegnern der Geistlichkeit erwünschten Stoff geben dürfte, um den Clerus der „Vaterlandslosigkeit," der „Zweizüngigkeit" und anderer böser Eigenschaften anzuklagen. Jene werden sich auf die Broschüre „Morgenröthe" berufen, die ja von einem entschiedenen Katholiken verfaßt ist! Ich kann jedoch meinen Hrn. Gegner, sowie meine Gesinnungsgenossen versichern, daß die katholische Geistlichkeit Preußens an Liebe für den König und das Vaterland nicht hinter den Amtsbrüdern anderer Länder zurückbleibt, und daß Tendenzen, wie sie in der „Morgenröthe" gepredigt und als Merkmal katholischer Gesinnung hingestellt werden, in katholischen Kreisen Norddeuschlands entschiedenes Mißfallen erregen und kräftigst desavouirt werden. Gegner maßt sich an, als Katholik das Wort zu führen, in Wahrheit spricht er jedoch nur als Partikularist vom engherzigen vorurtheilsvollen Parteistandpunkt!

Wenn Hr. Gegner Seite 13 behauptet: „Ueberdieß ist es gar nicht lange her, daß in Preußen gegen die Katholiken eine mildere Richtung herrscht und selbst diese scheint nur in einer politischen Absicht ihren Grund zu haben, um die Katho-

liken nur einigermaßen zu gewinnen, was übrigens mit einem Federstrich geändert werden kann, sobald einmal die Absicht ihren Zweck, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen, erreicht haben werde. Diese größere Duldung datirt sich erst seit Radowitz her, der großen Neckereien, Bedrückungen und Zurückstellungen der Katholiken nicht zu gedenken, welche sie in allen Zweigen des öffentlichen Lebens und des Staatsdienstes zu erdulden haben", so mengt er wieder thatsächlich Unwahres mit grundlosen Verdächtigungen. So weit die Gegner!

Die gesetzlich günstige Stellung der katholischen Kirche in Preußen datirt doch schon ziemlich lang her, nämlich seit 23. August 1821, an welchem Tage eine Cabinetsordre König Friedrich Wilhelm III. die Bulle de salute animarum zur Basis der Rechte der Kirche in Preußen machte, welche dann durch die §§. 12—16, und 22—26 der Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850 erweitert und vermehrt wurden. Grund zu behaupten, daß die mildere Richtung, die in Preußen für die katholische Kirche herrscht „nur in einer politischen Absicht ihren Grund habe, um die Katholiken zu gewinnen," ist eine Verdächtigung, für welche weder der Hr. Gegner noch sonst Jemand Beweise beizuschaffen im Stande sein würde; wer jedoch ohne Grund und Beweis eine Verdächtigung in die Oeffentlichkeit ausspricht, ist nach dem „umwandelbaren Moralrechte, womit Hr. Gegner so häufig herumwirft, ein Verläumder!"

Im Verlaufe seiner Schrift verirrt sich der Hr. Gegner immer weiter. Weil er um jeden Preis Polemik treiben und meine Schrift widerlegen will, geht er sogar so weit, die demokratische Zeitungspresse in Schutz zu nehmen und das — glücklicherweise nur vorübergehende — Zusammengehen der katholischen Partei mit den Wortführern der Demokratie gutzuheißen. Unglaublich, bis zu welchen Paradoxen man sich versteigen kann!

Aus purem Preußenhaß übersieht und verläßt der Hr. Gegner die gesinnungsverwandten christlichen Elemente im preußischen Staate, und predigt Alliance mit den geschwornen Feinden der hl. Kirche, mit den demokratischen Stimmführern, die in Würtemberg, Hessen, Bayern ihr Unwesen treiben.

Man höre ihn wörtlich: „ein wahrer eifriger Katholik, der für die Freiheit seiner Kirche eifert, wird es jederzeit mit Freuden begrüßen, wenn er Grundsätze der wahren Freiheit bei den Demokraten wahrnimmt und wird auch nicht einen Augenblick zaudern, mit ihnen zusammenzugehen, um auch ihre Verwirklichung gemeinsam zu erstreben. Dieses Zusammengehen hat schon in England, Frankreich, Belgien, Holland und in der Schweiz die besten Früchte getragen und wird sie noch ferner tragen."

Schade, daß Hr. Gegner sich nicht deutlicher ausgesprochen hat, wie er eigentlich dies Zusammengehen versteht und mit wem wir zusammengehen sollen. Hält er es wirklich möglich, einen Bund mit der Trabert's Feder, Moll's, Meyer's, Eckart's ꝛc. einzugehen, blos um Bismarck Verlegenheiten zu bereiten oder Preußens Interessen zu schädigen? Schädigen wir denn nicht vielmehr unsere eigenen? Sollen wir thöricht genug sein, unseren erbittertsten Gegnern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, für sie in der vordersten Fronte zu kämpfen, um dann, wenn wir „unsere Schuldigkeit gethan haben", von unseren edlen Verbündeten geknechtet zu werden. Oder hält Gegner wirklich eine Allianz mit den deutschen Demokraten (!) für möglich? Kennt er deren Endbestrebungen, deren Hauptziele, ihre tödtliche Feindschaft gegen Alles, was „Katholisch" oder überhaupt nur „positiv gläubig" ist? Liest er ihre Organe, die Zukunft von dem Juden Jacoby gegründet, den Stuttgarter „Beobachter", den Mannheimer „Anzeiger" des dicken gewinnsüchtigen Spekulanten und Buchdruckers J. Schneider, dieses edlen Verlegers des gleichgesinnten Hans Ronge? Hat er je die Vorträge des Prof. Eckart, Karl Vogts, des deutschkatholischen Predigers Scholl besucht und deren „Geist" kennen gelernt? Und die Genannten sind doch die Hauptfaiseurs der demokratischen Partei, mit welchen wir uns alliiren sollen, um eine starke Phalanx gegen die „Verpreußung" zu bilden! Ein katholischer Publicist gibt uns den Rath, uns mit Menschen zu verbinden, von denen der Eine die Gottheit Christi läugnet, der andere konsequent genug ist, gleich einen Schritt weiter zu gehen und die Existenz einer persönlichen Gottheit überhaupt in Abrede zu stellen. Sehen wir uns doch einmal die Bestrebungen der Koriphäen jener Partei an, deren Allianz uns man oktroyiren will. Carl Vogt, eines der Häupter der materialistischen Schule, läßt sich von seinen Hörern theuer bezahlen, um ihnen den Beweis zu liefern, daß sie von Affen abstammen (!), Scholl predigt ein neues Natur-Evangelium und erwähnt Christum kaum mehr als einen der „edelsten Menschen". Eckart spottet in der katholischen Hauptstadt Bayerns in seinem George-Sand-Vortrag, worin er diese als eine neue Heilige (!) glorificirt, über das hl. Abendmahl und tischt seinen Hörern das alte Bonmot auf, daß Auroras Großmutter als diese, sie zur ersten Communion ging, aufmerksam machte, sie möchte ja nicht glauben, daß man Gott essen könne. In seinem Vortrage über Richard Wagner drückte der fahrende Aesthetiker seine große Freude darüber aus, daß Christus in unserer Zeit wieder Mensch werden mußte und wünscht sehnlichst bald die Zeit gekommen, wo man die blöden Vorurtheile fahren lassen werde, Christum als Helden eines Theaterstückes

(wahrscheinlich im Style des Sokrates) auf der Bühne zu begegnen.*)

Das sind also die Männer, mit welchen wir Hand in Hand gehen sollen? Oder meint der Herr Verfasser der „Morgenröthe," zu dessen Hauptvorzügen Klarheit und Deutlichkeit keinesfalls gehört, man solle mit den Demokraten in Oesterreich Hand in Hand gehen? Etwa mit Mühlfeld, dem Vater des famosen Religions-Ediktes, auf welches wir noch zu sprechen kommen werden, oder mit Schindler, dem herrlichen Ebenbild Louis Napoleons, der mit „Ihm" in Salzburg die berühmt gewordene Unterredung gepflogen hat, oder mit Giskra, Kuranda? Alle diese sind auch entschiedene Preußenhasser, aber sie haßen ebenso sehr die katholische Kirche und ginge es nach ihrem Willen, dann müßte der Kaiser von Oesterreich Louis Napoleon, diesem Erzfeinde Oesterreichs und Deutschlands, nur deßhalb die Hand reichen, um nach der einen Seite Preußen zu demüthigen und zu zerstückeln, der dortigen lahm gewordenen Fortschrittspartei wieder auf die Beine zu helfen und nach der andern Seite dem Papstthum den Garaus zu machen, Garibaldi die Wege nach Rom zu bahnen und die Siebenhügelstadt dem re galantuomo auszuliefern. Soweit kann man sich verirren, wenn man von dem für eine katholische Streitschrift sehr übelanstehenden Standpunkt absoluter Feindschaft gegen einen bestimmten Staat ausgeht. Wir haben nicht Lust, dem Hrn. Gegner auf dieser abschüssigen Bahn ins demokratische und fortschrittliche Lager weiterzufolgen. Wo die „besten Früchte" sind, welche dieses Zusammengehen schon in England, Frankreich, Belgien (!!), Holland und in der Schweiz getragen hat, wissen wir nicht, es müßte denn in Bezug auf letzteres Land — etwa gar der Genfer Friedenskongreß sein!!??

Was der Hr. Gegner (Seite 15 und 16) weiter über die konservative Partei und Presse in Preußen sagt, halten wir einer Widerlegung für kaum bedürftig. Es beweist weiter nichts als eine höchst beschränkte Anschauung der Verhältnisse und ein Verkennen der thatsächlichen Umstände, wenn man Thatsachen, und allgemein anerkannte Wahrheiten einfach negirt, wie überhaupt mein Hr. Gegner im Ganzen nicht über seine Kirchthurms-Interessen hinauskommen kann. Mit der Miene des Pharisäers im Evangelium, ja fast mit dessen eigensten Worten ruft der Verfasser aus: Gott bewahre uns vor einer solchen konservativen Partei und einer ebenso aufrichtig und entschieden konservativchristlichen Presse!

*) Und trotz dieser Blasphemien lobte die Augsburger Postzeitung Hrn. Eckart, als er in Augsburg dieselben Sacrilegien widerkauete, über alles Maß und nannte ihn überschwänglich genug „den ersten Aesthetiker der Gegenwart!"

„Freilich, der Gegner gibt der „Zukunft," dem Stuttgarter „Beobachter," dem Schneider'schen „Mannheimer Anzeiger" und den Frankfurter- und anderen Judenblättern den Vorzug vor der Kreuz-Zeitung und den Organen der christlich konservativen Partei in Preußen, ja er faßt selbst die zügellose nichtswürdige Judenpresse in Oesterreich, die Alles, was dem Katholiken heilig und werth ist, schonungslos tagtäglich in den Koth zieht, mit Glacéhandschuhen an.

Was in meiner Broschüre über Oesterreich gesagt ist, meint er „füglich übergehen zu können," weil der Standpunkt des Verfassers hinsichtlich Oesterreichs zum voraus jede wahrheitsgetreue Auffassung fast unmöglich zu machen scheint." Wahrer hätte der Hr. Morgenröthler gesprochen, wenn er gesagt hätte: Diese Partie des Buches will ich übergehen, weil ich nicht im Stande bin, die wahrheitsgetreuen Thatsachen, die dort angeführt werden, zu widerlegen, und weil meine Sophistik dort nicht mehr ausreicht!

Ich frage den Gegner auf's Gewissen: Ist die von mir (Seite 8 meiner Broschüre: Offenes Sendschreiben an den Erzbischof 2c.) geschilderte Zerklüftung der conservativen Partei in Oesterreich etwa nicht eine traurige aber unwiderlegliche Thatsache? Oder habe ich verläumdet und gelogen, habe ich zu viel gesagt, vielleicht übertrieben, wenn ich Seite 29—30 meiner obigen Broschüre die Verfolgungen schilderte, welchen die katholische Kirche in Oesterreich seit 1861, seit der seiner Zeit so viel gepriesenen Schmerling-Epoche ausgesetzt ist? Wurden etwa nicht die armen Franziskanerinnen, nachdem sie ein volles Jahr den giftigen Angriffen der Judenpresse ausgesetzt waren, ohne Schutz finden zu können, von Herrn von Schmerling aus dem Wiedener Krankenhause verjagt, um dem Wiener radicalen Pöbel und der korrumpirten Presse eine Concession zu machen? Oder hat man nicht noch obendrein in einer Posse von Theodor Flamm diese Schwestern auf dem Theater verspottet und verhöhnt? Hat man nicht die Oberin der Congregation vom „armen Kinde Jesu" in Oberdöbling bei Wien, die würdige Mater Assumpta und die Schwester Columba vor die Schranken des Gerichtes gezogen, weil ein Schandblatt sie der Mißhandlung eines Kindes denuncirt hatte, und weil der Winkel-Advokat Hanisch eine cause célebre brauchte, um sich eine Praxis zu machen und die Wiederwahl in das Schmerling'sche Parlament durchzusetzen? Oder ist es unwahr, daß die halbe Congregation vor das öffentliche Gericht (in Hernals) geschleppt wurde und sich den frechen Blicken des Vorstadtpöbels und der frechen zudringlichen Juden Pollak I und II und anderer würdiger Berichterstatter aussetzen mußten? Ist es unwahr,

daß bald darauf die Verfolgungskomödie gegen zwei barmherzige Schwestern in Salzburg sich wiederholte und in allen anderen Kronländern fast epidemisch wurde?? Der Hr. Verfasser hätte widerlegen sollen, da er ja doch schon eine Widerlegung im Ganzen und Großen, im Allgemeinen und Einzelnen beabsichtigte, die ihm freilich nicht gelungen ist. Da er aber hier nicht widerlegen konnte, ohne die Wahrheit auf den Kopf zu stellen, so mußte er — wenn er ehrlich sein wollte — mir zustimmen und, wie es fast alle katholischen Journale gethan haben, sein Bedauern über diese schauderhaften, eine traurige Zukunft verheißenden Zustände in Oesterreich offen und klar ausdrücken. Statt dessen hüllt er sich in tiefes Schweigen (qui tacet, consentire videtur) und, gleichwie die Katze um den Brei, geht er um diese ihm und seinen Zwecken sehr unangenehme Partie des Buches herum und kommt auf allerlei andere — weit weniger wichtige — Dinge zu sprechen. Wie soll man eine solche Taktik bezeichnen? Ich frage nun nochmals den Hrn. Gegner: Habe ich die Unwahrheit gesagt, wenn ich folgende weitere Fälle anführte:

Die Congregation vom „guten Hirten", welcher vom Kaiser mehrere Strafanstalten überlassen worden waren, die wahre Musteranstalten genannt werden dürfen, wurde so maßlos verläumdet, daß deren Sachwalter eine Klage einleiten mußte. Der ehrabschneiderische Jude, Dr. Wittelshöfer wurde verurtheilt, aber die Gefängnißhaft in eine geringe Geldstrafe verwandelt. Das war die ganze Satisfaktion für die Beschimpfungen des Judenarztes, der zugleich Vorstand des Wiener Journalisten-Vereins „Concordia" ist, vor dem die Herren Minister gewaltig Respekt haben. (Man unterläßt nicht, die Bälle desselben zu besuchen, überläßt dem Vereine ein Grundstück zu einem Spottpreis und kajoulirt dessen Mitglieder in einer kaum näher zu bezeichnenden Weise). Im Jahre 1861—1863 erreichten in Wien die Hetzereien gegen Jesuiten, Redemptoristen, Lazzaristen und Schulbrüder den Culminationspunkt. In Romanen, Zeitungen, Flugschriften wurde deren Vertilgung und Vertreibung offen und ungestraft gepredigt. Alle Schandthaten und Laster wurden den Ordensleuten nachgesagt, die Orden waren fast vogelfrei erklärt. Im vorigen Jahre ging die Meute gegen die Jesuiten in Prag los. Fenstereinwürfe, Gottesdienststörungen, Profanirung der Gotteshäuser, Verjagung von den Kanzeln, Bedrohungen der persönlichen Sicherheit, kamen allabendlich vor. Die Preußen schützten die armen gehetzten Priester, und der preußische Commandant drohte die Thäter kriegsrechtlich aburtheilen zu lassen. So wüthet der Fortschritt und das Reformjudenthum in dem katholischen Oesterreich! In Preußen sind solche Schandthaten

weder versucht worden, noch würden sie bei dem Gerechtigkeitssinn und der straffen Verwaltung der königlichen Behörden je möglich sein!

Hier bitte ich um Widerlegung, wenn es dem Verfasser möglich sein sollte, mich zu widerlegen, oder ich fordere von ihm als katholischen Publicisten, daß er der Wahrheit die Ehre gibt, und nicht aus politischem Parteihaß die katholischen Interessen schädigt.

Seitdem ich meine erste Broschüre der Oeffentlichkeit übergeben habe, hat sich gerade in Oesterreich so vieles Traurige ereignet — hat der Haß gegen die Kirche eine so feste konkrete Gestalt angenommen und ist in so vehementer Weise zum Ausdruck gekommen, daß ich Material genug hatte, um meine düsteren Betrachtungen noch auf vielen Bogen fortzusetzen. Vielleicht haben die jüngsten Gemeinderaths- und Reichsraths-Debatten in Oesterreich den Hrn. Verfasser auf andere Anschauungen gebracht. Erblickt er noch von Osten her die Morgenröthe, die Vorbötin eines schöneren Tages für die Kirche, aufgehen, oder betet er nicht vielmehr besorgt, wie die Jünger des Herrn im Hinblick auf Oesterreich und dessen nächste Zukunft: „Herr bleib bei uns, es will Abend werden! Ist er so ganz beruhigt, wenn er hört und liest, wie von allen Seiten auf den ohnehin schwankenden, jedes festen Haltes beraubten Thron eingewirkt wird, den Vertrag mit dem heiligen Stuhle zu brechen, die Interessen der Kirche preiszugeben, die Schule zu verweltlichen und vor Allem zu entchristlichen, die Ehe als ein bloßes Civil-Institut zu erklären, den Einfluß des Clerus auf Familie und Gemeinde gänzlich zu brechen, mit einem Worte, den katholischen Charakter des Kaiserstaates mit Stumpf und Stiel auszurotten und demselben das Stigma des „Staates ohne Gott“, des Staates nach den Doktrinen der HH. Giskra, Mühlfeld, Kuranda, Schindler 2c. 2c. aufzudrücken. Blickt er wirklich mit so viel Vertrauen und Zuversicht auf diese „Morgenröthe“, die da von dem Oesterreich hereinbricht, oder fürchtet er nicht auch, daß es eine falsche Röthe sei, eine Röthe etwa wie sie am 15. August Frankfurt so schauerlich schön beleuchtet hat, als der herrliche Bartholomäus-Dom in hellen Flammen stand, oder daß der rothe „Hahn“ bereits auf dem morschen Schindeldache des alten, den Einsturz drohenden Staatsgebäudes sitzt? Scheint ihm die systematische Verwilderung der bürgerlichen Gesellschaft in Oesterreich, die Dekatholisirung der höheren Stände, wie des Pöbels, die zur Manie gewordenen Concordatsschmähungen, der Adreßsturm, der in der Metropole Wiens beginnend, bereits in jeder Dorfgemeindevertretung nach-

geäfft wird, gar so harmlos und ungefährlich? Wo bleibt da die Morgenröthe?? Ich sehe mit Entsetzen finstere Nacht, kein Sternchen zeigt sich am wolkenumflorten Horizonte; die Barometer deuten auf gewaltige Stürme, oder sehe nur ich zu schwarz? Ja wer nicht die täglichen Vorgänge in Oesterreich mit Interesse verfolgen würde, möchte vielleicht dieser Ansicht sein.

Aber man werfe nur einen Blick auf die jüngste Gemeinderathssitzung der Haupt- und Residenzstadt Wien. (Freitag den 4. Oktober d. Js.) Ist es seit 1848 in einer deutschen Hauptstadt vorgekommen, daß die städtische Repräsentation ein von sämmtlichen Erzbischöfen und Bischöfen der Reichshälfte an des Kaisers Majestät gerichtetes vom edelsten Geiste treuer Pflichterfüllung erfülltes Promemoria derart verunglimpft und eine ganz besondere Gelegenheit gesucht hatte, um dem Haß und der Verachtung gegen die Bischöfe Ausdruck zu geben? Unter dem wüthenden Gejohl des Gallerie-Pöbels — der allzeit getreue Claque des Wiener städtischen Conventes — motivirte ein bis zu diesem Tage obscurer Dr. Granitsch seinen Sensationsantrag, gab seiner „tiefgehendsten Entrüstung" über das Aktenstück der HH. Bischöfe Ausdruck, die er beschuldigte „zu der unsittlichsten Waffe, der Waffe der Unwahrheit und Verläumdung gegriffen zu haben"; die er ferner beschuldigte, „daß sie bewußter Weise die Unwahrheit gesagt haben" u. s. w. Die famose Rede schloß mit folgendem impertinenten Passus:

„Aber, meine Herren, wenn Jemand beleidigt ist, wenn Jemand ungerechter Weise beschuldigt, wenn er beschimpft wird, muß er ein Sühnverfahren einleiten; und dieses Sühnverfahren leiten wir ein, wenn wir unmittelbar vor Sr. Majestät sagen, das ist eine dreiste Unwahrheit — das ist eine Verläumdung, was man Eurer Majestät über die Commune erzählt hat. (Beifall.)

„Ich bitte Sie, meine Herren, sich eines von stolzem Bewußtsein zeugenden Wortes zu erinnern, wenn es auch damals, da es angewendet wurde, gegen die Volkssache gebraucht wurde.

„Ein König hat gesagt, in einer feierlicheren Versammlung, als diese ist: ‚Ich werde nicht dulden, daß sich ein Blatt Papier zwischen mich und mein Volk dränge.' Ein solches, von stolzem Selbstbewußtsein zeugendes Wort können wir in unserem Sinne und mit größter Berechtigung aussprechen. Die Gemeinde Wien, welche durch die That ihre reinen Absichten in Bezug auf die Volksschule bekundet, darf es aussprechen; sie wird niemals dulden, daß sich ein Blatt Papier — ich sage es offen, ein

beschmutztes Blatt Papier — zwischen sie und den Kaiser dränge. (Beifall.)

„Wir sagen Sr. Majestät sofort und unmittelbar, welcher Ansicht der Gemeinderath ist, in welcher Weise er verläumdet, in welcher Weise er in seiner Ehre, in seinen besten Bestrebungen beschädigt ist, und in diesem Sinne, bitte ich, den Antrag sofort zum Beschlusse zu erheben." (Lebhafter Beifall.)

Und was thaten die wohlweisen Väter der Stadt? Sie nahmen einstimmig — mit Ausnahme des einzigen in der Versammlung anwesenden Benediktinerpriesters P. Gatscher — diesen Antrag an, und der hohe und niedere Pöbel Wiens, sowie die Tagespresse jubelten am nächstfolgenden Tage, daß die Stadtverordneten so viel Energie und Freisinn bethätigt hätten und auf der Höhe der heutigen Situation stünden. Und solche Debatten werden im Wiener Gemeinderathe von 14 zu 14 Tagen wiederholt. An Stoff fehlt es niemals; bald ist es das neu zu errichtende confessionslose Pädagogium, bald die Abschaffung des Concordats, bald die Verweigerung, die vom erzbischöflichen Ordinariat im Sinne des Gesetzes vorgeschlagenen Lehrer zu ernennen, bald die Errichtung eines städtischen Friedhofes, auf welchem dann Katholiken, Protestanten und Juden ihre Ruhestätte finden sollten (natürlich solche, die im Leben allen Glauben über Bord geworfen, sich von ihren Kirchen losgesagt haben und dann ohne Gott, ohne Priester gestorben sind, wie sie gelebt haben!) Dann wieder die Verweigerung der Unterstützung an den Gesellenverein oder den Protest gegen eine — nicht einmal beabsichtigte — Invasion der Jesuiten in der Umgebung der Hauptstadt. Ohne Priesterhetzen und Kirchenverfolgungen geht es im Wiener Gemeinderath nicht ab. Wer sucht, der findet, und die Wiener Herren suchen niemals vergeblich und sehen ihren Eifer belohnt. Die Tagdiebe und Bummler auf der stets überfüllten Tribune lohnen sie durch brüllende Bravo's, das den Ohren der kühnen Redner Labsal ist, die Tagespresse sekundirt und bringt zum Frühstück des anderen Tages den Wortlaut der rhetorischen Künste, um diese der großen Menge zugänglich zu machen, wohl auch gar mit pikanten Leitartikeln als Entrefilet. Die HH. Gall, Pollak, Reschauer, Ranzoni sorgen für die Unsterblichkeit der Wiener Gemeinderäthe und der Lohn für die dick aufgetragenen Reklamen und stets mit sorgfältigster Genauigkeit verzeichneten „Bravo's von der Tribune und im Saale" bleibt nicht aus. Dem sonst als geizig verschrieenen Juden Hrn. Ritter von Wertheim, k. k. Truchseß und nebenbei Verkäufer feuerfester Kassen, sind — wie er selbst indiscret und mit ächt mosaischer Prahlerei in einem öffentlichen Lokale Wiens erzählte — fast sämmtliche Berichterstatter der

Wiener Journale größere oder kleinere Geldbeträge schuldig. Ich leihe ihnen ohne Interessen, (!) meine Leute haben noch Schreibereien, und wenn der Tag kommt, wo die Zahlung erfolgen sollte, da kommt keiner, ja die Wenigsten entschuldigen sich überhaupt und glauben, ich müsse mir eine Ehre daraus machen, ihnen das „gepumpte" Geld zu schenken. Alle Augenblicke kommt mir solch' ein Literat mit Geldanliegen in mein Geschäft!" So lautete eine mit eigenen Ohren gehörte Jeremiade des Herrn Ritter Wertheim über die ehrenwerthen Reporteurs der Wiener Journale. Kein Wunder übrigens, daß die Reden des Herrn k. k. Truchsessen in allen Journalen in extenso prangen und noch sogar von manchen Reporteur sorgfältig corrigirt und verbessert werden, da Hr. v. Wertheim Alles eher, denn ein großer Redner ist. Demosthenes und Ciceros Geist sind nicht an seiner Wiege im Lazzenhof gestanden!

Kann mein Hr. Gegner etwa diese Thatsachen läugnen, oder räth er uns noch mit den fortgeschrittenen Liberalen, den Demokraten, ein Bündniß abzuschließen und ihre Macht verstärken zu helfen, was übrigens unnöthig ist, da sie ohnehin überall bereits die entschiedene Majorität bilden?

Worauf basirt also der Morgenröthe-Verkünder seine sanguinischen oder von Selbsttäuschung nicht freien Hoffnungen? Baut er allein auf die Festigkeit und das Manneswort des Kaisers von Oesterreich und hofft, daß dieser gleich seinem Ahn Ferdinand II. den Gegnern der Kirche die Brust bieten und der Revolution mit den Fanfaren der Dampierri Kürassiere antworten werde? (An zuverlässigen treuen Soldaten fehlt es Oesterreich noch nicht ganz, wenngleich der Geist Radetzkys dem österreichischen Heere seit 1859 abhanden gekommen ist.) Oder baut er auf den großen staatsmännischen Geist des Hrn. v. Beust, der ja wieder einmal als der politische Messias Oesterreichs gilt? (Wie viel solche Messiasse wurden schon in Oesterreich glorificirt. Bach, Bruck, Schmerling, Rechberg, sie alle wurden als Regeneratoren Oesterreichs gepriesen! Die Comödie „Neu Oesterreich" wurde bereits in allen Bearbeitungen gespielt, heute freilich hat das Stück trotz der neuen Ausstattung und Besetzung der Hauptrollen durch neu engagirte Acteurs keine Zugkraft mehr. Möge nur nicht als Epilog das kurze Nachspiel Finis Austriae folgen!) Oder hofft der Hr. Gegner auf ein Wunder, ähnlich jenem zu Damaskus? Hofft er, daß die Saulusse Mühlfeld, Giskra und Schindler auf ihrem parlamentarischen Ritte, dessen Ziel die Verfolgung der Kirche ist, plötzlich innehalten und sich zu neuen Paulussen und Eiferern für wahre Freiheit und die Ehre des Herrn entpuppen würden? Oder sind wir es allein, welche die Gegenwart und

Zukunft Oesterreichs mit so schwarzen Farben malen? Der Hr. Gegner bezweifelt zwar nirgends meine aufrichtig katholische Gesinnung, so wie auch ich an seine gerne glauben will, dennoch aber will ich ihm auch andere, gewichtige Stimmen katholischer Organe citiren, die ihn belehren können, daß er sich auf dem Holzwege befindet, wenn er meint, daß katholisch und österreichisch identisch sein müsse. Er lese gefälligst das mit Eifer und Geschick redigirte Freiburger Kirchenblatt Nro. 21 vom 22. Mai d. Js. nach. Da wird er folgende Parallelen finden:

„Oesterreich. (Benedek und Gondrecourt.) Es ist bekannt, daß in dem vorigjährigen Kriege die preußischen Officiere den kathol. Soldaten bei der Ausübung ihrer religiösen Pflichten nicht nur kein Hinderniß in den Weg legten, sondern sogar Vorschub leisteten. Wir haben in unserm Blatte dafür seiner Zeit nicht wenige Belege geliefert. Leider läßt sich dasselbe nicht von den österreichischen Officieren sagen, wenigstens von einigen der höchst gestellten haben wir darüber Mittheilungen gefunden, die tiefbetrübend sind. „Das Unglück der Nordarmee ist doch ebenso außerordentlich, als wie die dabei offenkundig gewordene Verachtung der Religion in den österreichischen Heerführern. So gab bekanntlich Benedek keine Zeit zur Osterbeichte — als der päpstliche Segen angeboten wurde, sagte er: „Sorget nur, daß Gott neutral sei, für das Uebrige werde Ich sorgen!" Vor der Schlacht wurde sonst die Benediktion ertheilt, diesmal zum ersten Male nicht, weil es hieß: „Das demoralisirt das Selbstgefühl des Soldaten!" Jetzt erfährt man vom Graf Gondrecourt, der im dänisch-deutschen Kriege Commandant der eisernen Brigade, dann eine Zeit lang Erzieher des Kronprinzen Rudolph, zuletzt Vice-Commandant des Armee-Corps des Clam-Gallas war, Folgendes: Der Herr Graf hatte im letzten Feldzuge einen Trainknecht, der ihm nicht schnell genug aus dem Wege fuhr, vom Pferde gehauen, und als ein dazu kommender k. k. Feldkaplan ihn abhalten wollte, den schon Halbtodten noch ferner zu mißhandeln, sich mit dem Rufe: „Du verfluchter Pfaffe!" gegen den Priester gewandt und diesen mit dem flachen Säbel furchtbar gehauen, dann gegen einen hinzueilenden Generalstabs-Officier, der ebenfalls abwehren wollte, einen wüthenden Säbelhieb geführt, den dieser nur auf Kosten seines halb durchgehauenen Oberarms pariren konnte. Der Feldbischof Dr. Dominik Mayer nahm sich des Feldcaplans an. Er sandte seinen Vicar zum General Gondrecourt, der ihn nicht aussprechen ließ, sondern ihn mit einem: „Der verfluchte Pfaffe soll mich — — — —" zum Hause hinauswarf. —

Die Untersuchung wurde zwar sehr geheim geführt, doch weiß man, daß das Urtheil des Kriegsgerichtes auf Cassation als Officier, Verlust des Adels und der Orden und vier Jahre Festungsarrest lautete. — Nur der Kaiser Franz Joseph hat in Anbetracht der besonderen Verdienste des Hrn. Grafen das Urtheil in — 14 Tage Profosen-Arrest umgewandelt. Er ist jetzt nach Frankreich gegangen."

Aber wir wollen unserem Gegner eine noch stärkere und gewichtigere Autorität citiren, vor der er sich beugen muß, wenn er wirklich ein katholischer Publicist und nicht etwa ein österreichischer Parteigänger ist. Fünf und zwanzig Bischöfe haben in der Haupt- und Residenzstadt Oesterreichs getagt und die Schritte berathen, welche der Episkopat der nicht zur ungarischen Krone gehörigen Länder Oesterreichs gegen die alles Maß überschreitenden Angriffe wider die Kirche in dem Abgeordnetenhause, im Gemeinderathe, in der Tagespresse u. s. w. unternehmen müsse. Die Bischöfe wendeten sich direct an die Krone, an des Kaisers Apostolische Majestät! Dort hofften sie Gerechtigkeit und Schutz zu finden, hat ja doch der Kaiser Franz Joseph I. im Jahre 1856, als er die versammelten Bischöfe empfing, um den Dank derselben für Abschluß des Concordates entgegenzunehmen, feierlich gelobt, an dem Vertrage festzuhalten, den seine Regierung mit dem hl. Vater abgeschlossen habe und unter anderm den Bischöfen versichert, das was er gethan, „habe er als Katholik und Mann gethan." An dieses Manneswort appellirte der Gesammt-Episcopat des cisleithanischen Oesterreichs und erließ an den Kaiser jene in den letzten Wochen so viel besprochene Adresse, ein welthistorisches Dokument, von dem sich die Adressaten bei den bisherigen Gesinnungen des Kaisers eine Wirkung versprechen mußten. In jener Adresse sprechen die Bischöfe mit tiefbetrübtem Gemüthe jene bittere Wahrheit aus, die der Verfasser der „Morgenröthe" wohl beherzigen möge. Sie sagen:

„Außer Italien gibt es kein Land, wo die heiligsten Güter der Menschheit Angriffen von solcher Schamlosigkeit und Tragweite so schutzlos preisgegeben wären, wie in Oesterreich; das Gesetz ist ohnmächtig geworden. Es hat eine schmerzliche Ueberraschung erregt, daß es am Weihnachtstag, an dem selbst der Gleichgültige einen Anhauch von oben fühlt, in der Hauptstadt des Reichs gestattet war, das Christenthum öffentlich als ein Märchen zu verspotten. Damit war ein Versuch gemacht, ob jedem Frevel am Christenthum Straflosigkeit gesichert sei; er ist gelungen, und der Sieg über das Gesetz wird mit der Frechheit ausgebeutet, welche zum Handwerk gehört. Das berührt nicht die Katholiken

allein; es berührt in gleicher Weise die Protestanten, welche Christen sind.

Die ungnädige, tief verletzende Antwort, welche den Bischöfen von dem Kaiser wurde, ist dem Verfasser der „Morgenröthe" nunmehr so gut, wie aller Welt bekannt! Konnte man ja es doch nicht erwarten, den Wortlaut noch am selben Tage, als das hochwichtige Aktenstück an den Cardinal-Erzbischof von Wien gelangte, im Abendblatt der Staatszeitung zu veröffentlichen, um dem Moloch der künstlich gemachten öffentlichen Meinung eine Beute hinzuwerfen, die freilich von diesem nur als eine Abschlagszahlung angenommen werden dürfte.*) Was sagt der Morgenröthler zu dieser neuesten eklatanten Wendung der Dinge in Oesterreich, auf das er so außerordentliche — wie uns dünken will, fast vermessentliche Hoffnungen setzte?? In diesem Augenblicke ertönt in der ganzen österreichischen Tagespresse ein wildes Freudengejauchze und schadenfrohes Geheul, das uns lebhaft an jenes Johlen und Schreien erinnert, das in den jetzt wieder glorificirten Märztagen des Jahres 1848 ertönte, nachdem der Pöbel Wiens die Mariahilferlinie und die Fabriken vor derselben niedergebrannt hatte, den Angriff auf die Hofgebäude versuchte und der Kaiser allen Forderungen der wüthenden, brüllenden Menge nachgeben

---

*) Das kaiserliche Handschreiben lautet wörtlich:

Lieber Kardinal Fürst-Erzbischof Rauscher:

Die von den Erzbischöfen und Bischöfen, welche Sie in den letzten Tagen des Septembers ds. J. zu einer Konferenz in Wien versammelt haben, an Mich gerichtete und Mir nach Meinem Hoflager in Ischl zugeschickte Adresse habe Ich Meinem verantwortlichen Ministerium zugemittelt.

Ich würdige gerne den oberhirtlichen Eifer und die wohlmeinenden Absichten, welche es den versammelten Bischöfen als Gewissenspflicht erscheinen lassen mochten, neuerlich, gleichwie in den Jahren 1849 und 1861, für die Wahrung der Rechte und Interessen der katholischen Kirche mit einer feierlichen Erklärung einzustehen; allein Ich muß es beklagen, daß dieselben, anstatt wie Ich es gewünscht hätte, die ernsten Bestrebungen Meiner Regierung in den einschlagenden wichtigen Fragen zu unterstützen und deren so dringende Lösung im Geiste der Versöhnung und des Entgegenkommens zu fördern, es vorgezogen haben, durch Vorlage und Veröffentlichung einer die Gemüther tief erregenden Adresse jene Aufgabe zu erschweren, zu einem Zeitpunkte, in welchem, wie die Bischöfe selbst treffend bemerken, uns Eintracht so sehr noththut, und es dringend geboten ist, die Anlässe zu Zwiespalt und Beschwerde nicht zu mehren.

Ich vertraue, daß die hochwürdigen Erzbischöfe und Bischöfe sich versichert halten, wie Ich allzeit die Kirche zu schirmen und zu schützen weiß, daß sie aber auch der Pflichten eingedenk sein werden, die Ich als konstitutioneller Regent zu erfüllen habe.

Wien am 15. Oktober 1867.

Franz Joseph m. p.

mußte, die von bekannten Führern aufgestachelt wurde, von welchen auch heute noch sehr Viele eine große Rolle spielen. Damals brachte die Schwäche und Nachgiebigkeit des Thrones unsägliches Elend über die Monarchie, Parallelen zwischen damals und heute zu ziehen, unterlassen wir! Was weder Schmerling, noch einem seiner Nachfolger gelungen, wußte der schlaue aalglatte Hr. v. Beust durchzusetzen. Unisono jubeln sämmtliche Journale der Regierung zu und predigen auf einmal dem Volke wieder Vertrauen zur Regierung, das sie seit Jahren aufs Härteste erschüttet haben. Das alte Lustspiel: „Endlich hat er es doch gut gemacht!" wurde nach 19 Jahren in Oesterreich wieder neu in Scene gesetzt. Die Hauptrolle, welche damals der schwache, schwankende Pillersdorff spielte, wurde jetzt von dem starken, energischen Beust übernommen, der jedenfalls ein geübterer Comödiant ist und das „In Scene setzen" der Spektakelstücke mit den Massen-Evolutionen auf den Straßen besser versteht, als irgend einer seiner Vorfahren. Wie mit einem Schlage sei die Situation verändert, predigen heute alle großen und kleinen Blätter, Oesterreich hat — so rufen sie wie besessen vor Freude über das Gelingen ihres Werkes aus — **mit seinen vielhundertjährigen Traditionen gebrochen, es hat seit 15. Oktober aufgehört, der Concordatsstaat zu sein, und ist auf dem besten Wege, ein wahrer Rechts- und Gleichheitsstaat** (d. h. nach Mühlfeld'schen Begriffen) **zu werden. Der Kaiser habe dem Episcopat Worte zu hören gegeben, wie, Joseph II. ausgenommen, noch kein österreichischer Monarch, weder früher noch später, zu den höchsten Würdenträgern der Kirche gesprochen habe. Das sei nicht nur der entschiedenste Bruch mit der Vergangenheit, mit den alten habsburgischen Traditionen, das sei ein Bruch mit den Ultramontanen** d. h. **mit Rom, dem Papstthum, dem römischen (!) Katholizismus überhaupt! Das kaiserliche Handschreiben — fahren sie fort, sei ein ganzes, deutliches und keinen Zweifel mehr zulassendes Programm der Zukunft Oesterreichs, von Unterhandlungen mit Rom könne keine Rede mehr sein, den ultramontanen Hübner werde man gar nicht mehr nach Rom zu schicken brauchen, da ja das Concordat bereits faktisch über Bord geworfen und zerrissen sei. Was habe man sich über ein** possumus **oder** non possumus **des Papstes zu kümmern, in dem Momente, wo das Papstthum selbst in den letzten Zügen liege?**

Dies die Sprache der Wiener- und überhaupt der österreichischen Tagesblätter! Leider müssen wir, was das Thatsächliche betrifft, zugeben, daß sie diesmal die volle Wahrheit sagen. In der That hat Oesterreich mit allen seinen Traditionen gebrochen, in der That ist eine solche harte und verletzende Sprache vom Throne herab zu den Bischöfen des Landes, die nicht mehr

thaten, als was ihnen ihre Pflicht als Seelenhirten gebot, außer in der kurzen Regierungs-Epoche Joseph II., in Oesterreich noch niemals vorgekommen. Es hat fast den Anschein, als ob Oesterreich in die Bahnen des Josephinismus, wenn nicht gar noch in schlimmere*) einlenken und der Enkel Ferdinand II., den die Katholiken der ganzen Welt bisher als den Hort und Schirmherrn der Kirche bewunderten und verehrten, sein und seine Völker Heil auf anderen Wegen suchen werde.

Wir Katholiken außerhalb Oesterreichs haben aber jetzt weniger Grund als je, mit jenem Vertrauen und jener begeisterten Verehrung auf Oesterreich zu blicken, welche der Hr. Verfasser der „Morgenröthe" nicht nur in seiner Gegenschrift mit so lebhaftem Eifer persönlich an den Tag legt, sondern auch von allen Katholiken außerhalb Oesterreichs kathegorisch zu fordern scheint. Gab es jemals einen Schuldbrief, welchen die Katholiken an den österreichischen Kaiserstaat einzulösen hatten: das kaiserliche Handbillet vom 15. Oktober ds. Js. hat denselben zerrissen. Fortan wird jeder außerösterreichische Katholik dem Hause Habsburg gegenüber keine andere Position einzunehmen haben, als irgend eine andere Dynastie Deutschlands oder des Continents überhaupt. Wer den Bruch mit der Kirche nicht scheut, wer den höchsten Würdenträgern derselben kühn den Fehdehandschuh hinschleudert, wer die heiligsten und glorreichsten Traditionen seiner Vergangenheit, seines Hauses, seiner Völker bricht, der darf nicht die besondere Unterstützung der Kirche für seine Ziele und Regierungsakte fordern, und kann sich nicht beklagen, wenn jene Hunderttausende, die noch fest zur Kirche halten und in alle Zukunft halten wollen, ihm den Rücken kehren und die Interessen der Kirche höher stellen als jene eines irdischen wandelbaren Reiches und eines vergänglichen Herrscherhauses!

Wenige Monate seit dem Erscheinen meiner Schrift und der von dem Hrn. Gegner für nothwendig befundenen Gegenschrift (Morgenröthe) haben also genügt, um meine Befürchtungen bezüglich der Haltung Oesterreichs zu rechtfertigen und seine auf diesen Staat gesetzten Hoffnungen zu Schanden zu machen. Die Demuth, die der Herr Gegner mir empfehlen zu sollen glaubte,

*) Die ganze Situation in Oesterreich erinnert nur zu sehr an jene in Frankreich, vor Beginn der ersten französischen Revolution.

dürfte jetzt ihm nothwendiger sein, und ich kann ihm seine eigenen Worte zurückgeben, die er Seite 37 seiner Schrift an mich richtete:

„Das Vertrauen auf Gott, den Allbarmherzigen möchte bei der äußerst schlimmen Sachlage dem geehrten Herrn Verfasser vorzüglich zu empfehlen sein, damit er wenigstens bei seinen möglicherweise getäuschten Hoffnungen und Erwartungen nicht kleinmüthig sich zurückzieht, sondern aus den in nicht ferner Zeit eintretenden Prüfungen mit gereinigter katholischer Gesinnung und Entschiedenheit für die Heiligkeit der christlichen Grundsätze in Anwendung auf politische Gesinnung und Handlungsweise hervorgeht."

Soviel über die an Vertrauensduselei grenzende Austromanie meines Gegners, wovon derselbe vielleicht schon in diesem Augenblicke geheilt sein dürfte. Daß ich nach den neuesten Vorgängen und nach dem oben Ausgeführten keine Lust habe, exaltirte Aussprüche meines Gegners noch ausführlicher zu widerlegen, wie so die folgenden:

„In kurzer Zeit werden diese Herren nach dem vielgeschmähten Oesterreich seufzen, wie vor einem halben Jahrhundert, wenn ihre politische Anmassung durch das Sonnenlicht der eintretenden Thatsachen aufgehellt sein wird. Die Bedenken, Zweifel und Gewissensscrupel werden sich bald noch verwirrender und quälender einstellen, wenn die Verlassenheit und Noth der preußischen Isolirung an die Seite schrecklich heranbringen wird. Jetzt schon kommt der Schmerzensschrei nach einem Bündniß mit Oesterreich, gerade von solchen, die vor Kurzem keine Mittel gescheut und vor keinem Bündniß zurückgeschreckt wären, um das verhaßte, wahrhaft conservative getreue Oesterreich zu vertilgen. Damit wird dann sicher auch der 30jährige Krieg seinen Abschluß finden, aber gewiß nicht im Sinne derjenigen, die ihn voriges Jahr als abgeschlossen betrachteten, sondern wohl ganz in entgegengesetzter Seite, in politischer und religiöser Beziehung: Deus vidit judicavitque! Mit wahrhafter Freude und heiliger Begeisterung kann daher jeder Großdeutsche jetzt schon sein Haupt erheben, weil die Erlösung aus der Schmach und Erniedrigung Deutschlands herannaht."

werden meine Leser begreiflich finden. Meinem Gegner aber kann ich nur den Rath geben, künftighin sich mehr mit der reellen Gegenwart, als mit einer erträumten, nach seinen Gelüsten gestalteten Zukunft zu beschäftigen. Die Zeiten der Propheten sind vorüber und ein Sterblicher, der heute auch nur die Geschicke der nächsten Woche weissagen wollte, würde thöricht und frevelhaft handeln! Nicht wie es uns gelüstet, sondern wie Gott es will, der die Geschicke der Welten lenkt, wird die Zukunft sich gestalten!

Seite 19 seiner — Schrift bezeigt der Hr. Gegner sogar Sympathie für die kläglichste Jammergestalt des Jahrhunderts, für den — Augustenburger. Er sagt von mir:

„Den Augustenburger nennt er trotz seiner hochconservativen Gesinnung einen glücklich überstandenen, und

„seinen Anhang einen berüchtigten. Soweit kann man „sich versteigen, wenn man einmal blindlings für eine „Idee eingenommen ist."

Ich erwidere dem Hrn. Gegner mit seinen eigenen Worten: Soweit kann man sich versteigen, wenn man um jeden Preis Preußenhasser ist, daß man selbst für eine derartige „Spottgeburt von Dreck und Feuer" — um mit Göthes „Faust" zu sprechen — sich begeistern kann. Der Hr. Gegner ist doch mitunter gar zu naiv. War denn jemals Augustenburgerthum und Hochconservatismus identisch? Sollte mein Gegner denn wirklich nicht wissen, daß der Erbprinz von Augustenburg, seit er aus dem Dunkel seiner Existenz ans Tageslicht gezogen wurde, keine Minute etwas Anderes war als eine Creatur der Demokratie und der Fortschrittspartei? Wer hat denn den ganzen Augustenburg'schen Schwindel in den Herzogthümern angezettelt als die Herren Demokraten von der Sorte der Eckarts, der Traberts, Schneiders? rc.

Die conservative Partei aller Länder wendete sich mit Ekel von dem Treiben dieses Prinzen und seiner sauberen Anhänger ab. Der schleswigholsteinische Adel protestirte vom ersten Momente an gegen dessen Prätensionen und wendete sich beschwerdeführend an die beiden alliirten deutschen Vormächte mit der Bitte, dem anarchischen, terrorisirenden Treiben der Augustenburger ein Ende zu machen. Ich rufe dem Hrn. Gegner in's Gedächtniß zurück, daß nicht etwa nur preußenfreundliche Ritterschaftsmitglieder Holsteins, wie etwa Baron Scheel Plessen, sondern auch entschieden österreichisch gesinnte Cavaliere katholischer Religion, wie Graf Hahn auf Neuhaus, Graf Blome auf Salzau junior zu den entschiedensten Gegnern dieses kläglichsten aller Prätendenten gehörten. Auf wen stützte sich „Friedrich der Stotterer" anders, als auf die rothe Demokratie? Gustav Rasch, Metz, der Jude Martin May, der rüde, halbverrückte Holzhändler J. F. Martens in Hamburg, der, so oft der Name Gottes genannt, im Arbeiter Bildungs (!) = Verein ausspeit und ein schweineähnliches Grunzen von sich gibt, waren die Hauptfaiseurs der Augustenburgischen Bewegung; hierzu kamen noch die Demokraten und Concordatsstürmer in Hessen = Darmstadt und Württemberg, — und diesen gesellt sich unser Gegner — ein katholischer Publicist zu? Glaubt er denn wirklich — oder gibt er sich den Anschein zu glauben, unter der Herrschaft des Augustenburgers würde die katholische Kirche in den Herzogthümern jene Vortheile erlangt haben, die sie seit der preußischen Occupation erlangt hat? Wer hat den früher verpönten barmherzigen Schwestern, den Ordensleuten, ja selbst den durch die Landesgesetze strenge verpönten Jesuiten in den Herzogthümern Eingang verschafft, als Preußen

und sein siegreiches Heer? Seit der preußischen Besitznahme haben sich die katholischen Pfarreien in den Herzogthümern um zwei (Flensburg und Neumünster) vermehrt, in Flensburg wurde eine Ansiedelung der barmherzigen Schwestern bewerkstelligt, die katholische Propaganda macht erfreuliche Fortschritte. Aber Alles dieses ignorirt mein Hr. Gegner, oder will es ignoriren. Sein Hauptbestreben ist, Preußen recht verhaßt zu machen und deßhalb muß er selbst für den bereits abgethanen, vergessenen Friedrich den Traurigen Partei ergreifen, weil sich dieser zuletzt als Partisane der österreichischen Politik, als Gegner Preußens entpuppte? Und doch bettelte Hr. Friedrich im Spätherbste 1864 in Berlin um die holsteinische Herzogskrone und seine Schuld war es wahrlich nicht, daß er sie nicht von Preußen zum Lehen erhielt. Augustenburg wäre der Mann gewesen, den Herzogshut auch von Belial in Empfang zu nehmen, wenn er ihn nicht von Christus erhalten konnte! Wenn ein katholischer Publicist sich selbst zu Augustenburg'schen Sympathien versteigt, darf es dann Wunder nehmen, wenn derselbe für Herrn von Beust Partei ergreift? Galt dieser Mann doch auch, so lange er sächsischer Premierminister war, für eine Hauptstütze des konservativen, legitimen Princips! Wir wollen hier nicht untersuchen, welch' namloses Elend dieser Mann über sein früheres Vaterland gebracht hat, ist er doch auch jetzt im Begriffe, Oesterreich an den Rand des Abgrundes zu bringen, es zu dekatholisiren, in die Hände der Herren Schindler, Mühlfeld, Giskra, Berger ꝛc. zu bringen, die habsburgische Dynastie ihrer Mission zu entfremden und die „Apostolische Majestät" auf die Pfade Julians des „Apostaten" zu lenken! Der betreffende Passus meines Gegners darf hier des frivolen, nichtswürdigen Witzes wegen, den er am Schlusse enthält, nicht uncitirt bleiben. (Seite 18) heißt es:

„Der feine berechnende, kluge und geriebene Premierminister Beust scheint ihm besonders schwer im Herzen zu liegen, daher auf einmal seine rührende Sorgfalt für den Kaiserstaat Oesterreich, um die eigentliche Sorge und Herzensangst für Preußen darunter zu verbergen. Er hat keine Lust in die Netze einer verderblichen Beust-Pfordten-Dalwigk-Politik gezogen zu werden. Er hat an der vorjährigen Zeche von 30 Millionen schon weitaus genug. Doch könnte man ja, wie der Volkswitz dem Napoleon in den Mund legt, heuer 60 Millionen dafür holen. Nil novi sub sole!"

Sollte der Hr. Gegner wirklich die Realisirung dieses „Volkswitzes" wünschen?? Fast hat es den Anschein!

Daß die Haltung der „historisch-politischen Blätter" dem Morgenröthler nicht gefallen kann, (Seite 18) finden wir

begreiflich. Herr Jörg wird sich übrigens darob zu trösten wissen.

Seite 21 prophezeit der Gegner wieder einmal.

„Die Zeit ist nahe, wahrlich, wenn nicht alle Zeichen trügen, sehr nahe! ruft er mit Sehermiene aus." Auch wir wollen hoffen, daß die Zeit nahe sei, wo Wahrheit und Recht ans Tageslicht treten und eine Morgenröthe für Deutschland anbricht, freilich keine, wie sie der Hr. Gegner träumt, mit schwarzen und gelben Streifen verdunkelte!

Seite 22 tritt der Bocksfuß recht deutlich hervor: Dort läßt sich der Hr. Gegner über mich also aus:

„Was seinen konservativen Versicherungen einen wahrhaft widerlichen Anstrich gibt, ist das kecke, unbesonnene, auf wahrhaft preußische Art absprechende Urtheil über die entthronten Fürsten."

Liegt in diesen Worten nicht ein ausgesprochener fanatischer Preußenhaß? Also wahrhaft „preußische Art" ist es „keck und unbesonnen abzusprechen"? Die Millionen Katholiken, welche in Preußen geboren sind, können sich bei dem Hrn. „Morgenröthler" für seine liebevolle Gesinnung bedanken.

Seite 22 fängt der Hr. Gegner an, die Regierung der depossedirten Fürsten — Italiens und Deutschlands — zu glorificiren. Nun, das darf uns nicht überraschen, und ist eben Geschmacksache. Daß jedoch der Hr. Gegner in seinem blinden Fanatismus so weit geht, zu behaupten:

„In ganz Deutschland gab es und gibt auch jetzt nirgends so viele Klagen und Beschwerden, Druck und Lasten, wie in Preußen," bleibt doch immerhin eine grenzenlose Albernheit, die selbst unter den Anhängern des Hrn. Gegners Kopfschütteln hervorrufen dürfte. Warum geht er nicht lieber gleich um einen Schritt weiter und behauptet, daß die hessenkasselische Churfürstenwirthschaft mit dem Hassenpflug'schen Regimente ein musterhafteres Regierungssystem als das preußische gewesen sei, oder daß das Finanzsystem in Oesterreich blühender sei, als jenes in Preußen, daß Post-, Telegraphen-, Eisenbahn-Wesen, Militär-Organisation in Preußen nichts taugten, letztere sich im vorigen Jahre nicht bewährt habe u. s. w.?? — Seite 23 prophezeit und austrophirt der Hr. Gegner abermals in aufdringlichst tendenziöser Weise. Er wiederkaut eine seiner Lieblingsphrasen.

„Durch die letzten Ereignisse ist Jedermann klar geworden, daß die Legitimität nur in katholischen Grundsätzen und Herrschern einen sicheren Stützpunkt hat, während in den protestantischen mit dem Schwanken der religiösen Grundsätze auch die Legitimität einer nothwendigen Frontstellung weichen muß; während

bei dem katholischen Herrscherhaus Oesterreich die Legitimität ihren wahrhaft gesicherten Stützpunkt hatte und stets haben wird, der in kürzester Zeit gerade für das katholische Kaiserhaus und für die allein haltbaren Grundsätze der katholischen Kirche seine besten Früchte bringen wird."

Hierauf erwidere ich dem Hrn. Gegner nichts als: Siehe Kaiserliches Handschreiben vom 15. Oktober 1867!!

Seite 24 wird der Hr. Gegner, der früher so pharisäisch mild und freundlich mich behandelte, unverschämt und beschuldigt mich, daß ich in „maßloser Anmaßung" mich dem „Urtheile der Kirche" gegenüberstellte u. s. w. Eine derartige Beschuldigung ist zu albern und überlasse das Urtheil denen, die meine Broschüre selbst gelesen haben. Ich habe mich von allem Anfang an dem Ausspruche der kirchlichen Obrigkeit unterworfen und bin in meinem Gewissen vollkommen beruhigt, um so mehr, als selbst — wie ich aus bester Quelle erfahre — der verehrte Oberhirt der Münchener Erzdiöcese die völlige Berechtigung der Anregung und wissenschaftlichen Behandlung der von mir aufgestellten „offenen Fragen" anerkannt hat! Ich kann daher die Sophistik meines Gegners (Seite 25 u. 26) unbeachtet lassen, denn was er diese Fragen betreffend vorbringt, dient wahrlich nicht zur „Klärung" und ist auch wenig „schätzbares Material", es ist vielmehr der Ausspruch eines sehr engherzigen Privat-Parteistandpunktes und hat als solcher mindestens nicht mehr Gewicht als meine subjectiven Meinungsäußerungen.

Von Seite 27 an wird der Hr. Gegner in seinem leidenschaftlichen Toben so hochkomisch, daß eine ernste Abfertigung kaum mehr zulässig ist. Wir lesen dort u. A.:

„Ueberhaupt die Gewalt war das Regierungsprincip der „meisten annexirten Regierungen und die Gewalt war es, welche „ihr Ende hervorgerufen hat; während doch die ganze Welt „weiß, daß diese gerade die blühendsten und freiesten „Staaten waren; ja wahrhaft eine Freiheit genossen, „die man in Preußen in dem Maße vielleicht nie ge„kannt hat und wahrscheinlich in diesem Maße auch nie „erlangen wird."

Wir können, wenn wir uns der Frankfurter Wirthschaft, des Treibens der HH. Ronge, Ducat, Struve rc. erinnern, nur hinzufügen: Gottlob! Gottlob kennt man in Preußen solche Freiheit nicht und wird sie, will's Gott, niemals kennen lernen! Oder wünscht mein Herr Gegner etwa, daß allenthalben derartige Schandthaten gegen die katholische Kirche verübt werden sollen, derartige infamirende Schmähungen ihrer Gebräuche, Institutionen und

Diener Platz greifen sollen, wie sie in Frankfurt a. M. bis zum Tage der preußischen Occupation gang und gäbe waren?? —

Noch drolliger wird die Leidenschaft des Gegners auf derselben Seite. Er fährt fort:

„Was die Mißstände betrifft, die in den erwähnten Ländern vorhanden waren, so sind dieselben wohl überall, wo sie vorkommen, zu bedauern; aber am wenigsten dürfte man von preußischer Seite darüber zu Gericht zu sitzen berechtigt sein. Es dürfte sich in Deutschland kein zweiter Staat finden, wo die Mißstände schreiender waren, als in Preußen und theilweise jetzt noch sind."

Schade nur, daß der Hr. Gegner diese „schreienden Mißstände" nicht nominell anführt! Ist es vielleicht das Post-, Telegraphen-, Eisenbahn-, Schifffahrtswesen, die öffentliche Sicherheits- und Sittenpolizei, das Spitalwesen oder die Armenseelsorge? Ich wünschte hier doch von dem Hrn. Gegner eine klare, bestimmte Antwort. Wenn ich auch in heftigen Controversen mit demselben bin, Eins will ich doch nicht glauben, daß seine Verblendung wirklich so weit gehe, auch nur **eine** der oben aufgeführten Institutionen bei uns in Bayern — oder im Süden Deutschlands überhaupt — besser bestellt zu finden, als in Preußen. Gerade die Ereignisse des vorigen Jahres haben die Mängel und Schwächen der meisten leider nur zu offenkundig erscheinen lassen.

Obiger Behauptung folgt allerdings in der „Morgenroth-Broschüre" ein Nachsatz. Unser Gegner fährt fort:

„Sind diese besonders in religiöser Beziehung für die Katholiken mehrentheils gehoben, so wird das jeder Katholik mit dem innigsten Danke anerkennen. Dieses rechtfertigt aber noch nicht über die Andern hartes Gericht zu halten."

Es freut uns, daß wenigstens sporadisch bei unserem Gegner die Erkenntniß des Wahren durchbricht, wenngleich er sich zehnmal im Verlaufe seines Büchelchens selbst widerspricht. Obiger Meinung stimmen wir bei. Ja in der That, jeder Katholik wird es mit innigstem Danke anerkennen müssen, wie sehr die preußische Regierung den Wünschen und Forderungen der katholischen Kirche gerecht geworden ist.

Schon auf der folgenden Seite aber sattelt der Hr. Gegner wieder um und zwingt sich fast zur absoluten Schwarzseherei in Bezug auf die Zukunft der katholischen Kirche in Preußen. Er meint z. B.:

„Wenn auch die Katholiken durch die veränderten Zeitverhältnisse und die Billigkeit der Könige Preußens (also doch?!) sich einer besseren Stellung erfreuen, so darf dabei nicht übersehen werden, daß eintretende un-

günstigere Verhältnisse, sowie ein Wechsel der leitenden Personen des Staates diese erworbene Freiheit der Kirche sehr in Frage stellen und wieder den schwersten Druck herbeiführen könne, wozu die Elemente massenhaft angesammelt sind."

Ferner sagt er:

„Der Herr Verfasser lese die katholischen Blätter Preußens und ihre unaufhörlichen Klagen, alsdann möchte sich wohl für ihn eine andere Anschauung und andere Erwartungen ergeben.",

Nun ich erwidere ihm hierauf Folgendes: Ich lese die katholischen Blätter Preußens vielleicht eifriger und vollständiger als Hr. Gegner, aber ich finde nicht, daß die Klagen über noch herrschende Uebelstände und Uebergriffe der Behörden, so zahlreich sind, als wie Hr. Gegner den Lesern seiner Schrift glaublich machen will. Ich ersehe vielmehr daraus, daß diese Klagen auf ein Minimum zusammengeschrumpft sind. In keinem Falle sind die Zustände in Preußen derart, daß der Episkopat seine Stimme klagend erheben, und sich an die Allerhöchste Instanz Beschwerde führend wenden muß, wie in dem vom Gegner so viel gepriesenen Oesterreich. Ich ersehe aus der Zeitungslektüre, daß die katholische Kirche in Preußen, im Vergleiche zu dem, was ihr in Oesterreich tagtäglich an Leid und Trübsal widerfährt und in allernächster Zeit noch droht, die „triumphirende" genannt werden kann, während sie im Kaiserstaate bereits die „leidende" genannt werden muß! Möge mein Hr. Gegner nur genau die katholischen Organe durchlesen, so wird ihm die Richtigkeit meiner Behauptung klar werden. — Herr Gegner fährt weiter fort: (Seite 28 und 29)

„Der geehrte Herr Verfasser zählt einiges Gute (Wir dächten doch es sei mehr als einiges Gute aufzuzählen) auf, was die preußischen Könige seit Friedrich für die katholische Kirche gethan haben: aber was ist dieses gegen die allseitig erduldeten Bedrängnisse in einem Zeitraume von mehr als hundert Jahren!"

„Täusche sich Niemand über die bevorstehenden Kämpfe in Preußen. — So lange eine starke Hand sie niederhält, werden sie ausbleiben, aber unter einer minder starken Regierung um so erbitterter hervorbrechen."

Wir lassen uns, wie schon gesagt, nicht aufs Prophezeien ein, gleich unserem Hrn. Gegner. Gegenwärtig führt Gottlob in Preußen noch eine „starke Hand" das Staatsruder und hält die Kämpfe von der Kirche ferne. In Oesterreich vermissen wir dagegen eine „solche starke Hand" schon leider seit 1859!

Sehr merkwürdig klingt wieder die unmittelbar hierauf folgende Sophistik meines Hrn. Gegners. Er schreibt (Seite 29):

„Wenn die katholischen Bischöfe und Ordinariate der annexirten Provinzen ihre Freude und ihren Dank wegen der Befrei-

ung vom größeren Drucke aussprachen und bessere Erwartungen auf Preußen setzten, nun so darf dennoch solchen Erklärungen bei derartigen Umgestaltungen kein zu großes Gewicht beigelegt werden und kein Vernünftiger wird es auch thun. Mit der Begrüßung der freieren Verhältnisse war es zugleich ein Act der Klugheit sowie eine captatio benevolentiae für die Zukunft."

Es ist uns wirklich neu, aus einer Schrift eines katholischen Publicisten erfahren zu müssen, daß Katholiken den Erklärungen ihrer Bischöfe und Ordinariate „kein zu großes Gewicht beilegen sollen" und daß kein Vernünftiger dies thun werde. Hübsche Ansichten das über die Obedienz gegen die Bischöfe und noch dazu von meinem Gegner ausgesprochen, der mir Mangel an pflichtschuldigem Gehorsam gegen meinen Oberhirten zum Vorwurfe macht! Wenn der Gegner (Seite 27) mir vorwerfen zu dürfen glaubt, daß ich nicht weit entfernt von dem Grundsatze bin: „Der Zweck heiligt die Mittel", dann erwidere ich ihm, daß er vielmehr durch solche Anschauungen diesen Grundsatz völlig zu dem seinigen gemacht hat und sich nicht scheut, die Bischöfe und Ordinariate in den annectirten Ländern zu verdächtigen, als ob auch sie nach diesem Grundsatze ihre Handlungsweise der neuen Regierung gegenüber eingerichtet hätten.

Daß der Verfasser betrauert, daß ein „aufrichtiges treues bundesgemäßes Zusammengehen Preußens mit Oesterreich" nicht zu Stande kam, finden wir noch begreiflicher als manches Andere, das er in seiner Schrift vorbringt. Auch wir haben seinerzeit bedauert, daß die Allianz zwischen Oesterreich und Preußen, von welcher wir Ende 1863 sehr viel Heilsames und Ersprießliches für beide Staaten für ganz Deutschland erwarteten, so schnell wieder in das Gegentheil umschlagen mußte. Aber, wer trägt die Schuld daran? Niemand anders, als die österreichische Politik, die nur Nutzen ziehen, aber Preußen auch nicht die geringste Gegenconcession machen wollte. In Berlin hat man — das können wir versichern — nur mit schwerem Herzen das Band zerrissen, das die beiden Monarchen neuerdings seit Schönbrunn und Teplitz aneinander knüpfte. In Wien jedoch legte man ein zu geringes Gewicht auf die Allianz Preußens, die doch für Oesterreich eigentlich stets die allein mögliche, nutzenbringende, natürliche und honette war.*) Die unglückselige Herrschsucht und der alte Preußenhaß gewannen trotz des Kaisers per-

*) Eine wirkliche Allianz mit Frankreich, die allerdings trotz gewisser Bemühungen kaum sobald realisirt werden dürfte, würde, welchen Verlauf die Dinge auch nehmen würden, doch unaufhaltsam das finis Austriae zur Folge haben.

sönlichen besseren Ansichten gar bald wieder die Oberhand. Man opferte das Bündniß mit Preußen einem elenden Scheinliberalismus, der doch — wie sich bald herausstellte — nicht im Stande war, etwas Dauerndes hervorzubringen. Graf Rechberg, der eine vernünftigere, reellere Politik eingeleitet hatte, mußte der Unfähigkeit eines Mensdorff und dem Pseudo-Liberalismus eines Schmerling weichen, und die unglückselige Politik der Rivalität und Mißgunst gegen Preußens Großmachtstellung wurde wieder aufgenommen. Wie ganz anders würde sich die Lage in Deutschland gestellt haben, wenn in Wien im Jahre 1864 ein Staatsmann an der Spitze gewesen wäre, der gleich Bismarck auf der Höhe der Situation gestanden hätte und die preußischen Vorschläge, die für Oesterreich nicht nur annehmbar, sondern sogar sehr vortheilhaft waren, acceptirt hätte. Wie ungleich besser würde der Wiener Hof gefahren sein! Sadowa, die demüthigenden Concessionen an Ungarn, die Demüthigung, den Erbfeind Oesterreichs in Salzburg fétiren und den Mitschuldigen an dem Tode des edlen Max in Paris besuchen zu müssen, der Zwang, mit seiner eigenen Ueberzeugung und vielhundertjährigen Traditionen brechen und sich selbst ungetreu werden zu müssen: alles dies wäre Franz Josef erspart worden, und uns, dem deutschen Volke, wäre die Lostrennung der deutsch-österreichischen Brüder von dem Mutterlande, die Luxemburger Affaire, die für jedes deutsche Gemüth schmerzliche Entrevue in Salzburg und viel Elend, Schmach und Verlust erspart geblieben. Oesterreich und Preußen hätten die deutsche Frage ohne Blut und Eisen zu lösen vermocht, vereinzelt war es weder dem einen noch dem anderen Staate möglich! Das Hinderniß eines entschiedenen heilsamen gemeinschaftlichen Vorgehens der beiden Vormächte lag in Wien, nicht in Berlin. Preußen reichte diesmal Oesterreich wirklich eifrig die Bruderhand, in Wien jedoch wies man sie zurück und zog die Allianz mit der unzuverlässigen und ohnmächtigen Fortschrittspartei vor. Hierdurch aber nöthigte Oesterreich die preußische Regierung, mit Italien ein Bündniß abzuschließen. Nichts wäre Oesterreich leichter gewesen, als diesen Bund zu verhindern, der Preußens König genug Selbstüberwindung gekostet haben soll, und der erst in jenem Momente ratificirt wurde, als man in Wien bereits die Brücken hinter sich abgebrochen, die preußischen Propositionen schnöde zurückgewiesen und den Gasteiner Vertrag, dessen Dinte noch kaum getrocknet war, in auffallendster demonstrativster Weise verletzt hatte. Wir sind weit entfernt, Alles, was damals von Seite Preußens geschah, billigen oder auch nur entschuldigen zu wollen, aber Eins steht fest, das schwache schillernde Regime der HH. v. Gablenz und Hofmann in Holstein, die offen-

kundige der traditionellen österreichischen Politik widerstreitende Begünstigung der radicalen Partei in Holstein und in ganz Deutschland, die widerlichen Neckereien Halbhubers und der k. k. Statthalterei in Kiel, mußten die Geduld der preußischen Regierung herausfordern und dieses zum Kriege treiben. Auch der Herr Bischof von Mainz, Freiherr v. Ketteler, spricht in seinem Werke Oesterreich von der Mitschuld nicht frei, und macht es der k. k. Regierung zum Vorwurfe, daß sie den Gasteiner Vertrag so offenkundig verletzt und für den von dem deutschen Radikalismus emporgehobenen Augustenburgischen Prätendenten Partei ergriffen habe. Oesterreich konnte sich bis dort mit gutem Recht seiner Vertragstreue rühmen, und galt auch deßhalb als der Hort der Legitimität. Seine beiden letzten Staatsmänner haben es um diesen Ruhm gebracht. Mensdorff brach den Gasteiner Vertrag, Beust setzt seinen Ruhm darein, den Vertrag mit dem heiligen Stuhle zu brechen. Bald wird der Vertragsbruch auch der Grundcharakter der österreichischen Politik sein.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht.
— — — — — —
Wächst sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß!

Es ist daher von dem Herrn Gegner eine tendenziöse Unwahrheit wenn er behauptet:

„An einem aufrichtigen, treuen und rückhaltslosen Entgegenkommen Oesterreichs hat es nie gefehlt."

Die exaltirte, alles Maß überschreitende Austromanie des Gegners macht sich aber wieder in dem hierauf folgenden Passus bemerkbar:

„Jetzt ist Deutschland durch den Einfluß, die Macht und Politik des klug und scharfsinnig berechnenden Napoleons zu einer Verkrüppelung herabgesunken und dazu noch zu einer Entzweiung verurtheilt, die den Krüppel noch vollends lahm legt, bis das gesammelte Oesterreich nach Gottes Vorsehung die Einheit, Kraft und Stärke Deutschlands wieder vor den erstaunten Augen Europas herstellen und das Haus Habsburg neuerdings für seine wahrhaft und einzig dastehende Redlichkeit und Treue mit Ruhm gekrönt werden wird." — —

Für den streng legitimen Sinn meines Herrn Gegners und seine Achtung vor dem Gesetze spricht die folgende Auslassung (Seite 30) auch sehr wenig:

„Was die Anführungen der einschlägigen Artikel der preußischen Verfassungsurkunde zur Regelung der kirchlichen Verhältnisse betrifft, so wäre es wahrhaft lächerlich für einen Katholiken, darauf viel Gewicht zu legen, zu einer Zeit, wo dieselben von einer Kammermajorität nach Belieben geändert und überdieß noch einer sehr dehnbaren Deutung jederzeit unterliegen. Der besonnene Katholik baut nicht auf solche beliebige Spiele der Neuzeit" u. s. w.

Gar so gering möchten wir doch nicht von einer Verfassung und deren Bestimmungen denken, unter deren Schutz die katholische Kirche sich so herrlich zu entfalten und eine so segensreiche Thätigkeit zu entwickeln im Stande gewesen ist. So leicht dürfte es unter der gegenwärtigen kraftvollen Regierung in Preußen doch kaum einer neuerungssüchtigen kirchenfeindlichen Majorität werden, jene Bestimmungen wieder zu beseitigen, die im Volke festgewurzelt sind und auf deren Grund die Kirche jene Ausbreitung und gesicherte Rechtsbasis in dem preußischen Staate erlangt hat, die von jedem einsichtsvollen Katholiken dankbar anerkannt, von katholischen Kirchenrechtslehrern (wie Schulte, Moy, Philipps, Roßhirt) als nachahmenswerthe Musterzustände des Verhältnisses des modernen Staates zur Kirche gerühmt werden. Namentlich der leitende Staatsminister in Preußen dürfte nicht der Mann sein, der einer Schmälerung der Rechte der katholischen Kirche das Wort reden oder dieselbe unterstützen würde. Was Verfasser dieser Schrift aus dem Munde des seligen, unvergeßlichen Bischofs Pelldram (von Trier) über die Gesinnungen des Grafen Bismark in Bezug auf die Stellung der katholischen Kirche in Preußen vernommen hat, das klingt mehr als tröstlich und beweist mir nur, daß Graf Bismarck eine aufrichtige Hochachtung vor der katholischen Kirche, ihrer Wirksamkeit und ihren Institutionen hegt und auf die Erhaltung der gegenwärtigen freundschaftlichsten Beziehungen zwischen der Staatsgewalt und der Kirche kein geringes Gewicht legt. Etwaige Concordats- oder Conventions-Stürmer würden kaum in dem preußischen Premierminister einen so willfährigen Bundesgenossen finden als in manchen ersten Minister rein katholischer Staaten. Daß Bismarck übrigens nicht nur vom subjektiven Standpunkte sondern auch als Staatsmann hohe Achtung vor der katholischen Kirche empfindet, und derselben ungescheut öffentlichen Ausdruck gibt, hat er in der Sitzung des norddeutschen Reichstages vom 18. März d. Js. bewiesen, wo er in Zurückweisung wirklich ungerechter Angriffe von polnischer Seite wörtlich folgende Aeußerung gab:

„Nun meine Herren, sollte wirklich ein solcher Fall „eintreten, daß die katholische Kirche gegen Angriffe „vertheidigt werden müßte, so können Sie glauben, „daß die k. Regierung und ich persönlich für Sie ein „ebenso entschiedener und zuverläßiger Bundesgenosse „sein werde, wie etwa mein katholischer Herr College, „hier zu meiner Seite, der geheime Rath v. **Savigny**!" Wann hat in neuerer Zeit ein österreichischer Staats-

mann den Muth gehabt für die katholische Kirche so große Achtung auszusprechen??

Die Möglichkeit einer Abänderung weltlicher Gesetze will ich allerdings nicht bestreiten, denn alles Irdische ist wandelbar, jedoch dürfte eine derartige Befürchtung des Hrn. Gegners vielmehr nach österreichischer Seite hin begründet sein.

Wenn man dort sich nicht scheut, einen feierlichen, im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit abgeschlossenen Vertrag mit dem heiligen Stuhle einseitig zu brechen, und die Regierung dem Drängen der Volksführer in bereitwilligster Weise entgegenkommt; wenn selbst die k. k. oberste Preßleitung in Wien diese Concordatsstürmer begründet und berechtigt findet und, wie es faktisch geschehen ist, noch Oel ins Feuer gießt: dann dürfte man nicht ein solches Zettergeschrei erheben, wenn in einem anderen Staate wirklich ein Paar Verfassungsparagraphen eine Modificirung erhalten würden. Daß jedoch Letzteres in Preußen nicht zu befürchten ist, dafür bürgt uns — ich wiederhole es — die mannhafte Festigkeit und der hohe Gerechtigkeitssinn des Königs und seiner Regierung. Noch bemerken wir in Preußen nicht derartige anarchische Zustände, keine solche nachgiebige Schwäche der Regierung gegen die corrumpirte Tagespresse, den Pöbel der öffentlichen Sitzungs-Tribunen und die Feinde jeder positiven Religion, wie in Oesterreich! Gott gebe, daß wir in Preußen und im übrigen Deutschland niemals derartige, österreichische Zustände bekommen! —

Seite 31 schwatzt und träumt der Herr Verfasser gar von dem „Siebzig Millionen Reich unter österreichischer Suprematie." Hier grenzt sein Sanguinismus geradezu an Tollhäuslerei. In seinem Delirium weint er der Schmerling-Fröbel'schen Fürstentags-Comödie heiße Thränen nach, er wird plötzlich von zarter Besorgniß für die preußische Regierung übermannt und warnt:

> „Die Räthe der preußischen Krone mögen nun sehen, daß bei dem bevorstehenden Sturme der Staat keinen Schaden leide und nicht etwa eine zweite Auflage des Tilsiter-Friedens erfolgt!"

Er spricht dann in seinen Delirien weiter, als ob der norddeutsche Bund überhaupt gar nicht zu Stande gekommen wäre, als ob der Reichstag auseinandergegangen, die Verfassung mit Majorität verworfen, alle derartigen Projekte gescheitert wären, als ob Oesterreich nicht im Prager Frieden ausdrücklich die Bildung des norddeutschen Bundes feierlich anerkannt hätte. Er wiederkaut wieder einmal die abgeschmackten und abgestandenen Phrasen von „Oesterreichs Beruf", von der Mission Habsburgs, von herrlichen neueren Kämpfen, die natürlich mit Zertrümmerung und einem noch nie dagewesenen Sieg Oesterreichs enden u. s. w.

Wenn man den „Morgenröthler" so sich für den österreichischen Kaiserstaat zur Selbstexaltation bringen sieht, sollte man dann nicht glauben, den Cicero pro domo Austria, einen Apologeten Oesterreichs um jeden Preis sprechen zu hören, dem der Katholicismus nur die Nebensache ist, dem die Interessen der Kirche nur so weit am Herzen liegen, als sie mit jenen Oesterreichs identisch sind?? Jedenfalls kommt bei meinem Hrn. Gegner Oesterreich in erster Linie, und die katholische Kirche in zweiter! Er möge jedoch mir gefälligst nachweisen, ob in dieser oder meiner vorhergegangenen Schrift irgendwo etwa das Interesse Preußens oder sonst eines Staates über jenes der Kirche gestellt wird?? Vermag er dies, dann will ich die Segel streichen, wenn nicht, so mag er es mir zu Gut halten, wenn ich seine Schrift vorzugsweise als eine politische Parteischrift befunden und behandelt habe.

Wenn Seite 32 Gegner von dem Dunkel, das über der Gestaltung des Nordbundes schwebt, spricht, so mag ihm dies zu Gute gehalten werden, denn seine Schrift erschien bereits im Frühlinge dieses Jahres, wo noch der norddeutsche Bund keine feste Gestalt hatte und der Verfasser — bei seinem apriorischen Mißtrauen — nicht glauben mochte oder wollte, daß aus dem Embryo ein kräftiges gesundes Kind sich entwickeln werde. Heute jedoch, wo der norddeutsche Bund bereits nicht nur auf eigenen Füßen steht, sondern bereits trotz seiner zarten Jugend eine ganz respektable achtunggebietende Haltung beobachtet, wo die Flaggen desselben in der Ost- und Nordsee flattern, die Vertretung desselben bereits die zweite Session hinter sich und eine Reihe sehr nützlicher wohlthätiger Gesetze geschaffen hat, heute, wo nöthigenfalls 800,000 kampfgerüstete Streiter zum Schutze dieses Bundes gegen den Uebermuth seiner äußeren Feinde und deren Verbündete ins Feld geschickt werden können, dürften die geringschätzenden Ansichten des Hrn. Gegners über diese Schöpfung doch eine wesentliche Modification erfahren haben, falls wir es nicht etwa mit einem Gegner jener Sorte zu thun haben, welche mit dem Kopfe gerne durch die Wand rennen und mit mehr Eigensinn als Klugheit lieber vom Schwarzen behaupten, daß es Weiß und umgekehrt! Die „reservirtere Haltung", die er (Seite 32) mir vor mehreren Monaten als eine ganz und gar nicht geziemende Haltung eines biederen Katholiken zum Vorwurfe machte, dürfte jetzt doch von meinem Gegner nicht mehr so sehr perhorescirt werden.

Seite 33 gibt Hr. Gegner den Predigern und Seelsorgern weisen Rath und Lehre, wie sie ihre Predigten einrichten sollen. Mir hat er nicht wenig verargt, daß ich den leisen Wunsch, die bescheidene Bitte ausgesprochen habe, die Fragen der wandelbaren Tagespolitik möchten der Kanzel ferne bleiben, er jedoch glaubt das Privilegium zu haben, den HH. Seelsorgern präcisere Vor-

schriften machen zu können; das ist seine Consequenz, seine Unterwürfigkeit und Bescheidenheit! Er will sogar in den Christenlehren, d. h. in den Unterweisungen der Jugend politische Besprechungen eingeflochten haben. In welchem Sinne diese politischen Besprechungen geschehen sollen, vergißt er beizufügen, doch kann man nach den freundlichen Gesinnungen, die Hr. Gegner für Preußen hegt, wohl kaum im Zweifel hierüber sein. Sollen die HH. Katecheten nicht etwa die Lehre von dem habsburgischen Siebzig Millionen-Reich als neuestes politisch-religiöses Dogma der zarten Jugend vortragen oder dieselbe aus dem Syllabus herausklügeln, den der Hr. Gegner so geschickt interpretirt?

Auf den folgenden Seiten wiederholt Gegner sich und seine Morgendämmerung-Fantasterei. Wenn er damals, als er das Büchlein schrieb, die Frage stellen konnte: Wo ist die Verfassung des norddeutschen Bundes? so kann er sich heute selbst die Antwort geben. Sie ist nicht blos da, sie ist bereits Fleisch und Blut geworden.

Am Schluße (Seite 38) wird Hr. Gegner wieder ein wenig höflicher, und nachdem er mir früher wiederholt geradezu das Recht bestritten hat, diese Fragen zu erörtern, widerspricht er sich nochmals und räumt mir das Recht bedingungslos wieder ein, mit folgender Tirade seine Streitschrift schließend:

> „Niemand, geehrter Hr. Verfasser, hat Sie gehindert, Ihre politischen Ansichten auszusprechen und wird Sie je zu hindern versuchen wollen. Wie Sie aber die Freiheit der Veröffentlichung in Anspruch nehmen, ebenso werden Sie auch die Freiheit der Beurtheilung Ihrer Ansichten gestatten, da beides ja nur zur größern Klärung dienen kann. Sie verwahren sich vor Verwechslung und Vermengung der katholischen Gesinnung mit dem politischen Parteistandpunkt. Eine Verwechslung oder eine Vermengung wird Niemanden einfallen noch weniger wird dieselbe Jemand beabsichtigen wollen. Können dieselben aber nicht von einander getrennt werden und sind sie untrennbar mit einander verbunden, so hat auch die Beurtheilung darnach zu erfolgen, was auch Rom trotz allen Sträubens und Raisonnirens der ungläubigen Presse gethan hat; denn es gibt kein Gebiet, das sich der Religion und ihrer Beurtheilung zu entziehen vermöchte, denn sie ist die Grundlage jeder Gesinnung und Handlungsweise und somit auch der Politik, und muß es sein, wenn sie christlich und nicht gottlos sein soll, damit sie den wahren Ruhm und das Glück der Völker erhalten und begründen kann."

Ein geistiges Raketenfeuerwerk ist dieser Schlußpassus gerade nicht. Mein Hr. Gegner hatte anfänglich die Absicht, mich zu verdonnern, aber die Donnerkeile sind in seinen Händen zerbrochen, und am Schlusse wird er — nachdem er mich früher mehr als einmal ziemlich unsanft angefaßt hat — außerordentlich zahm und mildversöhnlich. Wir hätten seinen Schlußworten gar nichts weiter beizufügen, wenn er nicht die gewagte subjective Behauptung, daß Rom über die von mir aufgestellten Fragen

gesprochen habe, wiederholen würde. Ich erwidere ihm hierauf: Nein, mein Herr, Sie irren! Rom hat nicht gesprochen (Roma non locuta est), alle jene Fragen, welche ich in meiner ersten Schrift aufgestellt habe, sind noch heute offene Fragen! Sollten Sie meinen Worten nicht Glauben schenken, dann kann ich Ihnen nur rathen, wenden Sie sich an eine höhere gewichtigere Instanz. Berathen Sie sich mit Gottesgelehrten, mit unseren hochverehrten HH. Haneberg, Döllinger, konsultiren Sie Professor Schulte, Hofrath Philipps, wenden Sie sich an eine beliebige theologische Fakultät, ja — fragen Sie bei Sr. Excellenz, dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München selbst an. Dort werden Sie Ihres Irrthums klar werden. Sollte jedoch Ihnen vor dem Forum dieser — allein competenten Stelle — Recht gegeben werden, oder sollte mir von dieser Seite — aber wohlverstanden auch nur von dieser Seite, nicht etwa von einem Privaten wie Sie sind — ein Irrthum, eine mit den Lehren, mit der Moral der hl. katholischen Kirche nicht vereinbare, derselben widerstreitende und für meine Leser und politischen Gesinnungsgenossen somit gefährliche und verderbliche Ansicht oder Behauptung nachgewiesen werden, dann würde ich sofort bereit sein, diese öffentlich, feierlich, wiederholt und mit meinem vollen Namen zu widerrufen. So lange jedoch dies nicht geschehen ist, mache ich von jener Freiheit Gebrauch, die auch mein Herr Gegner mir einzuräumen so freundlich ist, und halte mich an das schöne Wort des großen heiligen Augustin: „In necessariis unitas; in dubiis veritas; in omnibus caritas!"

Ich bin mit der Widerlegung meines Gegners zu Ende und wende mich nun wieder an Euch, theuere Glaubens- und Gesinnungsgenossen, mit der Bitte: Verzeihet mir, wenn ich hie und da in Widerlegung meines Gegners zu heftig geworden bin, und der Eifer mir vielleicht manch' scharfes Wort entlockt hat, das nicht dem Menschen, sondern dem Schriftsteller gegolten hat. Unsere Schriften können und dürfen wir bekämpfen; den Menschen, unseren Nächsten, das Ebenbild Gottes müssen wir lieben. Unsere Polemik wird Euch an zwei Advokaten erinnert haben, welche vor dem Forum des Gerichtes sich mit allen Waffen des Geistes, mit aller Schärfe der Dialektik zu widerlegen bestrebt waren, nach beendeter Verhandlung jedoch Arm in Arm aus dem Saale schritten, um vielleicht bei gemeinsamen Mahle sich von den Strapazen ihrer rhetorischen Kunststücke zu erholen.

Den Zweck dieser Schrift habe ich Euch im Anfange auseinandergesetzt und indem ich in polemisirender Form meines Gegners Ansichten zu widerlegen suchte, habe ich meine subjectiven

Ansichten über die heutige Stellung unserer hl. Kirche in den verschiedenen Staaten, über die Haltung, welche wir den jüngsten politischen Veränderungen gegenüber einzunehmen haben, ausgesprochen. Meine Aufgabe soll es nun sein, Euch in den folgenden Kapiteln meiner Schrift noch zum Verständniß der gegenwärtigen Situation Näheres und Authentisches über die staatsrechtliche Stellung der katholischen Kirche in den verschiedenen deutschen Staaten mitzutheilen.

Ich wiederhole es hier nochmals, daß meine Schrift keine politische Parteischrift sein soll, und daß einzig und allein das Streben nach Wahrheit mich bei Abfassung dieser Abhandlung leitete.

Die **Wahrheit** gilt mir über Alles; — wenn es mir gelingen sollte, meine Leser zur Erkenntniß der **Wahrheit** (wenigstens in jenen Streitfragen, die ich zu behandeln mir zur Aufgabe gemacht habe) zu führen, dann wäre mein höchster Wunsch erreicht, denn die **Wahrheit** allein ist es, die, wie der hl. Apostel sagt, uns frei machen wird. (Joh. VIII, 32).

O. A. M. D. G.

Die staatsrechtliche Stellung der katholischen Kirche in Preußen.

In Preußen hat sich die katholische Kirche seit mehr als einem Jahrhundert bereits einer, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, höchst günstigen Stellung zu erfreuen. Allerdings die gesicherte Rechtsstellung derselben datirt erst seit dem Jahre 1821, in welchem die päpstliche Bulle de salute animarum ausgeführt wurde und noch eigentlicher seit der Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850. Vor dieser Zeit war es mehr ein Toleranz-Verhältniß, in welchem die Kirche zum Staate stand, aber die Beziehungen zwischen beiden Gewalten waren stets freundlicher Natur. Von einem Fanatismus, von einer Verfolgungssucht, wie man sie in anderen protestantischen Staaten häufig gegen die Katholiken wiederkehren sieht, finden wir in Preußen niemals Spuren. Die katholische Kirche erfreute sich, besonders seit Friedrich dem Großen, der freundlichen Zuneigung der Könige und vielfacher persönlicher Gunstbezeugungen des hohenzollern'schen Königshauses. Friedrich der Große, der von der einen Seite vielleicht über Gebühr gepriesen, von der anderen Seite jedenfalls in engherziger Befangenheit zu verkleinern gesucht wird, war es, der die Achtung der katholischen Kirche und ihrer Diener als Regierungsmaxime annahm und seinen Nachfolgern vorschrieb. Wir Katholiken haben allen Grund, das Andenken dieses großen Fürsten zu segnen und insbesondere unsere Glaubensgenossen in Preußen können nur wünschen, daß wenigstens, was uns Katholiken betrifft, der milde, tolerante, friedericianische Geist alle künftigen Herrscher Preußens beseelen möge.

Wer Berlin besucht hat, kennt das herrliche Denkmal, das von Friedrichs Gesinnungen für die Katholiken seiner Hauptstadt Zeugniß gibt. Die schöne, in Form der Maria Rotonda in Rom erbaute, der hl. Hedwig geweihte Kirche ist das schönste Monument

der friedericianischen Toleranz. Er gab nicht nur die Erlaubniß zu dem Bau des Gotteshauses, das in nächster Nähe des königl. Schlosses, nicht etwa in einem fernen Winkel der Stadt gelegen ist und sowohl vom Schlosse wie auch vom Palais des jetzigen Königs zu sehen ist; — er schenkte der katholischen Gemeinde auch den dazu erforderlichen Platz und einen Theil der Baumaterialien. Am 13. Juli 1747 wurde unter allem Pomp und allen Ceremonien, welche der Ritus unserer Kirche vorschreibt, der Grundstein zu diesem Gotteshause durch einen kgl. Bevollmächtigten gelegt. Das mit 6 römischen Säulen geschmückte Portal enthält unter dem Giebel die Inschrift mit goldprangenden Lettern: Friederici regis clementiae monumentum Hedwigis A. M. Quirinus S. R. E. Card. suo aere perfecit. (Der hl. Hedwig zu Ehren ließ als ein Denkmal der Milde des Königs Friedrich Cardinal Quirinus dieses Portal auf eigene Kosten erbauen.)

Die Erwerbung eines vorzugsweise katholischen Landes, wie Schlesien, bot Friedrich die vorzüglichste Gelegenheit zu Beweisen religiöser Duldung. Anfänglich hatte man auf katholischer Seite nicht geringe Angst, als der protestantische König mit seinem Heere einrückte. Man erblickte in ihm einen zweiten Gustav Adolf; aber bald beruhigte er die Gemüther, indem er eine Erklärung erließ, worin er Jedermann in seinen Staaten, und namentlich auch in Schlesien, in seinem Glauben zu schützen versprach. In der That erwies er sich auch seinen katholischen Unterthanen als ein liebevoller Vater und Beschützer und machte keinen Unterschied zwischen ihnen und den Bekennern seiner eigenen Confession. Der Papst war durch die glückliche Lösung der katholischen Verhältnisse Schlesiens höchlichst erfreut und gab dem Könige wiederholte Beweise seiner Theilnahme. So genehmigte der Papst die von Friedrich erbetene Ernennung des Fürstbischofs von Breslau Cardinal Graf v. Zinzendorf, welcher an der Spitze der katholischen Kirche Schlesiens stand, zum Generalvicar und obersten geistlichen Richter für alle Römischkatholischen in den preußischen Staaten. Im Jahre 1747 starb dieser ausgezeichnete fromme Prälat, um welchen Friedrich Thränen vergoß. Sein Nachfolger war der Graf Schaffgotsch, welchen der Papst in seinem Bestätigungsbriefe ausdrücklich ermahnte, „er möchte sich seinem gegen die katholische Kirche so wohlgesinnten Fürsten auf alle Art ergeben bezeigen."

Bekannt ist auch die Achtung, welche König Friedrich vor den Vätern der Gesellschaft Jesu als Erziehern der Jugend hatte. Als dieser um die Kirche hochverdiente, ausgezeichnete Orden den Intriguen der Pombals und Choiseuls, dem Andringen des spanischen und französischen Hofes zum Opfer gefallen war und man

die frommen, vielverläumdeten Väter in allen Ländern Europa's ärger wie wilde Thiere hetzte und gleich Verbrechern geradezu vogelfrei erklärte — ein Schicksal, das dem Orden auch in unseren Tagen wieder zu Theil wurde — da nahm Friedrich, hochherzig und vorurtheilslos wie er war, den bedrängten, verfolgten Orden in seinen Staaten, und zwar nicht etwa „dem Papste zum Trotz", wie die Feinde der Jesuiten aussprengten, auf. Friedrich stand mit dem Papste vielmehr in ganz freundlichen Beziehungen und es fiel ihm nicht ein, denselben ärgern oder beleidigen zu wollen, was auch nicht der Fall war, da der Papst gegen das einfache Zusammenleben der Jesuiten, wo solches von der Staatsbehörde gestattet war, auch nach Aufhebung des Ordens durchaus kein Bedenken erhob. Den wahren Beweggrund, der Friedrich zur Aufnahme der Jesuiten veranlaßte, kann man in seinen Schriften nachlesen. Der König hatte die Väter der Gesellschaft Jesu als ausgezeichnete Pädagogen, als unermüdete und hochgebildete Erzieher der Jugend kennen und schätzen gelernt und übertrug ihnen deßhalb die Leitung katholischer Lehranstalten unter schmeichelhaften Beweisen seines Vertrauens und seiner persönlichen Zuneigung und mit dem Beifügen, das Tragen der Ordenskleider und auffallende Schritte vermeiden zu wollen, um den katholischen Höfen keinen Anlaß zu Recriminationen und keinen Vorwand zu neuen Verläumdungen gegen ihn (den König) zu geben. — Das Wohlwollen des großen Friedrich für die Kirche erbte sich auf seine Nachfolger fort. Unter Friedrich Wilhelm III. fand nach der Erwerbung der Rheinlande die definitive Regelung der kirchlichen Verhältnisse nach vorausgegangenen Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle statt. Der hl. Vater erließ nämlich die bekannte Circumscriptionsbulle de salute animarum vom 16. Juli 1821, die durch die Cabinetsordre des Königs vom 23. August d. Js. für ganz Preußen vorschriftsmäßig publizirt wurde und noch heute die Rechtsgrundlage der katholischen Kirche im Königreich Preußen bildet. Es wurden durch diese von Niebuhr verhandelte und abgeschlossene Uebereinkunft die Rechte und Verhältnisse der katholischen Kirche auf eine Weise geordnet, welche Seitens der protestantischen Krone Preußens den katholischen Unterthanen bekanntlich größere Zugeständnisse machte als irgend ein Concordat, welches in neuerer Zeit von katholischen Regierungen in Bezug auf die katholischen Landeskirchen mit dem hl. Stuhle abgeschlossen wurde. In Folge dieser Bulle wurden zwei Metropolen mit zwei Metropolitankapiteln gestiftet mit einem bedeutenden jährlichen Einkommen von mehr als 180,000 Thalern. Leider folgte nach 15 Jahren eine, wenn auch nur vorübergehend kurze,

doch immerhin traurige Zeit für die Kirche in Preußen. Das Verfahren gegen den edlen Erzbischof von Cöln, Clemens August von Droste Vischering in Folge der verschiedenartigen Auslegung des päpstlichen Breve vom 25. März 1830 bildet eine Schattenseite in der sonst fleckenlosen neuesten Geschichte des preußischen Staates und seiner Könige. Die friedericianischen Grundsätze wurden verläugnet und an die Stelle der edlen Toleranzgrundsätze des großen Königs trat ein kleinliches bureaukratisches Bevormundungssystem. Friedrich Wilhelm III. war eine edel angelegte Persönlichkeit und ein aufrichtig frommer positiv gläubiger Christ, aber die Verhältnisse brachten es mit sich, daß die Bureaukratie in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts wieder einen großen Einfluß gewann und diesen der Kirche gegenüber geltend machte. Seine an vielen schönen Episoden reiche Regierung, die besonders durch seine engelgleiche Gattin, die unvergeßliche Königin Louise (den guten Genius Preußens in der Zeit der Fremdherrschaft) verherrlicht wurde, ward hierdurch getrübt. Mehr dem Einflusse der Bureaukratie als dem persönlichen Willen des Königs ist die traurige Kölner Katastrophe, die Wegschleppung des ehrwürdigen standhaften Oberhirten der Kölner Erzdiözese, dessen Martyrium auf der Festung Minden, und manches andere traurige Vorkommniß zuzuschreiben. Der Kölnische Kirchenstreit ist noch in zu frischer Erinnerung unserer Zeitgenossen, um näher darauf einzugehen, er hatte wie jede Erscheinung auch seine gute Seite, denn von jener Zeit her datirt sich der Aufschwung der katholischen Kirche in den Rheinlanden und in Deutschland überhaupt. Die Katholiken wurden aus der dumpfen Lethargie, in welcher sie seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts mehr vegetirten als geistig lebten, aufgerüttelt und fingen an sich wieder als Katholiken zu fühlen. Eine Reihe ausgezeichneter katholischer Schriftsteller trat mit werthvollen Geistesprodukten auf, bedeutende Persönlichkeiten fühlten sich von der Schönheit der katholischen Kirche angezogen und konvertirten. Die Hymnen, welche die nach Minden zu ihrem gefangenen Oberhirten wallfahrtenden Processionen vor dessen Fenstern sangen, waren das Grablied des Josefinismus und Frebonianismus. Die Zeit der Drangsale der Kirche nahm bald ein Ende und ein schöner herrlicher Auferstehungsmorgen folgte. Friedrich Wilhelm IV., einer der edelsten, feingebildetsten und ausgezeichnetsten Fürsten unseres Jahrhunderts, bestieg den Thron und beeilte sich die Bande des ehrwürdigen Priestergreises zu lösen und mit der katholischen Kirche Frieden zu machen. Man muß es diesem trefflichen Fürsten nachrühmen, daß er Alles gethan hat, um die Unbilden zu sühnen, welche die Bureaukratie unter seinem Vater der Kirche zugefügt hatte. Ein

begeisterter Verehrer für alles Schöne und Erhabene, ein Kunstmäcen von feinster Bildung und Geschmack, wetteiferte Friedrich Wilhelm IV. mit unserem, ihm geistesverwandten König Ludwig I. in der Förderung von Kunstschöpfungen, herrlichen Kirchenbauten, Verschönerung der Hauptstadt, Begünstigung von Künstlern u. s. w. Ein tiefpoetischer Sinn und eine Neigung zur Romantik erweckte in Friedrich Wilhelm IV. eine tiefe Neigung für die katholische Kirche, dieser Patronin aller Künste und Wissenschaften. Er berief Cornelius von Rom nach Berlin, begünstigte Overbeck, er sprach das herrliche Königswort aus: Der Kölner Dom muß fertig werden! und er ließ seinen Worten die Thaten nachfolgen. Die katholische Kirche verdankt ihm ebenso viel als die Kunst und Wissenschaft. Die Vollendung des größten Theils des Kölner Doms ist sein Werk, die preußische Verfassungsurkurde vom 31. Januar 1850 — die magna Charta der Freiheiten und Rechte der katholischen Kirche in Preußen ebenfalls. Ich würde mich allzuweit ausbreiten müssen, um die einzelnen edlen Thaten und Züge dieses Fürsten hier anzuführen. Als es dem Allmächtigen gefiel, seinen Geist zu umnachten, da riefen seine katholischen Unterthanen schmerzvoll mit Shakespeare aus: „Welch edler Geist ward hier zerstört!“ An seiner Bahre weinten sie heiße Thränen, sein Andenken und seine Regierung segnen sie dankbar, sie beten inbrünstig zu Gott und hoffen, dem Allerbarmer werde es gefallen haben, dem umhüllten Geist des Königs einen Strahl des ewigen Lichtes gesendet zu haben. Seine Regierung wird allen Katholiken Preußens unvergeßlich bleiben.

Die bereits mehrfach erwähnten, die kirchlichen Verhältnisse regelnden Bestimmungen, sind in den Artikeln 12, 13, 14, 15, 16, 22 und 24 der preußischen Verfassungs-Urkunde enthalten. Sie lauten wie folgt:

Art. 12. Die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religions-Gesellschaften (Art. 31. und 32.) und der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung wird gewährleistet. Der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse. Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen.

Art. 13. Die Religions-Gesellschaften, sowie die geistlichen Gesellschaften, welche keine Korporationsrechte haben, können diese Rechte nur durch besondere Gesetze erlangen.

Art. 14. Die christliche Religion wird bei denjenigen Einrichtungen des Staats, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Art. 12 gewährleisteten Religionsfreiheit, zu Grunde gelegt.

Art. 15. Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, so wie jede andere Religions-Gesellschaft, ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig und bleibt im Besitz und Genuß der für ihre Kultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds.

Art. 16. Der Verkehr der Religions-Gesellschaften mit ihren Oberen ist ungehindert. Die Bekanntmachung kirchlicher Anordnungen ist nur denjenigen Beschränkungen unterworfen, welchen alle übrigen Veröffentlichungen unterliegen.

Art. 22. Unterricht zu ertheilen und Unterrichts-Anstalten zu gründen und zu leiten steht Jedem frei, wenn er seine sittliche, wissenschaftliche und technische Befähigung den betreffenden Staatsbehörden nachgewiesen hat.

Art. 24. Bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen sind die konfessionellen Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen.

Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religions-Gesellschaften.

Die Leitung der äußeren Angelegenheiten der Volksschule steht der Gemeinde zu. Der Staat stellt, unter gesetzlich geordneter Betheiligung der Gemeinden, aus der Zahl der Befähigten die Lehrer der öffentlichen Volksschulen an.

Art. 25. Die Mittel zur Errichtung, Unterhaltung und Erweiterung der öffentlichen Volksschule werden von den Gemeinden und, im Falle des nachgewiesenen Unvermögens, ergänzungsweise vom Staate aufgebracht. Die auf besonderen Rechtstiteln beruhenden Verpflichtungen Dritter bleiben bestehen.

Der Staat gewährleistet demnach den Volksschullehrern ein festes, den Lokalverhältnissen angemessenes Einkommen.

In der öffentlichen Volksschule wird der Unterricht unentgeltlich ertheilt.

Art. 26. Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen.

Artikel 36 gewährleistet das für uns so wichtige und namentlich in Preußen segensreich gewordene Associationsrecht, dessen nähere Bestimmungen das Vereinsgesetz regelt, welches liberal ist und in liberalem Geiste gehandhabt wird.

Dies die magna charta unserer heiligen Kirche in Preußen. Es sind ausgedehnte Rechte und Freiheiten und unsere Glaubensgenossen haben hiervon einen würdigen und heilsamen Gebrauch gemacht. Seit 1850 hat das kirchliche Leben, das katholische Vereinswesen in Preußen einen großartigen, kaum jemals von uns gehofften Aufschwung genommen. Sowohl Vereine, welche der christlichen Wohlthätigkeit, der Unterstützung der Armen gewidmet

sind, Charité-Anstalten, wie auch fromme Bruderschaften, Gebets-Vereine, Missions-Vereine, Congregationen und Sodalitäten für alle Stände und Alter haben sich fast in jeder Stadt, wo eine katholische Gemeinde besteht, gebildet und herrlich entfaltet. Es gibt fast keine Stadt, keine Kirche, in welcher nicht eine Mission stattgefunden hätte, selbst bis Berlin sind die frommen Väter der Gesellschaft Jesu gedrungen und haben dort eine außerordentlich zahlreich besuchte längere Mission abgehalten. Wo die Söhne des hl. Ignatius von Loyola nicht ausreichen, da werden sie von den Söhnen des hl. Alfons von Liguori oder des hl. Vincenz von Paul (Redemptoristen und Lazzaristen) unterstützt. Neben den Missionen finden die Exercitien für Priester sowohl als Laien statt. Fast in jeder größeren Stadt haben die Jesuiten sich bleibend niedergelassen und Collegien oder Missionshospize gegründet. In Breslau, in Köln, Münster, Bonn, Coblenz, Aachen, Posen, Gorheim wirken sie seit Jahren bleibend, mit großem Erfolge. Im letztgenannten Dorfe (Gorheim bei Sigmaringen) haben sie eines der größten Noviziate in Deutschland *). Auch alle anderen Orden und Congregrationen (männlichen und weiblichen Geschlechtes) haben sich in erfreulicher Weise ausgebreitet und rapid vermehrt, besonders in der Rheinprovinz, Westphalen und Schlesien. In **Berlin** besitzen die Katholiken gegenwärtig acht Kirchen, worunter drei Pfarrkirchen. Der Hauptkirche St. Hedwig, unweit der Residenz und des Palais des gegenwärtigen Königs unterstehen die neue, schöne, große Kirche St. Michael am Köpnikerfelde, welche auch als Garnisonskirche für den katholischen Theil der Garnison benützt wird und die St. Sebastians-(Invaliden-) Kirche. Nebst diesen drei Pfarrkirchen wird noch in der Klosterkirche der Ursulinerinen, in der Kirche der Töchter aus der Congregation des hl. Carolus Borromäus im St. Hedwigskrankenhause, in dem Garnisonslazareth, in der Kapelle in der Kaiserstraße (Nro. 29) und in der neu eröffneten Kapelle in Moabit öffentlicher Gottesdienst abgehalten. Vier weiblich-geistliche Orden sind in der preußischen Hauptstadt ansässig, die Ursulinerinen, welche in der Lindenstraße ein großes Mädchenpensionat und eine öffentliche Schule halten, die Congregation

*) Der Jesuiten-Orden zählt gegenwärtig 8761 Mitglieder und hat sich somit seit vorigem Jahre um 215 Mitglieder vermehrt. Von diesen kommen 777 auf Oesterreich und 658 auf Preußen. In den übrigen deutschen Ländern ist der Orden noch immer nicht geduldet. In Mainz bestürmt man seit 8 Jahren den Bischof wegen 6—8 Jesuiten, welchen er die St. Christoph-Pfarre anvertraute, und wird der Bischof, um den Hetzereien ein Ende zu machen, die Väter nach **Castel** dislociren, das zum norddeutschen Bund — mithin in den Rayon Preußens gehört. Die **Regensburger** Geschichte ist sattsam bekannt!

vom hl. Carolus Borromäus, welcher das Krankenhaus in der großen Hamburger Straße übertragen ist, die grauen Schwestern und die Congregation der Frauen vom guten Hirten, welche in der Nähe Berlins eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder leitet. Das Ordenskleid ist in den Straßen Berlins nichts Ungewöhnliches oder Auffallendes mehr. Man trifft es häufig an und selbst die eingefleischtesten Protestanten haben sich an dasselbe gewöhnt. Die Jesuiten hielten, wie bereits erwähnt, schon vor mehreren Jahren Mission, vor nicht langer Zeit predigte hier der bekannte berühmte Convertit P. Alphons Maria de Ratisbonne und seit neuester Zeit ist auch der Dominikaner Orden durch ein Mitglied dauernd in Berlin vertreten. Der hochwürdige P. Ceslaus (Graf Robiano Stollberg) fungirt nämlich als Seelsorger an der neu errichteten Station Moabit. Anfänglich erregte, wie man sich leicht denken kann, sein Ordenshabit, obgleich er eigentlich aus den preußischen Farben (schwarz-weiß) besteht nicht geringes Aufsehen, aber, wie man sich an Alles gewöhnt, so findet jetzt an dem Ordenskleide des heil. Dominikus Niemand mehr etwas Befremdendes, im Gegentheile strömt man schaarenweise zu dessen Predigten, bei welchen die kleine von edlen Wohlthätern, (wie der Gräfin Pourtalés, der Herzogin von Ujest [Fürstin Hohenlohe] Frau von Wangenheim, dem Hoflieferanten Arnold) zierlich ausgestattete Kirche, die Menge der Zuhörer häufig nicht zu fassen vermag.

In Moabit, früher ein Dorf, seit einigen Jahren mit dem Weichbilde der Stadt Berlin vereinigt, befinden sich unter Anderem auch die weltberühmten Borsig'schen Eisenwerke, auf denen der größte Theil der Bewohner des Orts beschäftigt ist. Ein großer Theil der Arbeiter, meistens Rheinländer, Schlesier und Westpfäler, sind Katholiken, die mit ihren Familien eine katholische Gemeinde von ca. 1000 Seelen ausmachen. Die Katholiken von Moabit waren in die katholische St. Sebastians- (Invalidenhaus-) Kirche eingepfarrt, aber die weite Entfernung machte es schwer, neben der Arbeit um das tägliche Brod, dem Gottesdienste pflichtmässig beizuwohnen. In diesem Streben haben die Katholiken von Moabit ein Capital von ca. 2000 Thlrn. aufgebracht, ein zweckmässig gelegenes Grundstück mit Wohnung um den Preis von 7500 Thlr. erworben und mit dem Kirchenbau sofort begonnen. Ein anderer Kirchenbau macht ebenfalls erfreuliche Fortschritte. In dem eine Stunde von Berlin entfernten Charlottenburg (mit der Pferdebahn vom Brandenburger-Thor in 25 Minuten zu erreichen) wird eine Klosterkirche zum heiligsten Herzen Jesu gebaut.

Im Grenadier-Lazareth in Berlin — schreibt man dem Ver-

fasser von dort — haben wir seit 16. Mai „graue Schwestern," die hier unter denselben günstigen Bedingungen wirken, die sie im Berliner Garnisonslazareth erst abgewartet haben, ehe sie die Pflege definitiv übernahmen — namentlich ist der traurige §. wegen Proselytenmacherei, der leider in anderen Provinzen hingenommen wurde, als unverzeihlicher Mißtrauensparagraph, nun gründlich beseitigt. Die Wirksamkeit der Schwestern ist so geordnet, daß sie durchaus den Charakter freier Charitas an sich trägt — daher auch der Segen so fühlbar.

Das heil. Frohnleichnamsfest wird man nicht bald in einer vorwiegend protestantischen Stadt mit solchem Pompe und in so erhebender Weise gefeiert sehen als in Berlin, wo am Festtage selbst (Donnerstag) in der von Blumen duftenden, festlich geschmückten und mit 12 Lustern erleuchteten Kirche nach vorangegangener Predigt und Hochamt die Prozession mit Ablesung der vier heiligen Evangelien abgehalten wird, während am darauffolgenden Sonntage die Prozession von Moabit nach Spandau abgehalten wird, ein hier doppelt erhebendes herrliches Schauspiel.*) In Charlottenburg, wo der Abhaltung der öffentlichen Prozession bisher behördliche Schwierigkeiten im Wege standen, hat man in diesem Jahre die letzteren beseitigt und wurde die Prozession in erbaulichster ungestörter Weise abgehalten.

Ebenso verläßt in Potsdam, der zweiten Hauptstadt des Königreiches, die Prozession die inneren Räume der Stadt und durchzieht die nächstgelegenen Straßen. In letztgenannter Stadt wurde am 4. Juni ds. Js. ebenfalls ein kirchlicher Neubau begonnen und fand an diesem Tage die Grundsteinlegung zur neuen katholischen St. Peters- und Paulskirche statt, welche durch die Municicenz Sr. Maj. des Königs auf dem Bassinplatze, einer der größten und schönsten Plätze der Stadt, erbaut wird. Auch über diese Feier lassen wir im nächsten Kapitel einen Bericht folgen.

Eine große Anzahl von Bruderschaften, Vereinen, Congregationen, alle Stände und Alter umfassend, hat in Berlin ein katholisches Leben hervorgerufen, auf das manche ganz katholische Stadt Grund hätte, stolz zu sein.

Der Verkehr mit den königlichen Behörden ist ein freundlicher und von Seite derselben entgegenkommender. Seit Jahren hat keine katholische Gemeinde, keine Ordensgesellschaft Grund zu einer Klage oder Beschwerde gehabt. Aber auch der protestantische Theil der Bevölkerung — das gebietet die Wahrheit offen hier auszusprechen -- erweist der katholischen Kirche und ihren Cere-

*) Im nächstfolgenden Kapitel werde ich eine ausführlichere Beschreibung dieser Prozession für meine Leser beifügen.

monien, wenn sie mit derselben in Berührung kommt, eine anerkennenswerthe Achtung und gehören Unzukömmlichkeiten und Kränkungen nach dieser Richtung zu den allerseltensten Erscheinungen.

Was die Seelsorge für den katholischen Theil der Armee betrifft, bleibt auch nicht das Geringste zu wünschen übrig. Wollte Gott, es wäre bei uns in dem katholischen Bayern so gut damit bestellt. In dieser Beziehung zeigte die preußische Regierung mehr Sorgfalt als selbst jene des katholischen Oesterreich. Für den katholischen Theil der Armee ist ein besonderer apostolischer Vicar in der Person des Fürstbischofs von Breslau bestellt, dem sämmtliche katholische Militärprediger unterstehen. Ein großes Verdienst um die Organisirung des katholischen Militär-Klerus hat sich der kürzlich verstorbene Bischof von Trier, Dr. Pelldram, früher Probst an der St. Hedwigskirche in Berlin und Superior des Militär-Klerus, ein persönlicher Freund des Königs, erworben. Im vorigjährigen Krieg rückten 14 Jesuitenpriester als Feldprediger mit den polnischen, westfälischen und rheinischen Regimentern aus. Ueberdies begleiteten mehrere Hunderte barmherziger Schwestern aus verschiedenen Congregationen die Kriegsheere. Die Königin Augusta bat persönlich die Schwestern vom hl. Karl in Berlin und die Franziskanerinnen von St. Mauriz in Münster, welche sich schon in dem schleswig-holsteinischen Feldzuge ausgezeichnet hatten, sich dem Oberkommando anzuschließen und konnte nicht genug Worte der Anerkennung und des Dankes nach deren Rückkehr für ihre wahrhaft aufopfernde heroische Dienstleistung finden.

Der königliche Hof läßt es überhaupt an Aufmerksamkeiten und Aufmunterungen für katholische Institute und Ordenshäuser nicht fehlen. Die Königin Augusta — die erhabene, allverehrte Enkelin Karl Augusts von Weimar, eine Dame von seltener wissenschaftlicher Bildung und Herzensgüte — unterläßt es niemals, während ihres Aufenthaltes in Köln, Bonn oder Coblenz, die klösterlichen Institute, die Waisen- und Siechenhäuser, die Spitäler und Kinderbewahranstalten zu besuchen und reichlich zu beschenken. Diese königlichen Besuche bilden dann wahre Festtage in den betreffenden Instituten, an welche man sich noch nach Monaten mit Begeisterung erinnert, denn die hohe Frau entzückt Alles durch ihre Menschenfreundlichkeit und bezaubernde Liebenswürdigkeit. Im St. Hedwigskrankenhaus erzählte dem Verfasser im vorigen Jahre eine Schwester mit Thränen der Rührung in den Augen Näheres über diese königlichen Besuche. Wann die Königin kommt, dann versammelt sie uns Alle, wie eine Mutter ihre Kinder um sich und spricht so liebevoll, so gewinnend, daß man ganz vergißt, die Landesmutter, die Königin vor sich zu haben. Gewöhnlich setzt sie sich in der Apotheke nieder, läßt sich bis in's

kleinste Detail alle Vorgänge in unserem Hause erzählen, bezeigt den lebhaftesten aufrichtigsten Antheil und scheidet niemals, ohne die Kranken getröstet, uns ermuntert und begeistert und Hilfe, Rath, Trost zurückgelassen zu haben.

Bei gewissen Anlässen versäumt es die königliche Familie nicht, den Katholiken durch persönliches Erscheinen Beweise ihrer Theilnahme zu geben. Als vor einigen Jahren die zweite katholische Kirche Berlins — die St. Michaelskirche — eingeweiht wurde, (zu welcher, nebenbei bemerkt, der verstorbene König der Gemeinde den Platz schenkte und außerdem ein Bild, die Kreuzesabnahme von Begas, ankaufte) wohnten der Kronprinz und die allbeliebte hochverehrte Frau Kronprinzessin mit dem österreichischen Erzherzog Carl Ludwig den Einweihungsfeierlichkeiten und Hochamte bei. Auch auf den Rundreisen versäumt das kronprinzliche Paar niemals, die klösterlichen Institute mit seinem Besuche zu erfreuen. Als der königliche Hof sich kürzlich in den hohenzollern'schen Ländern aufhielt, versäumte das Königspaar und der Kronprinz nicht, die katholischen Kirchen, Schulen und Krankenhäuser in Hechingen und Sigmaringen zu besuchen.

Auch dem Jesuitencollegium in Gorheim (Dorf bei Sigmaringen) wurde der königliche Besuch zu Theil. Die höchsten Herrschaften bezeigten bei sämmtlichen Besuchen die wärmste landesväterliche und mütterliche Theilnahme für die genannten Institute.

Am 5. Oktober fand in Sigmaringen die Grundsteinlegung zu der erweiterten Waisenanstalt „Haus Nazareth," einer Schöpfung des hochverdienten Pfarrers Geiselhart, statt. Man schreibt hierüber dem „Märkischen Kirchenblatte": Se. Majestät unser König Wilhelm, welcher eben unsere Stadt besuchte, wollte selbst den feierlichen Act vornehmen. Trotz der rauhen, naßkalten Witterung erschien Se. Majestät auf dem Bauplatze in Begleitung seiner erlauchten Gemahlin, des Kronprinzen von Preußen, des Fürsten und Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen und deren Gemahlinen. Ueberdies spendete der König für die Anstalt 200 Thlr. und die Königin 100 Thlr.

Der regierende König — ein gläubiger und gottesfürchtiger Herr — dessen häufige Betonung der Gottes-Gnaden-Theorie und der in keiner seiner Reden fehlende Hinweis auf Gott den Allmächtigen ihm vorzugsweise die Gegnerschaft der radikalen Juden-Presse zugezogen, bewahrt für seine katholischen Unterthanen, gleich seinem verewigten Bruder und Vorgänger, eine dankenswerthe väterliche Fürsorge. Schon als Prinz-Regent unterließ er niemals, sobald es sich um katholische Cultusangelegenheiten handelte, den bewährten Freund seines Hauses, den hochverdienten Cardinal Geissel (verewigten Erzbischof von Köln) zu konsultiren, dessen

Stimme für die Entschließungen des Königs von großem Gewichte war. Nächst dem Kölnererzbischof war es der nunmehrige Bischof von Trier, Dr. Pelldram, der sich besonderer persönlicher Gunst des Königs und des Hofes erfreute und in kirchlichen Angelegenheiten zu Rath gezogen wurde. Auch der Fürstbischof von Breslau, Dr. Förster, wurde stets gerne bei Hofe gesehen und um seine Ansichten befragt. Bei der Krönung in Königsberg zeichnete der König die anwesenden katholischen Bischöfe in ganz besonderer Weise aus und drückte u. a. sein tiefes Bedauern aus, daß es dem von ihm so verehrten greisen Erzbischofe von Freiburg (dessen Diöcese die hohenzollern'schen Fürstenthümer umfaßt) bei seinem hohen Alter und seiner Kränklichkeit nicht vergönnt war, dem feierlichen Akte beizuwohnen. Noch im vorigen Jahre drückte der König, einem hohen katholischen Würdenträger gegenüber, seinen tiefen Schmerz aus, daß es ihm im Jahre 1860 die politischen Verhältnisse nicht gestatteten, die an ihn — als damaligen Prinz-Regenten — gerichtete Bitte der sieben Bischöfe des Landes um Intervention zu Gunsten des bedrohten weltlichen Besitzes des heiligen Vaters berücksichtigen zu können. König Wilhelm versicherte, daß es seinem Herzen schwer geworden wäre, den Petenten einen ablehnenden Bescheid zu ertheilen, er habe es daher vorgezogen, jede Antwort zu vermeiden, so schwer es seinem Herzen geworden wäre. Wenn die Schritte der preußischen Regierung damals von keinem Erfolge begleitet gewesen seien, so habe er den freilich nur schwachen Trost gehabt, daß auch die Intervention der katholischen Staaten keine günstigeren Folgen gehabt hätte. Uebrigens hat in neuester Zeit Preußen auf die Regierung des Königs von Italien im Sinne der Erhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes und der Schonung der ewigen Stadt einzuwirken nicht unterlassen und dürfte diese Intervention nicht unberücksichtigt geblieben sein, vielmehr auf die befreundete italienische Regierung einen tiefen Eindruck nicht verfehlt haben.

Die jüngst von einigen preußenfeindlichen Blättern gebrachte Mittheilung, daß die preußische Regierung Italien aufmuntere, Rom zu occupiren, war eine Tendenzlüge. Bei der heutigen Lage der Dinge ist für Preußen der italienisch-römisch-französischen Frage gegenüber selbstverständlich die strengste Neutralität geboten. Daß jedoch diese Neutralität eine dem römischen Stuhle wahrhaft freundschaftliche ist, könnte durch Aktenstücke, wie durch Versicherungen hoher Persönlichkeiten, katholischen Würdenträgern gegenüber nachgewiesen werden. Während diese Broschüre im Drucke begriffen war, ist die Weisung des Grafen v. Bismarck an Hrn. v. Usedom durch die Augsburger Abendzeitung veröffentlicht worden.

Dieses Aktenstück, das vollkommen ächt ist, wie wir aus bester Quelle versichern können, bestätigt unsere Ansichten. Dasselbe lautet im Wesentlichen:

Wir bedürfen, ehe wir unsere Entschließung fassen, der Gewißheit, daß wir nicht durch das Einverständniß zweier anscheinend streitenden Parteien in eine Bahn geleitet werden, der zu folgen der Politik des eigenen Landes nicht nützlich sein würde. Für Frankreich würde, wenn man demselben die kriegerischen Tendenzen gegen Deutschland zumuthet, an denen ich bisher zweifle, der Vorwand zu einem Kriege ein viel günstigerer sein, wenn Deutschland genöthigt werden könnte, gegen das den Papst schützende Frankreich mit einem Angriffskriege zu Gunsten der Unabhängigkeit Italiens zu interveniren. Die Kriegspartei in Frankreich würde dadurch der Unannehmlichkeit überhoben, einzugestehen, daß es die nationalen Bestrebungen Deutschlands sind, welchen man den Krieg erklärt. Diese Seite der Frage berührt ein Gebiet, welches ebenfalls bei Erwägung unserer Stellung zur Sache einer klareren Beleuchtung bedarf. Die katholische Bevölkerung Deutschlands hat denselben Anspruch, wie die evangelische auf Berücksichtigung ihrer religiösen Ueberzeugungen. Diese Rücksicht verbietet einem Staate mit gemischter Bevölkerung, gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche in einer Weise vorzugehen, welche die Herzen der gläubigen Katholiken verletzen würde. Eine der Vorbedingungen, um uns zum Einnehmen einer festen Stellung zur Sache zu befähigen, würde daher die Vergewisserung über die Frage sein, ob dem Papstthum, nach der italienischen oder der französischen oder der beiden Regierungen gemeinsamen Auffassung seiner Zukunft, eine Stellung bleibt, welche auch von den Katholiken deutscher Nationalität in ihrer Mehrheit, als eine würdige anerkannt werden würde. In dieser Richtung scheint man sich auf keiner der betheiligten Seiten bisher ein deutliches Bild der Zukunft vorgezeichnet zu haben. Die Sachlage ist hiernach noch nicht dahin angethan, Sie mit Instruktionen zu versehen, durch welche die Regierung des Königs ihre Entschließungen definitiv regeln würde. Wir müssen abwarten, daß die anscheinend miteinander im Streit begriffenen Kräfte mit mehr Entschiedenheit ihre Stellung nehmen und der bisherige Wechsel zwischen beiderseitigen Drohungen und Nachgiebigkeiten zu einer fertigen Situation übergeht. Wenn es dem italienischen Kabinet um eine ernste Einwirkung auf das hiesige zu thun wäre, so hätte es damit begonnen, sich hier durch seinen Gesandten vertreten und uns durch denselben bestimmte Eröffnungen über seine Politik machen zu lassen, nachdem, wie Ew. bekannt, Graf Launay Berlin verlassen

hat und mir seitdem amtliche Mittheilungen der italienischen Gesandtschaft nicht zugegangen sind.

Bezüglich des Stadiums, in welchem sich die Errichtung einer päpstlichen Nuntiatur und eines Bischofssitzes in Berlin befindet, verweise ich auf frühere positive Mittheilungen im ersten Capitel dieser Schrift.

Die praktische Handhabung der Gesetze zum Schutze der Kirche entspricht der Gerechtigkeit und dem Prinzip der Parität vollkommen. Während in katholischen Ländern ungescheut katholische Priester und kirchliche Institutionen verhöhnt und in Wort und Bild beschimpft werden dürfen, bis es endlich einmal den Gerichten und Staatswälten einfällt, dagegen einzuschreiten, während in dem katholischen Wien kein Orden, keine Congregation mehr vor den bübischen Invektiven der jüdischen Tages- und Witzblätter sicher ist und die Behörden schwach genug waren, auf die Stimmen dieser Wortführer zu achten, Nonnen vor die öffentlichen Gerichte zu schleppen oder ihnen die Leitung öffentlicher Spitäler zu entziehen, sehen wir in Preußen erst vor wenigen Wochen den Redacteur des „Kladderadatsch" bereits zum zweiten Male in längere Gefängnißstrafe verurtheilen, weil er in einer Nummer seines Blattes den Jesuiten-Orden angegriffen und das Dogma von der „unbefleckten Empfängniß" und die Heiligenverehrung verspottet hatte, und mußte Johannes Ronge einen Schmähartikel gegen den Syllabus des heiligen Vaters mit einer mehrwöchentlichen Gefängnißstrafe büßen. Ebenso wurde erst wieder vor einigen Tagen der verantwortliche Redacteur der „Zukunft", wegen Beleidigung der katholischen Kirche, zu einer mehrwöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt. Während in Wien Herr von Beust kürzlich das im Jahre 1859 auf Einschreiten des Erzbischofs Rauscher verbotene Volksstück „Mönch und Soldat" freigegeben hat und allabendlich die lärmendsten und schmachvollsten Demonstrationen gegen den Klerus in dem Leopolstädter Judentheater hierdurch veranlaßt werden, hat in Berlin vor wenigen Tagen noch die Polizeibehörde die Aufführung eines einaktigen Stückes „Katholikin und Protestant in Tyrol" von Alois Berla verboten, weil, wie die Motivirung des Verbotes sehr richtig lautete, die Behörde es nicht passend und geziemend finden könne, religiöse Streitfragen auf dem Theater zu behandeln und die leicht erregbaren Leidenschaften wach zu rufen. Und während in Wien aus dem k. k. Preßbureau des Herrn Hofrath Ritter v. Hell und seines Ablatus den Redaktionen die Parole ertheilt wird, die Bischöfe anzugreifen, gegen Concordat und Priesterschaft Front zu machen, versichert uns ein hochgestellter Geistlicher in einem Briefe,

daß man im literarischen Bureau des preußischen Staatsministeriums es den halbofficiösen Journalen und Berichterstattern stets als Norm empfehle, alle Gehässigkeiten und Angriffe gegen die Kirchengesellschaften und jede Verletzung der Gefühle der katholischen Unterthanen Preußens sorgfältig zu vermeiden.

Gewiß ist es, daß derartige maßlose Beleidigungen der Bischöfe und Priester, wie sie der berüchtigte „Nürnberger Anzeiger" fast in jeder Nummer bringt, systematische Herabwürdigungen und Verdächtigungen geistlicher Ordensgesellschaften wie sie in dem Wiener „Kikeriki" dessen Redakteur jüngst Herr v. Beust in huldvollster Weise empfing und mit seiner Photographie beehrte, und anderen süddeutschen Witzblättern ungeahndet erscheinen dürfen, in Preußen unbedingt Confiscationen und Gefängnißstrafen nach sich ziehen würden. Der preußische Staat garantirt allerdings Preßfreiheit, aber er gibt kein Privilegium, die katholische Kirche tagtäglich mit Kehricht bewerfen zu dürfen.

Verwandte katholische Stimmen über die Stellung der katholischen Kirche zur Staatsgewalt in Preußen.

Daß Verfasser dieser Schrift mit seinen Ansichten und Behauptungen nicht allein steht, dafür kann er zahlreiche Belege und die Stimmen der angesehensten katholischen Autoritäten anführen.*)

Ich erinnere vor Allem an den Hirtenbrief des Bischofs von Limburg vom 15. Oktober v. Js., durch welchen er seine Diöcesanen in Nassau und Frankfurt a. M. daran erinnert, daß die katholische Kirche in Preußen verfassungsmässig eine würdigere, ihrer göttlichen Stiftung und Sendung angemessenere Stellung einnehme, als anderwärts. Von Preußen sei für die Einheit und Freiheit Deutschlands noch Großes zu erwarten.

Eine gleiche Anerkennung sprachen der Bischof und das Dom-Capitel zu Hildesheim im November v. Js. in einer Adresse an

*) Wer sich über die Verhältnisse des katholischen Kirchen- und Schulwesens genau informiren will, dem empfehlen wir u. a. folgende Werke, die wir auch dem Herrn Verfasser der „Morgenröthe-Broschüre" angelegentlichst zur Lektüre empfehlen:

„Beiträge zum preußischen Kirchenrechte mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse des katholischen Kirchen- und Schulwesens." Paderborn 1854. Verlag von Ferd. Schöningh. 3 Hefte.

„Ueber den confessionellen Charakter der höheren Unterrichtsanstalten. Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses am 3. und 4. März 1863." Berlin 1863. Gedruckt bei W. Möser.

„Das Verhältniß des preußischen Staates zu der katholischen Kirche auf kirchenrechtlichem Gebiete nach den preußischen Gesetzen dargestellt von Hermann Gerlach Doktor beider Rechte." Paderborn, Schöningh 1862. (Auch in neuerer Auflage erschienen.)

„Die geistlichen Genossenschaften in den westlichen Provinzen des preuß. Staates und ihre Gegner. Paderborn. Verlag von Schöningh 1864.

„Archiv für katholisches Kirchenrecht von Freiherrn Moy de Sons." (In den circa 10 Jahrgängen befinden sich zahlreiche hierauf bezügliche Aktenstücke, Besprechungen 2c.

„Das österreichische Concordat und die Stellung der katholischen Kirche in Preußen" von Prof. Dr. Schulte.

Se. Majestät den König Wilhelm aus. „Vertrauensvoll, sagten sie, treten wir ein in die Reihe Allerhöchstdero Unterthanen, gehoben durch die Gewißheit, daß Ew. Majestät ein huldreicher und gnädiger König Allerhöchstihres Volkes sind, unter dessen mächtigem Scepter die Rechte und Interessen der von uns vertretenen katholischen Kirche gesichert sind."

Wie vertrauensvoll sprach sich nicht ferner das officiöse Blatt der Römischen Kurie, der „Osservatore Romano," vom 8. Januar d. Js. über die Mission Preußens gegenüber der katholischen Kirche aus. Die katholische Welt habe Grund, mit Vertrauen der erweiterten Macht Preußens entgegenzukommen.*)

(Wie erscheinen da die Anklagen und Agitationen sogenannter katholischer Parteiführer des Aus- und Inlandes in ihrer ganzen

*) Der Grundgedanke dieses beachtenswerthen Artikels ist, daß ein Uebergewicht Preußens in Europa der katholischen Kirche nicht zum Nachtheile gereichen wird. Der Artikel sagt u. a.

Das Mémorial Diplomatique zeigt mit jedem Tage eine größere Besorgniß hinsichtlich der Fortschritte, welche Preußen in Deutschland gemacht hat, sowie hinsichtlich der einflußreichen Stellung, welche dieser Staat wahrscheinlich in Europa einnehmen wird.

Das pariser Blatt glaubt, daß das deutsche Kaiserreich bereits fertig ist, und daß König Wilhelm I. und nach ihm seine legitimen Nachfolger Kaiser sein werden. Demnächst stellt dieses Blatt seine Betrachtungen darüber an, was das neue deutsche Kaiserreich für Italien thun und welche Stellung dasselbe zur römischen Frage einnehmen werde.

Indessen wenn wir alles das zusammenfassen, was bereits eingetreten ist, oder was sich in dem Moment, wo wir dieses schreiben, ereignet, so können wir wohl ohne Selbsttäuschung behaupten, daß wir — was auch immer das Schicksal Preußens und Deutschlands sein möge — die feste Zuversicht hegen, daß dasselbe seine Consolidirung nicht auf dem Wege der Revolution suchen werde, sondern vielmehr auf dem Wege des Rechts und der Gerechtigkeit und durch die Vertheidigung und Sicherstellung dessen, was durch die Revolution gefährdet ist, und was schon so lange durch die Schädigung des Rechtes und der Gerechtigkeit leidet.

Wenn somit das Mémoral Diplomatique die Ueberzeugung ausspricht, daß Preußen, auch wenn es sich zum deutschen Kaiserreiche ausgebildet haben wird, eher sich dem Papstthum als dem revolutionären Italien günstig zeigen werde, so ist diese Ueberzeugung nicht nur auf den wahren Interessen Preußens selbst, sondern auch auf neueren Vorgängen begründet, welche einerseits dem Könige Wilhelm zur Ehre gereichen, andererseits aber den Katholiken der ganzen Welt Beruhigung verschafft haben hinsichtlich des neuen und gewaltigen Machtzuwachses, welchen jener Staat schon erlangt hat oder noch in Europa erlangen wird.

Wir unsererseits kennen nicht die Beschlüsse der Vorsehung und wagen nicht, denselben nachforschen oder sie entdecken zu wollen. Wir wollen es hier nur aussprechen, daß wir die jüngsten europäischen Ereignisse als einen neuen und vollgültigen Beweis für den fortgesetzten und nachhaltigen Schutz betrachten, den Gott seiner Kirche und dem heiligen Rechte seines Stellvertreters auf Erden angedeihen läßt.

absichtlichen Feindschaft gegen Preußen und Gehässigkeit gegen die Würdenträger ihrer Kirche, wenn sie unter verschiedenen Formen die Ansicht zu verbreiten und zu befestigen suchen, daß dem Katholizismus eine ernste Gefahr durch die Gründung des Norddeutschen Bundes erwachsen sei.) Von hervorragenden Priestern nennen wir ferner, den als ausgezeichneten Prediger bekannten, Dr. Hungari, dessen Kanzelreden in zahlreichen Auflagen katholische Gemüther erbaut haben und beliebte Hauspostillen geworden sind. Dieser, gewiß von allen Katholiken verehrte Priester, konnte nicht umhin seinen freudigen Gefühlen am Tage der Einverleibung seiner Pfarrei in den preußischen Staat, durch einen begeisterten schwungvollen Toast auf das Wohl Sr. Maj. des Königs von Preußen Luft zu machen.

Aber auch in zahlreichen süddeutschen katholischen Blättern wurde den Thatsachen Rechnung getragen und hervorgehoben, wie viel günstiger die Stellung unserer Glaubensgenossen im preußischen Staate ist als in dem übrigen Theile Deutschlands. Ich führe von zahlreichen mir vorliegenden Artikeln nur einen an, welcher in der „Augsburger-Postzeitung" vom 28. Januar ds. Js. — einem gewiß gut katholischen Blatte — enthalten ist. Derselbe lautet:

„Aus der Pfalz, 25. Januar. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sich die preußische Regierung auf die Würdigung der positiv-christlichen und kirchlichen Interessen in den von ihr einverleibten Staaten besser versteht, als die früheren Regierungen derselben. Ebenso muß auch zugestanden werden, daß diese Würdigung, wie der weitere Umstand, daß die Kirche in Preußen verfassungsmäßig eine viel freiere Stellung einnimmt, als sie in den genannten Staaten innehatte, der preußischen Regierung in diesen neuen Landestheilen nicht wenig zu gute kommt, so sehr auch den Bevölkerungen derselben das sonstige preußische Wesen zuwider ist. Als Belege hierfür wollen wir einige Thatsachen sprechen lassen: In Fulda findet eine Jesuiten-Mission statt. Die „Kasseler-Zeitung" erhebt darob ein großes Geschrei und würde es sehr gerne sehen, wenn polizeilich dagegen eingeschritten würde. Die preußische Regierung läßt jedoch die Zeitung schreien und — die Missionäre predigen. — Dem Bischofe von Limburg kam auf die Zusendung seines bekannten Hirtenschreibens hin ein sehr freundliches königliches Schreiben zu, in welchem ganz besonders die Segnungen betont wurden, deren sich die Einwohner des preußischen Staates zu erfreuen haben. Zu diesen Segnungen gehört aber auch, daß in ganz Preußen die Volksschulen confessionell getrennt, und für das katholische Volksschulwesen ebenso katholische, wie für das protestantische Volksschul-

wesen protestantische Referenten aufgestellt sind, während im Herzogthum Nassau die Schulen confessionslos sind und das gesammte Schulwesen einem einzigen und zwar protestantischen Referenten übertragen ist, was natürlich den Katholiken fortwährend Anlaß zu Klagen gab. Der Umwandlung der confessionslosen in confessionelle Schulen und der Aufstellung eines eigenen katholischen Referenten für das katholische Volksschulwesen wird daher von der katholischen Bevölkerung und allen gläubig- und rechtlich-gesinnten Protestanten mit Freuden entgegengesehen. Der Fortschritt wird zwar darüber wieder gewaltig Lärm schlagen, allein die preußische Regierung wird sich um diesen Lärm eben so wenig kümmern, wie um das erwähnte Geschrei der „Kasseler Zeitung." — In Wiesbaden war seither dem lutherischen Geistlichen die Abhaltung des Gottesdienstes für seine Glaubensgenossen untersagt, während die Deutschkatholiken, welche bekanntlich alles positiv-christlichen Glaubens baar und ledig sind, in dieser Beziehung ganz unbehelligt blieben. Die preußische Regierung hat nun diesen Gottesdienst gestattet. — In der freien Stadt Frankfurt durfte sich wohl der berüchtigte Unglaubens-Apostel Ronge frei bewegen, nicht so aber die barmherzigen Schwestern. Auch das ist jetzt anders geworden. Seitdem Frankfurt preußisch ist, können die barmherzigen Schwestern ungehindert in die Wohnungen der Armen und Dürftigen sich begeben, um Trost und Hilfe zu spenden. — Mögen die süddeutschen Staaten in diesen Beziehungen nicht hinter Preußen zurückbleiben!

Die gewichtigste Stimme jedoch, welche sich in der jüngsten Zeit für die Vorzüge der preußischen Verfassungsbestimmungen in Bezug auf die confessionellen Verhältnisse erhoben hat, ist jene des Hochwürdigsten Hrn. Bischofs von Mainz, Frhrn. v. Ketteler. Der Prälat, welcher heute den altehrwürdigen Bischofssitz des heiligen Bonifazius einnimmt, ist in jeder Beziehung eine großartige und hervorragende Erscheinung. Freunde und Feinde anerkennen seine hohe wissenschaftliche Bildung, seine vielseitigen gediegenen Kenntnisse, seine glänzende schriftstellerische Begabung, sowie seine Charakterstärke und seinen Freimuth. Die Katholiken blicken auf ihn als ein herrliches Vorbild mit Bewunderung und Verehrung, die streitende Kirche zählt ihn zu ihrem muthigsten unerschrockensten Vorkämpfer, die gläubigen Protestanten Deutschlands achten seine Gerechtigkeit gegen Andersgläubige und seine milden Gesinnungen, das deutsche Episkopat zählt ihn mit Stolz zu seinen Mitgliedern. Dieser von den Feinden der Kirche — wie leicht begreiflich — viel angefochtene, und verläumdete Kirchenfürst, kennt die konfessionellen Verhältnisse Preußens aus eigener langjähriger Anschauung, da er selbst aus Preußen (Provinz

Westphalen) gebürtig, in seiner Heimath Hopsten längere Zeit als Pfarrer und später vor seiner Wahl zum Bischof zu Mainz als Probst an der St. Hedwigskirche in Berlin fungirt hat.

Bischof Ketteler, dessen Stimme jedenfalls kompetenter ist als die in das politische Parteigetriebe verflochtenen Tagblätter Bayerns, die angeblich katholische Interessen verfechten, spricht in seinem neuesten Werke*) die Ueberzeugung aus, daß, so schwierig die Frage über das beste und ideale Verhältniß zwischen Kirche und Staat sei, wenn sie theoretisch und in abstracto betrachtet wird, die befriedigendste Form in der preußischen Verfassung gefunden sei, und er wünscht nichts sehnlicher als daß diese Form für den Nordbund und die Staaten die sich ihm etwa anschließen werden, beibehalten oder eingeführt werde.

Schon vor zehn Jahren, als Bischof Ketteler im Auftrage seines greisen Metropoliten, des allverehrten Hrn. Erzbischof von Freiburg mit dem Großherzog von Baden — damals noch Prinz-Regent — über die Regelung der kirchlichen Verhältnisse konferirte, sprach er diesem Fürsten gegenüber die Ueberzeugung aus, „daß der König von Preußen durch diese Verfassungsbestimmungen einen großen Act der Gerechtigkeit geübt habe, daß dadurch der religiöse Friede für Preußen mit allen seinen segensreichen Folgen begründet, ein Conflict zwischen Religion und Staat unmöglich geworden sei, und daß, je länger dieselben beobachtet werden würden, um so tiefer die Dankbarkeit des christlichen Volkes gegen den König für dieses Geschenk sein würde; heute spricht der Hochwürdigste Herr Bischof dieselben Ansichten aus: das abgelaufene Decennium — für die katholische Kirche in Preußen eine Zeit der herrlichsten Entfaltung und des erfreulichsten ungestörten Wachsthums — hat seine damals gehegten Erwartungen und Hoffnungen erfüllt.

Auffallenderweise sind viele katholische Blätter Süddeutschlands in ihrer den katholischen Interessen wenig förderlichen politischen Parteinahme und partikularistischen Anschauung so weit gegangen, das neueste Werk des Bischofs Ketteler „todtschweigen" zu wollen, eine Taktik, die in Frankreich und England einem Buch von solcher Bedeutung gegenüber kaum möglich sein würde. Da aber wirklichen Geistesprodukten gegenüber von einem Todtschweigen keine Rede ist, so hat die erwähnte Schrift trotz des Stillschweigens des „Volksboten" der beiden „bayerischen Kuriere" einerseits, und der Organe der südbundfreundlichen Demokratie andrerseits Ein-

*) Deutschland nach dem Kriege von 1866. Mainz, Verlag v. Franz Kirchheim.

gang in alle Lesezirkel und in zahllose Privathäuser gefunden und nicht verfehlt, großes Aufsehen zu machen.

In dem XI. Capitel, „Kirche — Schule“ überschrieben, bespricht der Hochwürdigste Herr Verfasser das Verhältniß der Kirche und Schule zum Staate und hier ist es, wo er sich also äußert (S. 118): „Wir glauben in der That, daß es eine Form gibt, welche den wesentlichen Bedürfnissen eines gläubigen christlichen Lebens genügt und zugleich den bürgerlichen Frieden unter den verschiedenen christlichen Confessionen gewährleistet, und daß diese Form in befriedigender Weise in den Bestimmungen der preußischen Verfassung gefunden ist. Wir haben uns schon seit zwanzig Jahren dieser Frage mit Berücksichtigung aller auftauchender Zeitverhältnisse und angetrieben durch die persönliche Stellung, in der wir uns zu derselben theils im Jahre 1848 als Deputirter der Nationalversammlung in Frankfurt, theils später in unserer kirchlichen Stellung zuerst in Preußen und dann seit sechszehn Jahren in Mitteldeutschland unter allen den verwickelten Streitigkeiten in dieser Hinsicht befunden haben, mit aller Aufmerksamkeit, deren wir fähig waren, zugewendet, und wir sind immer mehr zu der Ueberzeugung gekommen, daß für die besonderen Verhältnisse der deutschen Staaten, die hier in Betracht kommen, diese Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat die entsprechendste sei. Sie bietet insbesondere drei Vortheile, indem sie erstens der Kirche das zur Erfüllung ihrer Sendung durchaus nothwendige Maß innerer Freiheit gewährt, indem sie zweitens vom Staate alle Verwicklungen fern hält, die durch das Einmischen in das kirchliche Leben entstehen, und indem sie drittens den bürgerlichen Frieden unter den Bekennern der verschiedenen Confessionen befördert. —

Weiter unten sagt Bischof Ketteler: **„Wir betrachten die preußischen Verfassungsbestimmungen als eine wahre** Magna charta **des religiösen Friedens für das religiös gemischte Deutschland und glauben daher, daß Alle, die den religiösen Frieden in Deutschland lieben, sich in der Erhaltung derselben und der Ausdehnung auf die andern betreffenden Länder die Hand reichen sollen.**

Seite 121, erkennt der Herr Bischof mit Befriedigung an, **„daß unter der Regierung des jetzigen Königs der Geist der Gerechtigkeit festgehalten worden ist, in dem sein königlicher Bruder die Verfassungsbestimmungen erlassen hat.“**

Der Herr Bischof führt sodann in seinem Buche die einzelnen Verfassungsbestimmungen an, und legt besonders auf den — von uns oben mitgetheilten — Art. 14 Gewicht, worin ausgesprochen

wird, daß die christliche Religion bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Art. 12 gewährleisteten Religionsfreiheit zu Grunde gelegt werden soll. Er führt (auf Seite 103) die ächt christlichen Worte an, die der preußische Cultusminister im vorigen Jahre in dem Abgeordnetenhause gesprochen hat: „**Allein in dem Glauben an den lebendigen Gott, wie er in der hl. Schrift des alten und neuen Testaments geoffenbart ist, und in dem Gehorsam gegen seine Gebote erkennt die Staatsregierung die sichere Bürgschaft für die Wohlfahrt der Nation. Indem sie zu diesem Glauben sich bekennt, wird sie in ihm Maß und Richtschnur finden für ihre legislatorische Thätigkeit.**“ Mit Recht fügt Bischof Ketteler hinzu: „Das sind Worte, die das deutsche Volk lange nicht mehr von deutschen Ministern gehört hat, und die in manchen deutschen Kammern kein Minister auszusprechen auch nur wagen würde. Ein ähnliches Wort würde in diesen Ländern, durch einen großen Theil der Presse ein Geschrei und einen Scandal veranlassen, als ob der Minister den größten Staatsverrath begangen hätte.“ — Wie ganz verschieden von diesen Worten des preußischen Cultusministers lautete eine noch in frischer Erinnerung stehende „Belehrung für Könige“ in einem süddeutschen katholischen Staate, wo man dem frommgläubigen Enkel des Herzogs Wilhelm V. und des großen Churfürsten Maximilian des Ersten die Gefährlichkeit des Collegium germanicum in Rom und die Schädlichkeit des Jesuiten-Ordens nachzuweisen sich bestrebt hat.

Der mehrerwähnte ausgezeichnete Kirchenrechtslehrer Prof. Dr. Schulte in Prag fand ebenfalls Veranlassung sich neuerdings über die konfessionellen Zustände Preußens und Deutschlands auszusprechen. Von dem protestantischen Kirchenrechtslehrer Prof. Friedberg in Halle erschien nämlich eine Brochüre über „die evangelische und katholische Kirche der neu einverleibten Länder in ihren Beziehungen zur preußischen Landeskirche und zum Staate.“ Dieselbe wird in dem Bonner „Theologischen Literaturblatt“ von Prof. Schulte eingehend besprochen. Die Mittheilung der Hauptgedanken dieser Besprechung, soweit sie die Stellung der katholischen Kirche betreffen, dürfte auch für die Leser meines Buches von Interesse und zur Orientirung über die nicht unwichtige Frage dienlich sein.

In Hannover und Churhessen war der faktische Zustand derart, daß keine Klagen schwerer Art von Seiten der Kirche erhoben werden konnten; in Nassau dagegen war im Großen das staatliche Kirchenregiment der kleinlichen Art, daß gewiß die Katholiken froh sein dürfen, davon endlich befreit worden zu sein;

die wenigen Katholiken in Schleswig-Holstein waren bekanntlich fast rechtlos, jedenfalls können die Gesetze der neu erworbenen Länder nach der Vereinigung derselben mit Preußen, wie auch Prof. Friedberg anerkennt, nicht bestehen bleiben. Es fragt sich also: wie soll die Aenderung stattfinden? Prof. Schulte empfiehlt die einfache Einführung der preußischen Verfassung. „Unzweifelhaft" sagt er, „ist die gesetzliche Stellung der katholischen Kirche in Preußen, ebenso wie die praktische Handhabung der Gesetze besser, als in allen, auch den sogenannten katholischen Staaten. Eine praktische Schwierigkeit bietet deßhalb die pure Einführung der preußischen Verfassung gar nicht. Es sind zwar einzelne Schwierigkeiten vorhanden, aber sie waren von gar keiner besondern Bedeutung. Der Geist, der seit 17 Jahren und man kann sagen seit 27 Jahren, die preußische Regierung geleitet hat, bürgt dafür, daß auch in Zukunft solche Punkte leicht sich beilegen lassen. Man hat in der Verfassung einen festen Boden; wozu erst durch ein neues Gesetz an diesem rütteln? Das Obertribunal hat zwar die Ansicht ausgesprochen, daß in Art. 15 der Verfassung blos das Maß von Rechten gewährleistet sei, welches die katholische Kirche schon bei Emanation der Verfassungsurkunde besessen habe, das für die Zukunft weiteres nur versprochen werde, daß mithin Art. 15 nur ein Prinzip enthalte. Aber Prof. Friedberg widerlegt diese Ansicht aus der Geschichte des Artikels und sagt, dieselbe habe in Theorie und Praxis keinen Anklang gefunden. Daß diese Ansicht in einigen Urtheilen des Obertribunals ausgesprochen worden, ist kein Grund das Grundgesetz zu ändern. Weßhalb zu neuen Klagen Veranlassung geben? Sollte nicht die einfache Einführung der preußischen Verfassung in den neu erworbenen Provinzen Grund genug sein, den obersten Gerichtshof von seiner Anschauung abzubringen, weil diese Einführung die legislative Bestätigung der bisherigen practischen Ausführung enthalten würde? Welcher Punkt bedingt denn eine Aenderung? Man kann doch nicht in einem neuen Verfassungsgesetze in ein Detail von Bestimmungen eingehen, über Eigenthum an Kirchhöfen nach französischem Rechte und dergleichen Punkte, worauf sich die Erkenntnisse des Obertribunals beziehen. Gewiß werden die Katholiken lieber eine Lücke wollen, als sich der möglichen Gefahr aussetzen, einen ihnen so lieb gewordenen Rechtszustand in Frage gestellt zu sehen."

Professor Friedberg hält seinerseits „ein Gesetz, welches das in Art. 15 niedergelegte Prinzip ausführe," für absolut nothwendig, „mag es diktirt sein," fügt er bei von Wohlwollen und Connivenz gegen die berechtigten Ansprüche der Kirche einerseits, von genauer Berücksichtigung der unveräußerlichen staatlichen

Rechte anderseits. Dann wird der Art. 15 der preußischen Verfassungsurkunde der Kirche und dem Staate zur Wohlfahrt gereichen und dem wahren Geiste dieser Gesetzesbestimmung entsprochen werden.“ Prof. Schulte erklärt, falls nicht die einfache Einführung der Verfassung, sondern ein neues Gesetz für nöthig erachtet werde, könne er nicht den Weg der Concordate anrathen. „Nach römischer Auffassung,“ sagt er, „ist der einzelne Bischof nicht competent, ein Concordat über die principielle Stellung der Kirche abzuschließen. Verhandlungen mit Rom würden kaum zu einem andern Resultate führen, wie in Würtemberg und Baden.

Ein solches Concordat würden aber die preußischen Kammern nie genehmigen, es würde ihm also die staatliche Kraft fehlen, oder die Regierung müßte es wieder aufheben. So sehr ich nun auch vom Rechtsstandpunkte aus für die rechtliche Kraft bestehender Concordate eingetreten bin, so würde ich mich nie für die Abschließung eines solchen erklären. Unser moderner Staat und ein Concordat sind in der That in mehr als einer Beziehung unvereinbarliche Dinge. Es bleibt also nur ein Staatsgesetz. Nimmt dieses einfach das Prinzip des Art. 15 an und führt es dieses in dem auch von Friedberg gewollten Geiste aus, so scheint mir dieß für die Kirche der beste Zustand. Die Krone wird aus mehreren Gründen in dessen Aenderung zum Nachtheile der Kirche nie willigen; ohne sie ist aber eine solche nicht möglich. Auch die Kammern werden eine solche Aenderung nicht wollen, da, was der katholischen Kirche an Freiheit gegeben wird, nicht blos ihr zu Gute kommt. Trennung der Kirche vom Staate mag ich auch nicht. Wer aber diese nicht will, muß zugeben, daß es Punkte gibt, die Kirche und Staat berühren. Wollte man nun die Freiheit der Kirche so auffassen, daß diese ohne jedes Mitwirken des Staates in allen auch ihr anheimfallenden Dingen selbstständig handeln könne, so wäre das nur das Resultat der Trennung. Man vergesse aber nie, daß dieser Zustand mit großen Nachtheilen für die Kirche und mit noch größern für den Clerus verbunden ist. Lösung der Schule von der Kirche, Civil-Ehe, Aufhören jeder rechtlichen Verpflichtung zu kirchlichen Leistungen, (Stolgebühren, Abgaben, Kirchenbauten) Aufhören aller staatlichen Beiträge, die nicht auf besondern Titeln ruhen, ja selbst Fortfallen der theologischen Fakultäten als vom Staate erhaltener Anstalten u. s. f. würden bald eintreten. Nordamerikanische Zustände mögen für Nordamerika passen; für uns passen sie nicht. Deßhalb läßt sich nicht in Abrede stellen, daß neben vollster

Wahrung der kirchlichen Selbstständigkeit und Autonomie auch der Staat ein Recht und die Pflicht hat, seine Rechte zu wahren. Von diesem Geiste getragen, kann ein Staatsgesetz nicht gefährlich werden. Nur sollte es soweit es sich um concrete Punkte handelt (z. B. Besetzungsrecht) die praktische Durchführung dem Uebereinkommen mit den Bischöfen vorbehalten. Darin liegt ebensowenig etwas Besonderes, als wenn der Staat mit einer Privatgesellschaft einen Vertrag abschließt. Und so schließen wir mit dem Wunsch: Möge das Verhältniß zur katholischen Kirche in den neu einverleibten Ländern durch einfache Einführung der preußischen Verfassungsurkunde oder durch ein besonderes Gesetz in jenem Geiste geregelt werden, welcher die jetzige preußische Gesetzgebung beseelt. Und daß dieses geschehen werde, dafür bürgt eben dieser Geist."

Katholisches Leben in Berlin.

Die Grundsteinlegung der neuen katholischen Kirche in Potsdam.

Potsdam. Der 4. Juni ds. Js. wird für die hiesigen Katholiken ein wichtiger Gedenktag bleiben, denn an diesem Tage wurde der Grundstein zur neuen katholischen St. Peter und Pauls-Kirche feierlichst gelegt, welche durch die Municifenz Sr. Majestät des Königs auf dem Bassinplatze, einem der größten und schönsten Plätze der Stadt, erbaut wird.

Die jetzige alte Kirche, in Form eines Oblongums von 135′ Länge und 60′ Breite von Fachwerk und ohne Thurm hat Friedrich Wilhelm I. auf Bitte des damaligen rühmlichst bekannten Pfarrers P. Raymund Bruns für die hiesige katholische Gemeinde an Stelle eines kleinen und sehr baufälligen Gotteshauses i. J. 1738 errichten lassen. Sie befindet sich an der Südseite der Stadt unweit der Havel aus dem Hofe der ehemaligen Gewehrfabrik, welche gegenwärtig zum Casernement für das 1. Garde-Regiment eingerichtet ist. Daß diese unmittelbare Nähe einer Kaserne ungeachtet aller Rücksichtsnahme der militärischen Behörde störend auf den Gottesdienst wirken muß, ist leicht begreiflich; Signale, Commandoworte, Melodien gesanglustiger Gardisten treffen das Ohr des Beichtvaters und celebrirenden Priesters. Das Gebäude ist baufällig, und in seiner äußeren Erscheinung einem Gotteshause wenig entsprechend. Das Innere dagegen ladet recht zur Andacht ein; Katholiken aus Rheinland, Westphalen und Schlesien haben mir oft erklärt, daß sie in den prächtigsten Kirchen ihrer Heimat kaum so innig haben beten können, wie hier.

Die Verhandlungen über die Erbauung einer neuen katholischen Kirche beginnen schon im Jahre 1795, die während dieser Zeit regierenden Könige haben sämmtlich ihre Geneigtheit und Absicht, eine neue katholische Kirche zu erbauen, ausgesprochen, bis endlich im Jahre 1863 Se. Majestät König Wilhelm I. den entscheidenden und erfolgreichen Befehl erließ, mit dem Bau baldigst zu beginnen. Auch Ihre Majestät die Königin Augusta

hat von jeher dieser Angelegenheit ein warmes Interesse zugewendet und zu wiederholten Malen Ihre Allerhöchste Vermittlung zu Gunsten des Kirchenbaues eintreten lassen. Zwei Jahre nach der Königl. Ordre, im Herbst 1865, wurde der erste Spatenstich gemacht und bis jetzt die Fundamentirung vollendet. Den Bauplan hat der verstorbene geh. Ober-Baurath Stüler entworfen, er ist von der hiesigen k. Regierung ausgearbeitet und von der Abtheilung für das Bauwesen im k. Ministerium für Handel und Gewerbe in einzelnen Theilen verändert worden. Die Kirche wird als Rohbau im romanischen Style mit einem nach Westen gelegenen Thurm von 190′ Höhe aufgeführt. Die äußeren Dimensionen der Kirche enthalten von Westen nach Osten, Thurm und Presbyterium mit eingeschlossen, eine Länge von 169′ und eine Breite von 111′; es ist ein Centralbau. Zum Grundgedanken hat der Bauplan das gleichschenklige Kreuz. Der quadratische Kern des Kreuzes hat eine lichte Weite von 64′, die zwei Seitenbalken, der südliche und nördliche, haben auf eisernen Säulen ruhende, unterwölbte Emporen von je 15′ 6″ Tiefe. An die Balken nach Osten schließt sich das Presbyterium mit drei Apsiden für die drei Altäre, die jedoch nicht auf gleicher Grundlinie, nicht parallel neben einander, wie das gewöhnlich geschieht, konstruirt sind. Die Seiten-Apsiden und Seitenaltäre erhalten eine halbschräge Stellung. Die Idee dazu soll von der ehemaligen Marienkirche auf dem Marienberge bei Brandenburg, einer zur katholischen Zeit berühmten Wallfahrtskirche, die an Stelle eines wendischen Götzentempels erbaut war, hergenommen sein und ist vom geh. Oberbaurath Salzenberg in Berlin im Gegensatz zum ursprünglichen von Stüler entworfenen Bauplan für die katholische Kirche zu Potsdam in Aussicht genommen. Im Kreuzbalken nach Westen, an welchen der Thurm sich schließt, liegt das Orgelempore. In den Ecken der Kreuzbalken nach Osten liegen Sakristei und Taufkapelle, in den Ecken gen Westen die Treppe zu den Seitenemporen und dem Thurme. Die innere Höhe der Kirche beträgt 69′, die Höhe bis zum Dachfirst 86′ 6″, das Dach wird mit Schiefer eingedeckt. Die Decke der Kirche ist nicht massiv, sondern nach der Art der Basiliken konstruirt, in der Mitte derselben ist ein großes Oberlicht gedacht, eine Einrichtung, die bei Kirchen wohl selten vorkommen dürfte, ausgenommen bei Kuppelkirchen, wie z. B. St. Michael in Berlin, eine solche soll aber die zu erbauende nicht werden. Die Fundamentirung der Kirche war, wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Untergrundes, eine sehr schwierige. Die Grundmauern der Kirche selbst ruhen auf 93 gesenkten, in ihren unteren Theilen mit einer Beton-Masse (eine Mischung von Cement, zerschlagenen Ziegelsteinen und Sand, die

dann in Wasser zu einer Felsmasse sich gestaltet) gefüllten Brunnen, zwischen denen über der Grundwasserhöhe Bogen geschlagen sind, so daß die Kosten auf 114,000 Thaler vorberechnet wurden. Die Vorarbeiten haben lange Zeit gebraucht, erst am 28. Mai konnte jener Schlußstein eingefügt werden, der die technische Grundsteinlegung und das weltliche Fest der Bauleute brachte. Die kirchliche Feier der Grundsteinlegung hielt in Stellvertretung und besonderem Auftrage des Hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs, der fürstbischöfliche Delegat und Probst Herr Fr. X. Karker, unter Assistenz von zehn Geistlichen. Um 8 celebrirte der Hochwürdige Delegat in der alten Kirche ein feierliches Leviten-Amt, dann bewegte sich die stark vertretene Civil- und Militär-Gemeinde, die letztere in Parade-Uniform, von dort in Prozession, während der Sängerchor die Litanei von Aller Heiligen sang, durch die Stadt nach dem Bauplatze. Voran das Kreuz und die Kirchenfahnen, dann folgten die Schulkinder, Knaben und Mädchen, geleitet von den Lehrern und Lehrerinnen, diesen schlossen sich an die grauen Schwestern, und die Barmherzigen Schwestern aus dem Mutterhause zu Trier, welche seit 5 Jahren einem Waisen- und Rettungshause mit 40 Kindern, das durch Privatwohlthätigkeit erhalten wird, vorstehen, und den Unterricht in der Mädchenschule als städtische Lehrerinnen ertheilen. Darauf kam der Gesellenverein, an welchen sich Deputationen der Berliner Gesellen- und Lehrlingsvereine mit zwei prachtvollen Fahnen angeschlossen hatten, der Sängerchor und die Geistlichkeit, dahinter die Männer der Gemeinde mit entblößtem Haupte, und die Frauen und Jungfrauen, endlich schlossen die katholischen Mannschaften der hiesigen Garnison, deren sich über 1500 hier befinden, den imposanten Zug, wie ein solcher wohl seit länger als 300 Jahren in hiesiger Gegend noch nicht gesehen worden war. Die Haltung der protestantischen Bevölkerung gegenüber dieser Manifestation katholischen Lebens war im Allgemeinen recht gut, in großen Schaaren wurde die Prozession begleitet, aber nicht im Geringsten gestört, die Polizei hielt eine musterhafte Ordnung aufrecht; die Würde und der Ernst, die der ganze kirchliche Aufzug darbot, machte unverkennbar einen tiefen Eindruck. So war die katholische Gemeinde noch nie in die Oeffentlichkeit getreten wie jetzt, wo sie vor ihren Mitbürgern ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens ablegte, da zeigte es sich, wer Muth hatte, Farbe zu bekennen; Gott sei Dank, die Zahl war groß. —

Der Bauplatz war festlich geschmückt, einzelne Häuser katholischer Eigenthümer in der Nähe desselben hatten Flaggen und Guirlanden. Die Stelle, an welcher der Hauptaltar stehen soll, war mit einem Kreuze bezeichnet, dorthin sollte auch der Grundstein gelegt werden. Nach Ankunft der Prozession hielt der hochwürdige Delegat eine Ansprache, worin er auf den wahren Grund-

und Eckstein alles religiösen Lebens, auf Christus den Herrn hinwies und die Nothwendigkeit, in Ihm allein das Heil zu suchen. Er ermahnte die anwesenden Gemeindeglieder zur treuen Anhänglichkeit an den Statthalter Jesu Christi auf Erden, den hl. Vater, den Nachfolger dessen, zu dem der Mund der ewigen Wahrheit gesprochen: „Du bist Petrus, (Fels) und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen.“ Denkwürdig wird für die Katholiken Potsdams die Grundsteinlegung der neuen St. Peter-Paulkirche bleiben, da sie in dem Jahre und Monate erfolgt, in welchem zu Rom die 1800jährige Feier des Martyrertodes der Apostelfürsten Petrus und Paulus stattfindet. Zum Schlusse erinnerte der Redner an die Municicenz des erlauchten Königs Wilhelm I., der den Dank und die Liebe der Gemeinde in reichem Maße durch den Kirchenbau verdient habe. Gott schütze ihn und sein Haus!

Unter den geladenen und anwesenden Gästen erwähne ich den Direktor der katholischen Abtheilung im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, geh. Rath Dr. Krätzig, als Stellvertreter des Ministeriums; den Ober-Präsidenten der Provinz von Jagow; den Chef-Präsidenten der k. Oberrechnungskammer von Böttcher; den Regierungs-Präsidenten von Kamptz; die Mitglieder des hiesigen Regierungs-Collegiums, den Commandanten, die Spitzen der übrigen k. Behörden, den Magistrat, die Stadtverordneten und die Direktoren der höheren städtischen Lehranstalten.

Nach vollendeter Weihe ging die Prozession in derselben Ordnung und auf demselben Wege unter Absingung des Liedes „Großer Gott, wir loben dich!“ mit Instrumentalbegleitung zurück in die alte Kirche, woselbst durch Ertheilung des sakramentalen Segens die Feier würdig geschlossen wurde.

(M. K.)

Die Frohnleichnamsprocession in Berlin.

Aus den katholischen Briefen von Lentin Held.

Nachdem die Vier=Uhr=Messe in St. Hedwig gelesen, der Segen gegeben und die Lobgesänge gesungen worden waren, zogen wir Alle, Eines Sinnes, hinaus nach den Gefilden Moabits, um uns dort in dem Wäldchen zur Prozession zu sammeln. Es war ein lieblicher Junimorgen. Moabits=Feueressen schwiegen nicht. Die Dampfkessel feierten nicht nach ihrem sechstägigen Werke. Das nervenangreifende, markdurchdringende Dröhnen, Tosen und Toben, Brummen, Zischen und Schrillen — von der unmenschlichen Tiefe eines mehr denn Sub=Contra=Basses an bis zur unnatürlichen Höhe mehrfach gestrichener Mißtöne — wollte keine anmuthige Sonntagsstille aufkommen lassen. Doch unsere Pilger sind dagegen schon so gefühllos, wo sie höhere Zwecke festhalten, wie sie überhaupt den Weltgeist immer kräftiger zu verachten hier genug geschult werden.

Um Punkt sechs Uhr brach der fromme Zug der Doppel-Prozession von Moabit auf. Ein silbernes Kreuz mit seidener Schärpe, in der Morgensonne glänzend, zeigte uns den Weg durch die schattenspendende Jungfernheide. Zwei rothe Labaren ohne Bildnisse, mit grünen Kränzen behangen, wurden vor den frommen, zahlreich vertretenen Schulknaben getragen. Ein Jüngling, von zwei Assistenten begleitet — alle drei je mit einer grünen Schärpe geschmückt — trug die Fahne des Lehrlingsvereins, den hl. Aloysius darstellend. An die Lehrlinge schlossen sich die frommen und guten Gesellen. Einer derselben trug ihre Fahne von rother Seide, den hl. Joseph zeigend. Der Träger, sowie die zwei Fahnenhalter, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, waren mit purpurnen Schärpen geschmückt. Der Vater der guten Gesellen war bei den Seinen. Geistlichen Rath spendend, zu Gesang und Gebet aneifernd, überall Andacht verbreitend, ordnete und leitete er den Pilgerzug mit kundiger Hand — ein anderer Moses

für die hiesige Wüste. Bei den Meistern und Männern waren die zwei Labaren des Pius-Vereins.

Voran den Geistlichen im Ornate gingen vier Chorknaben in rothen Röcken, das Bild des Gekreuzigten vor ihnen.

Auf die weibliche Schuljugend folgten die frommen Jungfrauen und Frauen, alle bei ihren Fahnen.

So schritten wir denn unter dem schützenden Wolkendache des bedeckten Himmels hin. Nur zuweilen sandte die siegende Sonne ihre sengenden Strahlen auf die barhäuptischen Waller. Wir beteten und sangen, — die Lieder vom Allerheiligsten Sacramente, von der Mutter des Herrn, von dem Großen Gott, den wir loben und preisen — den freudenreichen Rosenkranz mit seinen erhabenen Geheimnissen, sowie die hl. Litaneien — nur um so unermüdlicher, anhaltender und freudiger. Sechs Merker, Vorbeter und Vorsänger, fromme Gesellen, rothe Stäbe mit weißen Knöpfen tragend, schritten in wohlgemessenen Entfernungen mitten durch die Prozession hin. Sie übten ihr wichtiges und schweres Amt mit beispielloser Unermüdlichkeit und mehr denn befriedigender Genauigkeit.

Es ist nämlich hier nicht Usus, daß die verschiedenen Abtheilungen der Prozession auf verschiedene Weise und zu verschiedener Zeit ihre Gebete beten und ihre Lieder singen, wie das in der Provinz Brauch ist. Hier, wo wir auf geraden Wegen wandeln können, ist es anders. Die ganze, durch Verdoppelung auf die Hälfte der Länge verkürzte Prozession, bietet in Gebet und Gesang ein erbauliches Bild der Einheit dar. Es macht einen mächtigen Eindruck, wenn durch den ganzen frommen Zug ein und dasselbe Lied gesungen, ein und dasselbe Gebet gebetet wird. — Die „Bruderschaftsmeister" haben das Ganze in Ordnung zu halten und für das richtige Einsetzen zu sorgen. Das thaten denn die unsern in der schönsten Weise und ihre weithinschallenden kräftigen Stimmen leisteten gute Dienste.

Bald kamen auch die Gläubigen aus Charlottenburg, ihren Hirten in der Mitte, zu uns und verbanden ihre Gebete und Gesänge mit den unsrigen. Weithin schallten die hl. Lieder über die sandige Ebene, durchschnitten von der Spree, an deren linkem Ufer wir hinzogen. Der Weg führte uns meistens durch Fichtenbestände, und wir sanken nicht selten auf dem losen Sande bis über die Knöcheln ein, was die Müdigkeit bei einem jeden aus uns bedeutend erhöhen und beschleunigen mußte. Indessen wir verdoppelten unsere Anstrengungen und unermüdlich in Gebet und

Gesang ging es weiter. Endlich wurden wir von dem Schatten der Pappeln und Akazien der Berlin-Spandauer Chaussee aufgenommen. Bald kamen uns die Spandowiter, den Erzpriester in ihrer Mitte, mit Posaunen und Drommeten entgegen. Unter dem Geläute der Glocken zogen wir in St. Maria ein. Die Kirche war prächtig mit grünen Birkenmaien ausgeziert, daß sie den Eindruck eines lieblichen Wäldchens machte. Fromme Frauen aus Spandau hatten Guirlanden und Eichenkränze gewunden und gebunden. Da war kein Plätzchen, keine passende Stelle mehr, die nicht mit denselben geschmückt war. Um 9 Uhr war Predigt und Hochamt. Nach dem Schlusse desselben zog die Prozession durch Spandau. Se. Hochwürden, Herr Propst Karker, trugen das Allerheiligste. Im Kirchenhofe waren zwei Altäre errichtet, der eine zur Rechten, der andere zur Linken. An diesen wurde im Ganzen zweimal und an dem Hauptaltar zu St. Maria ebenfalls zweimal der Segen gegeben. Die hl. Feier endete um zwölf Uhr.

Um drei Uhr war Nachmittags-Gottesdienst, mit Predigt, Gebet und Gesang.

Nach ertheiltem Segen ordnete sich der fromme Zug. Es mochte gegen vier Uhr sein. Wir zogen anfangs auf demselben Wege, den wir diesen Morgen gegangen, nach Berlin zu. Gegen fünf Uhr machten wir kurze Rast in einem stillen Wäldchen. Gegen halb sieben erreichten wir die Kapelle zu Charlottenburg, welche jedoch nur den kleinsten Theil der Unsern faßte, also daß die Uebrigen in dem Vorhofe Platz nehmen mußten. Drei dienstfertige Schutzleute hatten sich am Eingange desselben postirt. Sie duldeten nicht einmal, daß Jemand aus bloßer Neugierde, die Cigarre im Munde und den Hut auf dem Haupte, denselben betrat. „Nicht wahr, diejenigen, welche nicht zur Gemeinde gehören, die sollen auch nicht hinein?“ rief einer der gesetzlichen Wächter der Unsern Einem zu. Wir sangen zu deu Tönen einer Phys-Harmonica fromme Lieder und hörten Worte der Liebe und des Dankes gegen den Herrn vom Altare aus verkünden. Die hl. Feier wurde mit dem sakramentalischen Segen geschlossen.

Tantum ergo Sacramentum
Veneremur cernui etc.

In der engen, niedern Kapelle war es drückend heiß, kaum zum Aushalten. Alle aber blieben bis zum Schlusse des hl. Dienstes darin. In manchem Auge sah ich Thränen, Thränen der Rührung und der christlichen Freude, Thränen, die nicht zurückgehalten werden konnten und welche die glühenden Wangen

herabströmten. — Viele der frommen Männer und Frauen warfen ihre Scherflein in die Opferbüchsen zur Unterstützung des hl. Vaters, zur Unterhaltung der ewigen Lampe vor dem Allerheiligsten, zur Erbauung der neuen Kirche in Charlottenburg und als eine Beisteuer für die Waisen. Als der Opfersäckel umgetragen wurde, da gaben aber Alle, Alle ohne Ausnahme.

Gegen halb acht Uhr zerstreuten sich die Gläubigen, die dem Herrn gefolgt waren aus der Mark, aus Berlin, aus Moabit, aus den entferntesten Vorstädten, aus Charlottenburg und gar mancher Missionsgemeinde. Es waren derer, die an dem hl. Zuge theilgenommen, über Zweitausend.

Eine Primizfeier
in der St. Hedwigskirche in Berlin.

Am 2. Juli 1867 dem Festtage der Heimsuchung „Mariä" feierte ein Mitglied der fürstlichen Familie Radzivill, welche bekanntlich den Prinzen des kgl. Hauses an Rang gleichgestellt ist, seine Primiz als katholischer Priester. Das „Märkische Kirchenblatt" berichtet über diese Feier:

Worte können den Geist nicht in enge Begriffe fassen, welcher die St. Hedwigsgemeinde während der Primiz am 2. Juli beseeligte. Zunächst war ja schon das Herz der Gemeinde so gestimmt, als ob diese Primiz ihr Familienfest wäre, — mit so viel Fäden der Liebe ist die Familie des Primizianten in die Gemeinde verschlungen. Der Primiziant selbst war in Mitte der Gemeinde derartig emporgewachsen, daß neben ihm schon manche Seele gebetet, es möge St. Aloysius im Prinzen Edmund sich ein rechtes Bild vollenden.

Die Feier selbst begann, wie es in katholischen Gegenden üblich ist, diesmal auch hier damit, daß der Primiziant von der Pfarrwohnung, wo er die Priesterkleider angelegt, in festlicher Prozession durch's große Portal in die Kirche geführt wurde, unter den anwesenden 20 Priestern sein geliebter Führer und Rektor in der Vorbereitung zum Priesterthum, Herr Canonikus Dr. Sauer, als Presbyter Assistens ihm zur Seite. Nachdem der junge Priester mit kräftiger sonorer Stimme das veni sancte Spiritus intonirt hatte, celebrirte er das Hochamt bis zum Evangelium, worauf Herr Probst Karker die Predigt hielt, welche so schön den Text verwerthete; „Sieh, Herr, wir haben Alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns nun dafür?" Waren jetzt schon die Herzen in ihren Gefühlen über das gewöhnliche Maß von Andacht und Wonne hinaus bis zu Freudenthränen erweitert, da hoben sie sich immer höher empor, da die hoch ragende Gestalt des Celebrirenden mit dem Ausdruck des Glaubens, der ihn umleuchtete, sein erstes Mal den Gottmenschen in Brodesgestalt erhob, und das bis dorthin bleiche Antlitz wie

im Feuer des obwaltenden hl. Geistes anbetend erglühte. Was aber der christliche Glaube erst zur hl. Communionfeier in die Gemeinde ergoß, das läßt sich nur dunkel ahnen, wenn der so allgemein als Vater in der Gemeinde geliebte Fürst Bogeslaw, den Rosenkranz in der Hand, der zahlreichen Familie, die sämmtlich zum Tische des Herrn schritt, voranging, wie die Tochter ihm folgte, welche kurz vorher das Ordenskleid der barmherzigen Schwestern erhalten hatte, und Mutter und Geschwister nun das Brod des Lebens aus seinen geweihten Händen empfingen, nachdem er aus dem Himmel die Gaben geholt, womit der Sohn, „der Alles verlassen hat", durch überreichen Lohn den Eltern und Angehörigen so schön danken konnte für die von Kindheit auf erhaltenen Gaben und Wohlthaten. Dabei verkosteten die Anwesenden, „wie süß der Herr und was er denen bereitet, die ihn lieben."

Einen Bruder vermißte der Primiziant — aber nicht schmerzlich — er weiß ihn auf demselben Wege zum Altare, jetzt noch Noviz im Jesuitenkloster zu Münster, wohin er ihm selbst nach dem 15. Juli den Segen der Neopresbyter trägt, um dann mit August sogleich in der Seelsorge als Kaplan der Pfarrkirche zu Oppeln in Oberschlesien dem hl. Priesterberuf obzuliegen!

Von Seite der Mitglieder der königlichen Familie erhielt der Primiziant huld- und theilnahmsvolle Gratulationsschreiben.

Solche Freudentage wie die hier geschilderten sind Gottlob in dem Leben der Katholiken Berlins nichts mehr ganz Seltenes.

Zur Situation in Oesterreich.

Von einem hochgestellten Geistlichen Oesterreichs.

Ihrem Wunsche, Ihnen ein Bild unserer gegenwärtigen Zustände zu geben, entspreche ich hiemit. Wahrlich es ist keine angenehme Aufgabe, heute über Oesterreichs politische und konfessionelle Zustände zu berichten, wo die Leidenschaften und das Parteigetriebe ein besonnenes Urtheil, eine ruhige Darstellung als eine Stimme des Rufenden in der Wüste erscheinen lassen, und sehr viel Selbstüberwindung und christliche Klugheit dazu gehört, nicht in den Fehler der Gegner zu verfallen und die bösen Gelüste noch mehr zu reizen und aufzustacheln. Es ist für einen loyalen Oesterreicher eine schwere und unerquickliche Aufgabe über seine heimischen Zustände Schlimmes zu berichten, sein eigenes geliebtes Vaterland in der öffentlichen Meinung discreditiren, seinen Landsleuten öffentlich die schwersten, wenngleich berechtigtsten Vorwürfe machen zu müssen, aber andererseits gebietet es die Ehrlichkeit und christliche Ueberzeugung das Schlechte beim rechten Namen zu nennen, und mit der Wahrheit nicht hinter dem Berge zu halten. Durch Verschweigen der Uebel werden dieselben nicht beseitigt. Diese traurige Erfahrung haben wir in Oesterreich nur zu häufig gemacht und billigen läßt sich das durchaus nicht, was heute bei uns Oben und Unten geschieht. So viel ist gewiß, daß die Dinge bei uns schlimmer als je stehen, wenn sie auch mit dem gleißenden Firniß offizieller Schönfärberei bekleidet werden und daß namentlich unsere heilige Kirche bösen Zeiten entgegensehen muß. Sie ist das Hauptobject des Angriffes der vereinigten Sturmkolonen und die Feinde des Staates wissen es recht wohl, daß man zuerst mit der Kirche tabula rasa machen muß, bevor man die Grundfesten des Staats umstürzen und auf den Trümmern des alten, den neuen Staat ohne Gott, ohne Kirche, ohne Gewissen, ohne Monarchie aufbauen kann.

Die Aktionspartei, die heute in Oesterreich Oberwasser bekommen hat, verfolgt entschieden antimonarchische, auf den Umsturz der ganzen bestehenden weltlichen und göttlichen Ordnung gerichtete

Ziele, aber sie ist klug und vorsichtig genug, noch nicht ihr letztes Wort auszusprechen und ihre Maske ganz zu lüften. Man will eigentlich noch viel weiter gehen als im Jahre des Unheils 1848, aber man ist vorsichtiger und klüger als damals und fällt nicht mit der Thüre ins Haus, wie es in den Mai- und Oktobertagen des Sturmjahres geschah. Die Revolutionäre haben gelernt, sie haben Viel gelernt; die Conservativen haben leider nichts seit 20 Jahren gelernt und Alles vergessen! Sie sind blind wie damals, glauben durch Concessionen die Feinde der Ordnung beschwichtigen und gewinnen zu können. Sie haben nicht den Muth, ganz mit der Kirche zu brechen und den offenen Kampf mit derselben aufzunehmen, sie haben aber noch weniger den Muth, für die Rechte der Kirche einzutreten, diese zu schützen und gegen den gemeinschaftlichen Feind des Staates und der Kirche Front zu machen. Wie anno 1848 gibt man auch heute die Kirche zuerst Preis, um sich noch einige Zeit zu halten. Aber was erreicht man damit? Wenig oder nichts? Die Taktik unserer Staatsmänner und ihrer konservativen Anhänger erinnert uns an den Circus. Man wirft den blutgierigen Löwen, Tigern und Hyänen ein Stück Recht der Kirche, ein Stück Fleisch vom Leibe des Herrn nach dem anderen hin, und hofft die Bestien so zu beschwichtigen. Aber wie täuscht man sich! So wenig die wilden Bestien der Wüste ruhen, wenn sie noch Speise wittern, so wenig die Raubthiere mit „Abschlagszahlungen“ sich begnügen, ebensowenig gibt sich der nimmersatte Moloch in Oesterreich damit zufrieden, wenn man einen Fetzen vom Concordate nach dem andern herunterreißt, oder wenn man einzelne Ordensgenossenschaften oder Bischöfe seiner Gier preisgibt. Alles muß er haben, die ganze Sache will er vertilgen, früher ist er nicht zufrieden, und dann vielleicht auch noch nicht. Ist die Kirche mit Haut und Haar aufgezehrt, ist das Kirchengut geraubt und verpraßt, die Ehe entheiligt, die Schule zum Tummelplatz wilder Leidenschaften und infernalischer Grundsätze gemacht, sind sämmtliche Orden erst mit Stumpf und Stiel ausgerottet, jede katholische Erinnerung — so weit es möglich ist — vernichtet, dann — dann kommt der Staat an die Reihe, der magere, kraft- und saftlose Körper des von den Juden und der Umsturzpartei ausgepreßten lahmen, siechen Staates. Lange läßt man nicht warten. Es ist das Abentheuer des Odysseus in der Höhle des Riesen. Polyphem hat die zarte Schonung für den Staat: er frißt diesen ganz zuletzt auf! —

Wie weit ist es mit unserm Oesterreich gekommen! Allerdings das Uebel stammt nicht von heute und gestern, es ist nur jetzt etwas schlimmer geworden. Es hat sich wie eine „ewige Krankheit fortgeerbt,“ die heute unheilbar geworden ist. Nicht

seit Solferino oder gar erst seit Sadowa, das Uebel Oesterreichs datirt sich schon seit längerer Zeit. Das Jahr 1848 war ein Jahr großartiger Versuchungen für Fürsten und Völker. Je nachdem man dieß bestand, je nachdem man aus demselben geläutert oder mit den alten Schlacken behaftet hervorging, konnte es zum Heile oder zum Fluche werden. Manche Staaten haben die Erfahrungen der Jahre 1848—49 sehr gut verwerthet. Zu diesen Ländern zähle ich Frankreich und Preußen. In Frankreich nahm das katholische Leben einen Aufschwung, den man vor wenigen Jahren noch nicht zu hoffen gewagt hätte, und der auch über den Rheinstrom hinüber belebend und treibend wirkte. Die preußische Regierung war einsichtsvoll genug diesen Aufschwung nicht zu unterdrücken oder auch nur zu unterschätzen. Sie begünstigte ihn vielmehr so weit es nur möglich war und wurde, was jedenfalls ihr zum Lob und Ruhm gereicht, der Kirche vollkommen gerecht. Hatte sie ja doch die großartige Macht der katholischen Kirche über die Geister in der Kölner Affaire kennen gelernt, die mit dem Siege des Katholizismus endete. Preußens Staatslenker waren staatsmännisch genug zu begreifen, daß die katholische Kirche die sicherste, zuverlässigste und mächtigste Bundesgenossin jedes Staates ist, der ihre Grundsätze anerkennt und achtet und sie frei schalten und walten läßt. Eine Begünstigung oder Bevorzugung braucht und verlangt sie nicht. Man öffne ihr nur die Arena und lasse sie frei schalten und walten, man sei nur ehrlich genug ihren Gegnern wenigstens nicht alle Waffen aus dem Arsenal machiavellistischer Staatskunst in die Hand zu geben, mehr wird sie nicht verlangen. Preußen hat dieß gethan, seit 1848 wenigstens mit Consequenz und Ehrlichkeit. Es ist nicht mehr in die alten Fehler zurückgefallen und hat den Katholizismus nicht mehr bureaukratisch engherzig zu beschränken oder seine Ausdehnung mit protestantischer Staatskirchen Elle abzumessen gesucht.

Es hat die Erfahrungen der Kölner Wirren klug verwerthet und man darf wohl behaupten, daß der treffliche christliche Geist seines Heeres zu nicht geringem Theil eine Frucht dieser staatsmännischen Einsicht, dieses freien Waltenlassens der katholischen Kirche war. Noch herrlicher blühte die Kirche in England und Frankreich auf. Die brittische Regierung wurde der hl. Kirche noch lange nicht gerecht, aber die weisen Staatsmänner Englands waren vorsichtig genug, nicht einen offenen gefährlichen Kampf mit dem neu erwachten und erstarkten Geiste der Kirche heraufzubeschwören. Männer, wie ein Wiseman, Newman, Maning, Cullen, die der Herr seiner Kirche im Brittenlande erweckte, imponirten den Staatslenkern. Die Palmerstons und Russels mochten es

trotz persönlichen Skeptizismus und Unglaubens fühlen, daß der Kampf der morschen Hoch- und Staatskirche mit der ewigen Roma wahrlich nicht zum Schaden der letzteren ausfallen dürfte.

Zerbröckelt doch ohnehin das Staatskirchengebäude in England immer mehr und mehr und erreicht die Zahl der Proselyten der katholischen Kirche in England mit jedem Jahre eine Höhe, wie in keinem zweiten Staate Europas. Solche Beobachtungen mußte gewisse Staatsmänner zum Nachdenken bringen.

Wir in Oesterreich hatten leider nur Minister, selten jedoch Staatsmänner! Frankreich habe ich schon genannt. Louis Napoleon hatte zu lang und zu fleißig in der Schule des Lebens gelernt um nicht zu begreifen, daß nur ein ächt katholisches Frankreich ein Fundament für einen Thron sei, der nicht wie alle früheren vor dem ersten Sturme zusammenbrechen würde. Er trat nicht in die Fußstapfen des hinterlistigen Bürgerkönigs mit dem historischen Regenschirm und vermied wenigstens eine Reihe von Jahren die Fehler seines Oheims in Bezug auf Rom und die Kirche. Er erinnerte sich sehr wohl des Wortes Napoleons I. mit welchen dieser die Herrschaft der Kirche über die Geister anerkannte: „Ils (les prétres) regnent sur les esprits et ils me jettent les cadavres!“ Louis Napoleon — der weiland Carbonari und geheime Umsturz Clubist — machte Frieden mit der Kirche, oder er that wenigstens so, denn ins Herz kann man Niemanden hineinsehen. Gewiß ist, daß er dem Lande eine aufrichtig fromme Katholikin zur Landesmutter gab, daß er mit den Voltair'schen Traditionen brach und daß seine Regierung bis zum Jahre 1859 als eine die Interessen der Kirche berücksichtigende gelten konnte. Die Schalksnatur verrieth sich freilich in dem genannten Jahre und in dem folgenden halben Decennium „Napoleon III.“ wie er sich nennt — ein Titel voll Lüge, gleichwie sein ganzes Regime sich durch Lug und Trug characterisirt — glaubte die Kirche für seine Zwecke benützen zu können, aber er irrte sich doch gewaltig. Er hatte trotz seiner Schlauheit und Menschenkenntniß sich in der Macht und dem Einfluß der Kirche getäuscht, und dem heiligen Vater, dem bedrängten hilflosen, verlassenen und verrathenen, schwachen Greis steht der neue Cäsar (!) so recht als Napoleon le petit gegenüber. Seit er der Kirche den Rücken gewendet, Rom gegenüber jene zweideutige Rolle gespielt und an dem heil. Vater Verrath geübt hat, wie — um mit Bischof Ketteler zu sprechen — seit Judas Ischarioth kein ähnlicher mehr vorgekommen ist, hat ihn sein Glück verlassen. Sein Stern ist im Erbleichen, sein Ruhm dahin. Mexiko und Rom sind das Grab seiner wandelbaren Cäsarengröße, Rom! — wer weiß ob es nicht das Grab seines Hauses werden wird! Woran

man gesündigt hat, daran wird man gezüchtigt werden. An Rom hat sich der Sohn Hortensiens am meisten versündigt, Rom dürfte das Bishieher und nicht weiter! seiner kurzen irdischen Herrlichkeit und Freuden werden! Ist er doch bereits so weit um die Allianz mit Oesterreich, das er im vorigen Jahre noch mit frechen Hochmuth einen „Cadaver" nannte, mit dem sich keine Allianz schließen lasse," zu betteln und zu buhlen, nachdem er in ganz Europa vergeblich einen Staat gesucht hat, der auf seinen Antrag eingegangen wäre. So kommt Hochmuth vor dem Falle! Heute hat der Jünger Machiavells in Bismarck seinen Meister gefunden. Aber er zittert nicht nur vor dem bis an die Zähne gewappneten Preußen, er zittert auch vor dem schwachen Greise in Rom, dem keine irdischen Waffen zu Gebote stehen. Er zittert heute vor der geistigen Macht der katholischen Kirche und so schlimm es in seinem Innern aussehen mag, so gewissenlos er stets, namentlich aber gegen den Papst zu Werke gegangen ist, so wenig er sonst die verwerflichsten Mittel scheute um zum Ziele zu gelangen, er würde sich doch scheuen den Kampf mit der Kirche so dreist und rücksichtslos aufzunehmen, wie es heute bei uns in Oesterreich geschieht. Louis Napoleon fürchtet noch mehr als die Bomben Orsinis die geistige Macht und Gewalt Roms und der heiligen Kirche, daher sein Schwanken, sein Doppelspiel, die zweite Auflage der römischen Expedition; bei uns hat man das „Fürchten der Kirche" — oder sagen wir es deutlicher — die Furcht Gottes verlernt.

Wo mag es wohl schlimmer stehen? In Frankreich, wo wenigstens Unten alles an der Kirche mit Leib und Seele hängt oder bei uns, wo man Oben und Unten die Kirche zu verfolgen sich anschickt???

Oesterreich erlitt unter allen Staaten Europas im Jahre 1848 die gewaltigsten Erschütterungen. Die Revolution hatte nicht nur in der Hauptstadt des Reiches siegreich ihr Haupt erhoben, sie triumphirte auch in den bedeutendsten und größten Provinzen. Zweimal mußte die Dynastie flüchten, einmal fand sie in der Hauptstadt des altkatholischen treuen Tyrolerlandes ein Asyl, das zweite Mal flüchtete sie in die Festungsmauern Ollmütz's, jener Stadt, wo man heute den Klerus bedrängt und polizeilich chikanirt, der damals nächst dem Militär der einzige Stand war, der fest und unerschütterlich zum Throne hielt. Die östliche Hälfte des Reiches war in vollem Aufruhr begriffen, der nur durch fremde Hilfe unterdrückt werden konnte. In Böhmen drohte eine panslavistische Bewegung, Galizien mußte gleichfalls durch Waffengewalt in Schach gehalten, Lemberg mörderisch bombardirt werden.

Unter solchen Auspicien bestieg unser Kaiser Franz Joseph den Thron. Nur die göttliche Vorsehung verhinderte damals den Zerfall Oesterreichs. So viel stand fest, das alte Metternich-Josefinische Oesterreich war am 13. März 1848 von einer Handvoll fanatisirter Studenten und einigen dreisten Emissären in den Staub getreten worden. Ein neues Oesterreich mußte auf dem Schutt des alten erbaut werden, dem Kaiser Franz Josef schien die hehre Aufgabe zu Theil geworden, der Regenerator des Reiches zu werden. Die Aufgabe, welche er zu erfüllen hatte, war ihm von der Geschichte vorgezeichnet. Oesterreich hatte eine Tradition, einen Beruf, eine Mission. Fragen wir heute nach fast zwei Decennien ob Oesterreich seinen Traditionen treu geblieben, seinen Beruf erkannt, seine Mission erfüllt habe, so muß die Antwort leider Nein lauten. Nichts von alledem! Wiederholt wurde der Neubau in Angriff genommen, wiederholt ein Neu-Oesterreich verkündet, aber immer wurde auf Sand gebaut. Das Gebäude, das man heute aufzuführen versucht, ist von Allem am gewagtesten und leichtfertigsten. Man baut auf schlechten Fundamenten und möge sich vorsehen, daß nicht Bauherren und Bewohner in den Schutt des Zusammensturzes begraben werden.

Der Anfang des Neubaues in Oesterreich (1850) war vielverheißend, die Grundlage solid. Man zeigte das Bestreben die noch brauchbare alte solide Basis soweit als möglich zu verwenden, ohne die neuen zeitgemäßen Fortschritte äusserlich außer Acht zu lassen. Man brach mit dem Hauptübel der Vergangenheit: dem Josefinismus. Die kaiserlichen Verordnungen vom 18. und 24. April beseitigten die ungerechten freiheitsfeindlichen Gesetze — die Ueberreste der Josefinischen Legislatur, — welche jede Bewegung auf kirchlichem Gebiete hemmten und den Geist des Katholizismus in spanische Stiefel schnürten.

Der Polizeistaat war wenigstens nach einer Seite hin abgeschafft, aber die Bureaukratie war nicht gewillt ihre Herrschaft so schnell sich entwinden zu lassen. Der Geist Metternich's saß, wenn auch nicht mehr in der k. k. Staatskanzlei, so doch in jedem Statthalterei- und Bezirkshauptmannschaftlichen Bureau. Die edlen vorurtheilsfreien Intentionen des Kaisers wurden von den Beamten durchkreuzt und paralysirt, die Bureaukratie bildete eine geschlossene kirchen- und freiheitsfeindliche Phalanx. In der Umgebung des Monarchen befanden sich mit wenigen Ausnahmen nur solche Leute, welche in der Kirche eine alte und lästige Fessel erblickten, die man leider nicht ganz wegwerfen könne, weil sie doch auch den Pöbel (unter diesem verstand man das ganze Volk) bändige und vor Excessen bewahre. Die Geistlichkeit sollte in den Augen dieser Leute nichts als eine Schaar schwarzer Gendarmen

sein, welche das Volk in den Schulen, im Beichtstuhle, auf den Kanzeln zum Gehorsam gegen die Obrigkeit und pünktlichen Steuerzahlen anhalten sollten. Im übrigen wünschte man, daß der Clerus sich so still als möglich verhalte und Niemanden in seinen „Neigungen“ beirre oder störe. Die Zeiten des Propheten Nathan und seiner Strafpredigten vor Königen — meinte man — sei vorüber.

Die Umgebung, die man dem jungen, aufrichtig frommen Kaiser an die Seite gab, konnte nicht schlimmer sein. Bekannte Wüstlinge und Roués wie Graf Grünne, G. d. C. Fürst Lichtenstein waren nicht die Männer, die auf den jungen feurigen und vom besten Willen beseelten Monarchen einen wohlthätigen Einfluß ausüben konnten. Gott weiß, wer solche Wahl traf, aber unglücklicher konnte sie nicht mehr ausfallen. Gar bald zirkulirten im Publikum die schmählichen Anekdoten von Jagdabentheuern im Style Ludwig XIV. begünstigten Theatermamsellen, Favorit-Soubretten und Tänzerinen ꝛc. Wir, die wir in der Nähe die Dinge zu beobachten Gelegenheit hatten, wußten, daß die Gerüchte zum mindesten grell übertrieben waren, aber die Menge glaubte blind den in tendenziöser Weise ausgestreuten Gerüchten und die bösen Elemente wurden jedenfalls ermuntert. Während der Kaiser eklatante Bewese der Frömmigkeit gab, wie z. B. die Pilgerfahrt nach Maria Zell aus Anlaß der 800jährigen Jubelfeier des Gnadenortes, die Anwohnung der Jesuiten-Mission in Ischl, die feierliche Theilnahme an dem großen Feste in Wien bei Promulgirung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß Mariens u. s. w. wurde von seiner Umgebung nichts versäumt um die Religion und ihre Diener in den Augen des Volkes herabzusetzen und die Menge glauben zu machen, man spiele Oben nur Comödie, um den mächtigen einflußreichen Clerus für sich zu gewinnen. Graf Grünne, dessen ganzes Hauptbestreben die Pflege des k. k. Hofpferdestalles war, entblödete sich nicht vor seinen Creaturen im Hofe des k. k. Marschstallgebäudes in seiner gewohnten rohen Manier freche Witze über kirchliche Einrichtungen und Gebräuche zu reißen. Seinem Stallpersonal gestattete er nicht einmal an Sonn- und Festtagen den Besuch der heil. Messe. „Herrendienst geht über Gottesdienst!“ fuhr er einen Reitknecht in seiner näselnden Sprechweise an, der sich beschwerte, daß er seit Monaten in keiner Kirche war. „Man kann auch im Pferdestall beten! war eine seiner häufigen Aeußerungen. Als ein Reitknecht einst zwei von dem englischen Bereiter Holmes nach Wien gebrachte englische Lotterbuben verdientermassen durchprügelte, weil diese frechen Bengeln sich über die katholische Kirche lustig gemacht und die Gebräuche der heil. Messe verspottet hatten, ohrfeigte der edle

Graf höchsteigenhändig den braven Reitknecht, schimpfte ihn einen lumpigen „Pfaffenknecht" und ließ ihn 48 Stunden krumschließen und bei Wasser und Brod fasten, damit ihm die Frömmigkeit ferner vergehe." Feiertage gab es für Grünne überhaupt nicht. Er besuchte am Charfreitage ebenso gewiß die Ställe, wie am hl. Weihnachtstag. „I kenn kane Feiertage — äußerte er oftmals — meine (!) Pferd' woll'n heute ebenso freßen, wie an jedem Tage!" Solche Grundsätze trug der Mann zur Schau, der zehn volle Jahre als Hauptgünstling des Kaisers mehrere Hofämter in seiner Person vereinigte und im Ministerrathe fast die gewichtigste Stimme führte, vor dem sich Fürsten und Herzoge ja selbst Mitglieder der kaiserlichen Familie beugten, welchen er mehr als einmal seine „Macht" „fühlen" ließ. Graf Grünne beging sogar die Frivolität nach Vollendung des Neubaues der Pferdeställe und Reitschule vor dem Burgthore die k. k. Hofpfarrgeistlichkeit zu bewegen eine feierliche Einsegnung der Reitschule vorzunehmen. Die Sache klingt unglaublich, ist aber leider Thatsache. Ich selbst war Zeuge, wie der damalige k. k. Hofburg-Pfarrer Dr. Kutschker in pontificalibus als infulirter Abt unter zahlreicher Assistenz die Benediction der Reitschule vornahm, in welcher am folgenden Tage die Pferde „eingeritten" wurden, die Scholaren der spanischen Schule sich herumtummelten und nicht selten von dem edlen feingebildeten Grafen „durchkarbatscht" wurden. Dieser Akt der Benediktion war eine offenkundige Profanation einer kirchlichen Handlung, die nur ein Grünne anbefehlen konnte und es war eine unbegreifliche Schwäche, daß der sonst so hochverehrungswürdige, hochgebildete und charakterfeste Burgpfarrer*) diesen gräßlichen Uebermuth nicht entrüstet zurückgewiesen hat. Graf Grünne machte sich übrigens nachher seinen Creaturen dem Stallbediensteten Kuhnen, General Ritter und dem Hofarzt Jungh gegenüber nicht wenig lustig, daß die Pfaffen so sehr die Backen vollgenommen haben, als sie die Psalmen sangen, und die Manège eingeweiht hatten. Er habe auch nicht versäumt, fügte er hinzu, seinen „Pferdeln" von den erhabenen Ceremonien zu erzählen, die eine große Freude über den erhaltenen Segen gehabt hätten**).

(Dies war damals schon, als das Concordat noch unangetastet war, der Hofton in Oesterreich, kann man sich über das wundern, was heute bei uns vorkommt? Wenn das am grünen Holze, was wird erst am dürren geschehen!)

---

*) Dr. Kutschker jetzt Weihbischof (General-Vikar) der Wiener Erzdiöcese.
**) wörtlich.

Wie der Herr so natürlich die Diener! So durfte der Adjutant und Liebling Grünne's, der damalige Major Friedl, sich erlauben, ungescheut im Café Daum über Jesuiten-Missionen und „frommgewordene alte Betschwestern" zu schimpfen und kroatische Rastelbinderwitze zu reißen, während doch Se. Maj. der Kaiser in Ischl persönlich der Jesuiten-Mission beigewohnt hat.

Ich führe diese Züge an, um Ihnen zu zeigen, daß in Oesterreich stets trotz Concordat und Frömmigkeit des Kaiserhauses die kirchenfeindliche Gesinnung bis in die hohen Regionen hinaufreichte. Das Beispiel des Kaisers fand wenig Nachahmung. Wenn selbst in Hofkreisen eine so offene Feindschaft gegen die Kirche an den Tag gelegt wurde, ist es begreiflich, daß in den Staatsämtern eine ähnliche Gesinnung vorherrschend war. In sämmtlichen Ministerien waren die Feinde und Gegner der katholischen Kirche überwiegend vorherrschend. Der Polizeiminister Kempen begünstigte geradezu die Strömung gegen die katholische Richtung und kokettirte trotz seiner sonstigen absolutistischen Corporal-Gesinnung mit der antikirchlichen Presse und ihren Vertretern. Die jüdischen Literaten standen bei ihm in großem Ansehen.

Seine Beamten, der damalige Hofrath Lewinski, — der mit der Opernsängerin Liebhardt ein zartes Verhältniß unterhielt, weßhalb dieselbe in den Journalen ex officio gelobt werden mußte. Hofrath Clannern von Engelshofen, Präsidial-Sekretär Hell, Sektionsrath Fiedler machten gar kein Hehl aus der Abneigung ihres Chefs gegen Alles was katholisch heißt. Aus dem Preßbureau der obersten Polizeibehörde gingen schon damals die feindlichen Angriffe gegen das Concordat und die katholische Geistlichkeit hervor, welche in den auswärtigen Journalen eine stehende Rubrik bildeten. Der Stuttgarter Jude Weil, der nach Wien gezogen wurde, dort den Hofrathstitel erhielt und eine hervorragende Rolle spielte, war der Verfasser und Urheber der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienenen zahlreichen Artikel gegen das Concordat. Er und so Viele, die mit kaiserlichem Brode gefüttert wurden, schmähten zum Danke unaufhörlich einen Vertrag, den der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit und freiestem Antriebe mit dem heil. Stuhle abgeschlossen hatte! In welchem anderen Lande wäre dieß wohl möglich gewesen, als in Oesterreich? Schon in den Jahren 1855—58 bildete die Bureaukratie eine förmliche Verschwörung gegen den Kaiser und die katholische Kirche. Das jüdische Geld spielte keine kleine Rolle hierbei. Scharf aber treffend ist die Schilderung der Judenwirthschaft in Oesterreich, die ich kürzlich in einer in München erschienenen — sonst nicht meinen Anschauungen entsprechenden —

Broschüre gelesen habe, so treffend, daß ich sie auszugsweise meinem Berichte hier einverleibe. Da heißt es unter Andern über das unheilvolle Bruck'sche System: „Er war der eigentliche Hazard-Spieler in Oesterreich, der den kolossalsten Geldschwindel nach Wien verpflanzte und großzog, die Finanzen des Staates durch seine Experimente vollends zerrüttete, die kleine Geschäftswelt an den Bettelstab brachte und den Fluch der Mit- und Nachwelt auf sein Haupt lud. Wir wollen nicht ungerecht sein; Verfasser selbst glaubt nicht, daß Bruck sich persönlich großen Reichthum erworben hat, — er hatte bereits als er in den Staatsdienst trat sein Schäfchen im Trocknen, und war ein gewiegter, glücklicher Spekulant — aber Hunderte seiner Helfershelfer und Anhänger bereicherte er durch seine schwindlerische Finanzgebahrung. Er schuf so recht eigentlich die Macht und das Ansehen der Geldjuden und gab dieser aller Gesinnung und Patriotismus baaren Kaste eine Bedeutung, an welche diese selbst nie gedacht hätte. Die Geldjuden, die Todescos, Springers, Wodianers, Epsteins, bis herab zu den kleinern, den Brandeis, Weickersheim, u. s. w. gingen bei Bruck aus und ein, bald beherrschte er nicht mehr sie, sondern sie ihn. Die Juden, noch vor wenig Jahren fast mittelalterlich gedrückt, fühlten sich nun gehoben und wurden noch frecher und unverschämter als zuvor. Im Jahre 1859 hieß es allgemein, das Haus Brandeis-Weickersheim sei „wackelig" geworden. Bruck wendete die Gefahr ab, stützte das Geschäft und rettete Madame Auguste Brandeis ihre Burgtheaterloge, ihre Pferde und Equipage und ihre glänzenden (!) Salons, in welchen die Börsenjuden vom Schlage der Ponzen, Mannheimer und einige Burgtheater-Comödianten als Hauptkourmacher figuriren. —

Bruck fehlte bei keinem Wiegenfeste, bei keiner silbernen Hochzeit einer Geldjudenfamilie, er war der Intimus derselben und wurde von „Frau Regine" und „Frau Judith" in ächt jüdischer Familiarität gewöhnlich nur „unser Bruck" genannt. Seit Bruck datirt sich die eigentliche Judenwirthschaft in Oesterreich, die Herrschaft der Börsen- und Geldmatadore, dieser Pest des Kaiserstaates. Bald wird es keinen Geldjuden in Oesterreich mehr geben, der nicht baronisirt oder dekorirt ist. Wodianer ist Baron, Sina geheimer Rath und Großkreuz der höchsten Orden, Todesco, Ritter von, die meisten übrigen besitzen Groß- und Comthurkreuze. Selbst der rothhaarige, geizige Jude Wertheim, der Reclameheld für die feuerfesten Kassen, die jedoch längst durch Concurrenz in Schatten gestellt sind, wurde Ritter, (edles Ritterthum!) und Truchseß. Ein anderer Jude, der mit Leder handelt, avancirte zum kaiserlichen Rathe. Der vor den Schranken des öffentlichen Gerichtes in seiner ganzen Erbärmlichkeit an den

Pranger gestellte Börsenschwindler Eduard Warrens wurde k. k. Hofrath (!) und der Handelskammerjude Winterstein hat Aussicht, demnächst cisleithanischer Handelsminister und Excellenz zu werden. So stehen die Dinge in Oesterreich, in Folge des Bruck'schen Systems. Die Börse regiert und die Minister verwalten nur noch. Der Credit-Actien-Schwindel, die Promessenwirthschaft, die Bruck nach Oesterreich brachte, haben Tausende zu Betrügern, Bettlern, Schurken und Selbstmördern gemacht."

Mit der Feindschaft des Judenthums ging der Haß der Bureaukratie gegen die Kirche Hand in Hand. Kaiserliche Beamte und Correspondenten auswärtiger Journale, die vom Preßbureau inspirirt werden, besuchten in böser Absicht die Predigten hervorragender Kanzelredner, horchten dieselben aus, und theilten dann entstellte Auszüge, böswillige Verdrehungen den öffentlichen Journalen mit. Gegen die Predigten der hochgeschätzten Kanzelredner Schmude und Klinkowström wurde eine systematische Agitation in Scene gesetzt. Kaiserliche Beamte drängten sich in Congregationen und kirchliche Vereine ein um zu spioniren und dem gestrengen obersten Polizeichef von Allem, was in denselben vorging und gesprochen wurde, in Kenntniß zu setzen. Erkühnte sich doch, um nur ein eklatantes Beispiel anzuführen, im Jahre 1853 Hauptmann Joseph Haynold — damals der obersten Polizeibehörde zur Dienstleistung zugetheilt — dem Franciskaner Priester P. Rudolph in Wien, dessen freimüthige, offene Sprache der Bureaukratie höchst unangenehm war, im Namen seines Chefs den Entwurf seiner Predigten abzuverlangen, um diese Seiner Excellenz „zur Einsicht" vorzulegen. Damals also schon trat die Neigung unter der Bureaukratie hervor, die Freiheit der Kanzel zu beschränken und Predigten zu censuriren. Der inquisitorische, spionsüchtige Herr Hauptmann kam jedoch bei dem jungen Franciskanermönch, einem Mann von seltener Wissensfülle und hinreißender Beredsamkeit, verdammt schlecht an. „Sagen Sie Ihrem Chef" — lautete der Bescheid, den Hauptmann Haynold (jetzt k. k. Oberst) erhielt — „daß ich nächst Gott nur meinem hochwürdigsten Oberhirten und meinem verehrten Ordensobern Rechenschaft über das schulde, was ich predige und lehre. Der Herr oberste Polizei-Präsident mag eine ganz gewaltige Macht besitzen, aber so weit reicht diese doch nicht, daß er auch nur des ärmsten und letzten Franciskaner-Bruders Predigten kontrolliren oder ihm Etwas befehlen oder verbieten dürfte. Nicht einmal mein allergnädigster Kaiser hätte hiezu das Recht, vielweniger Ihr Herr Chef. Will er meine Predigten kennen lernen, dann besuche er sie, mir soll es lieb sein, ihn unter meinen Zuhörern zu finden. Ich pflege im Allgemeinen meine Predigten nicht niederzuschreiben, und wenn ich es thue, so

geschieht es nur in Umrissen. Aus dem Gerippe, dem Entwurfe meiner Predigten würden Sie aber kaum einen vollständigen Eindruck gewinnen können, selbst wenn ich geneigt wäre, Ihnen denselben einzuhändigen, was ich jedoch nicht bin. Wenn ich auf der Kanzel stehe, dann spreche ich, was der göttliche Geist mir gerade eingibt. Ob es gefällt oder mißfällt, ist mir völlig gleichgiltig. Sagen Sie das Ihrem Herrn Chef und somit Gott befohlen!"

Herr von Kempen machte keinen zweiten Versuch mehr, einem katholischen Priester seine Predigt abverlangen zu lassen. Heute freilich wird das System der Schnüffeler, der Spionage in der Kirche, und des edlen Denunciantenthums von unserem liberalen Ministerium wieder in großartigem Maßstabe betrieben. Man hat förmlich eine Prämie darauf gesetzt, wer zuerst einen katholischen Priester so geschickt und wacker zu verläumden versteht, daß sich ein Anklageprozeß anhängig machen lasse. Unsere Herren Beamten entwickeln großen Amtseifer die Denuncianten-Prämie zu gewinnen!

Wo man von Seite der Civil- oder Militär-Bureaukratie der Kirche, der freien Entwicklung des katholischen Lebens einen Schabernack spielen konnte, geschah es gewiß. Es ist erinnerlich, wie hartnäckig General Welden (von 1849—1851 Civil- und Militär-Gouverneur der Stadt Wien) den kathol. Vereinen das Recht, Versammlungen abzuhalten, streitig machte, indem er die Normen des Belagerungszustandes als Vorwand seiner Abneigung gegen jede katholische Regung benützte, während in Breslau — wie erst jüngst Prof. Marx aus Trier in dankbarer Erinnerung rühmte — die zweite Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands 1849 unter dem Belagerungszustande ungehindert tagen konnte. Als darob Besorgnisse entstanden, es möchte an der nöthigen Freiheit fehlen, da hat die oberste preußische Militär- und Polizeibehörde der Generalversammlung das Zeugniß unbedingten Vertrauens mit den Worten gegeben: „Die Generalversammlung soll zuversichtlich tagen, wäre ganz Breslau ein katholischer Verein, dann wäre der Belagerungszustand nicht da!"

Das geschah schon damals in Preußen, wo man bei uns in Wien die Mariazeller Procession verbot, wo Haynau in Ungarn wahrscheinlich um dem Princip der Gleichstellung der Confessionen einen eklatanten Ausdruck zu geben, an einem Tage gleichzeitig einen katholischen Priester, einen lutherischen Pastor und einen jüdischen Rabbiner aufknüpfen ließ, wo er den Domherrn Danielick in Pest mit Profosenarrest belegte, Bischöfe gleich Untergebenen brüsk und verächtlich behandelte, und wo Grünne die Frechheit hatte, von dem Fürst-Primas von Ungarn den Entwurf jeder

Begrüßungsrede abzufordern, als der Kaiser seine erste Rundfahrt machte, also im strengsten Sinne des Wortes Prälaten und Cardinäle censurirte. Es war zu jener Zeit, wo Grünne im Zenith seines junkerhaften Hochmuthes, pochend auf die kaiserliche Gunst es wagen durfte, im Vorgemach des Kaisers dem Cardinal-Erzbischof von Prag, Fürst Schwarzenberg, mit dreister Vertraulichkeit auf die Schultern zu klopfen und halblaut vor allen Anwesenden zu sagen: „Na Eminenz, auf Sie verlassen wir (**wir!!**) uns, daß die böhmische Geistlichkeit nicht wieder Dummheiten macht wie anno 48. Sagen's den Herren oben am Hradschin, daß sie nie vergessen sollen, daß der Kaiser der Herr und Gebieter über uns Alle ist, und daß, wenn auch neue Gesetze*) publizirt worden sind, im Ganzen doch Alles beim Alten bleiben muß."

Solche Anschauungen durchziehen wie ein rother Faden die Geschichte Oesterreichs seit 1850. Kempen war ganz und gar eine Creatur Grünne's, als dieser von seiner usurpirten Höhe herabgestürzt wurde, konnte auch Jener sich nicht mehr halten. Nur dem ausdrücklichen Willen des Kaisers weichend, gestattete Kempen im Jahre 1850 dem katholischen Vereine in Wien die Wiedereröffnung seiner öffentlichen Versammlungen. Im Jahre 1852 versagte er dem Vororte der katholischen Vereine Deutschlands die Bewilligung zur Abhaltung der Generalversammlung in Wien, mußte jedoch abermals dem Machtgebot des Kaisers weichen, der den Vereinen sogar den k. k. Redoutensaal für ihre Verhandlungen einräumte und eine Deputation zu den Festlichkeiten der Wiederauffindung der ungarischen St. Stephanskrone in die Hofburg einladen ließ.

Auch nach dem Abschluß des Concordats änderte sich in der Haltung der Bureaukratie wenig. Noch im Jahre 1855 gestattete die oberste Polizeibehörde, die sonst mit Verboten, Confiskationen gleich bei der Hand war, den Wiener Judenblättern die Verhöhnung der italienischen Bischöfe, weil diese die Bestimmungen des Vertrages ernstlich nahmen und in die Praxis einführen wollten. Die Hirtenbriefe der Bischöfe von Verona, Brescia wurden schon damals dem ätzenden Spotte und der beißenden Kritik der Juden Kuranda und Warrens, und des Herrn August Zang — des intimen Freundes des damaligen Präsidialhofsekretärs der obersten Polizeibehörde — preisgegeben. Bezeichnend sind die Worte, die Herr von Kempen im Herbste 1855 zu einen mir befreundeten

---

*) Graf Grünne meinte die im Jahre 1850 erschienenen, der katholischen Kirche günstigen kaiserlichen Verordnungen und vielleicht auch die damals noch auf dem Papier bestehende, in Wahrheit allerdings nie in Kraft getretene oktroyirte Verfassung vom 4. März 1849.

Universitätsprofessor äußerte: „Das Concordat ist nun einmal vom Kaiser abgeschlossen, und da läßt sich nichts ändern', nichts kritisiren. Unsere Aufgabe wird und kann es nur mehr sein, das verborgene Gift, das in diesem Vertrage liegt, demselben zu benehmen, es in seinen Folgen und Wirkungen möglichst unschädlich zu machen, mit einem Worte in der Praxis möglichst Alles beim Alten zu belassen und die Uebergriffe der Geistlichkeit zu paralysiren!"

Dies war auch das Programm, welches die Bureaukratie vom ersten Tage der Publikation des Concordats*) bis in die neueste Zeit diesem Vertrag gegenüber festhielt. Man that als ob es gar nicht vorhanden wäre und kümmerte sich, wo die Fälle nicht gar zu eklatant waren, verteufelt wenig um schreiende Verletzungen seiner Bestimmungen. Die leiseste Kritik über Uebelstände im Militärwesen, Gebrechen in der Armee, in Branchen des Staatsdienstes war strengstens verpönt und zog Confiskationen, Verwarnungen, Verfolgungen nach sich. Dagegen nahm die oberste Polizeibehörde auch nicht ein einzigesmal auf den neunten Artikel des Concordats auch nur die geringste Rücksicht**) Niemals wurde ein Buch konfiscirt oder verboten, weil es eine Institution der Kirche schmähte, einen geistlichen Orden verletzte, kirchliche Gebräuche persiflirte 2c. Schriften apostatischer Priester, Schmähungen auf Dogmen, wie z. B. des exkommunicirten Priesters Braun, Abhandlung über die unbefleckte Empfängniß Mariens, die Libellen gegen den Jesuiten-Orden älteren und neueren Datums, selbst die fanatischen Hefte der Zeitschrift „Der wahre Protestant", von Dr. Mariott, wurden unbeanstandet in Oesterreich zugelassen. Bald nach dem Erscheinen von Heine's „Romanzero" und Gervinus „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" fand sich die oberste Polizeibehörde veranlaßt, den Debit dieser Schriften zu verbieten***). Es genügte jedoch nur eine einfache Vorstellung

*) 4. Oktober 1855, dem Namensfeste des Kaisers. Am 18. August desselben Jahres, dem Geburtsfeste des Monarchen, wurde der Vertrag ratificirt.

**) Artikel IX des Concordates lautet: Erzbischöfe, Bischöfe und alle Ordinarien werden die denselben eigene Macht mit vollkommener Freiheit üben, um Bücher, welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verwerflich zu bezeichnen und die Gläubigen von Lesung derselben abzuhalten. Doch auch die Regierung wird durch jedes dem Zwecke entsprechende Mittel verhüten, daß derlei Bücher im Kaiserthume verbreitet werden.

***) Wir erklären hier offen, daß wir im Princip durchaus keine Freunde oder Vertheidiger von Bücherverboten und ähnlichen Maßregeln sind. Wir führen diese Fälle hier nur als Beweise an, wie einseitig und kirchenfeindlich die Bureaukratie in Oesterreich stets gegen die Kirche vorging. Nach Art. IX. des Concordates hätte aber die Staatsbehörde die Verpflichtung gehabt, ihr Augenmerk auch auf Bücher und Schriften zu richten, welche von dem Geiste heftiger Feindschaft gegen die Kirche erfüllt waren.

einer auswärtigen Verlagsbuchhandlung, mit welcher die Polizeibehörde sehr gut stand, um das Verbot sogleich zurückzunehmen. Höchstens konfiscirte man hie und da die langweiligen Gustav-Adolfsblätter, die propagandistischen Traktätleins der protestantischen Proselytenmacher in Schwaben, Basel und Bremen, um doch wenigstens den Schein zu retten. Daß man es aber selbst nach dieser Richtung nicht ehrlich meinte, beweist am deutlichsten die bald nach Gründung der obersten Polizeibehörde erfolgte Anstellung eines der Häupter dieser Traktätleinvertheiler — des gewesenen Hauptmann Schwertmann, Sohn eines orthodoxen Pastors und Schwiegersohn eines aus Galizien verwiesenen lutherischen Missionärs und Judenbekehrers — in der obengenannten obersten Staatsbehörde durch Hrn. v. Kempen. Besagter Schwertmann spielte eine Zeit lang keine geringe Rolle und wurde von Hrn. v. Kempen, namentlich in konfessionellen Angelegenheiten, häufig consultirt. Aber nicht nur die Bücher-Censur, die ganze Praxis der Preß- und Polizei-Verwaltung in Oesterreich kennzeichnete die Abneigung, welche die Bureaukratie Oesterreichs zu allen Zeiten gegen die Kirche hegte. Brachte irgend ein Journal einmal unter den Tagesnotizen die Nachricht, daß Graf Grünne, (der, obwohl das schnelle Fahren in den engen Straßen der Stadt polizeilich strenge verboten war, dennoch in seinem offenen Phaëton im Galopp die Straßen durchjagte) ein kleines Kind überfahren habe, was wiederholt geschah, da hatte Vater Kempen die zarte Rücksicht, noch in später Nachtstunde diese Notiz aus dem Blatte — dessen Bürstenabzug der Polizei vorlag — entfernen zu lassen. Dagegen fiel es der Preßpolizei niemals ein, ein Blatt zu beanstanden, weil es etwa eine tendenziöse Entstellung einer Predigt, eine böswillige Kritik einer Kanzelrede gebracht hatte. Auf die Kirche durfte man stets loshauen, wenn nur Militär und Polizei geschont wurden. Graf Grünne war jederzeit gefeit, Cardinal Rauscher dagegen wurde jederzeit preisgegeben, sobald nur irgend eine freiere Bewegung der Presse gestattet wurde.*) Oder soll ich sprechen von dem Nepotismus, der unter Kempen in seiner vollsten Blüthe stand, wo man aus einer Familie (jüdischer Abstammung) drei, sage drei! Mitglieder bei einer und derselben Be-

*) Als im Jahre 1860 Graf Grünne endlich — wenigstens zum Scheine — von seinem omnipotenten Posten zurücktrat und den Hofpferdestall als Sinekure erhielt, da richtete Minister Thierry an die Redakteure, die er zu sich berief, die dringende Bitte, sie mögen dem abgetretenen General-Adjutanten mit Rücksicht auf dessen frühere Stellung zu Sr. Maj. dem Kaiser keinen allzu unfreundlichen Nachruf widmen. Wann hat je in Oesterreich ein Minister die Redaktionen ersuchen lassen, einen Kirchenfürsten oder einen geistlichen Orden zu schonen oder milde zu behandeln??

hörde anstellte: einen Bruder als Adjutanten, einen als Bibliothek-Beamten und deren Cousin als Direktionsbeamten, bis man auch letzterem in Anbetracht seiner Verdienste (!) mit einem überzähligen Faullenzerposten in der Amtsbibliothek bedachte! Soll ich das Unwesen mit den Remunerationen, die Art und Weise, wie man aus den sogenannten geheimen Geldern (Dotations-Fonds) lüderliche Subjekte betheilte, weil sie vielleicht Verwandte oder Brüder von Favoritinen waren, schildern! Belege stünden mir zu Gebote, doch vermeide ich es als nicht zur Sache gehörend. Schon die Andeutung dürfte genügen, um die moralische Corruption dieser Bureaukratie zu charakterisiren, und Jene, welche es trifft, dürften mit den Andeutungen genug haben.

Und von demselben antikatholischen Geiste wie die Staats-Bureaukratie, waren auch die Hofbeamten beseelt. Wer Gelegenheit fand mit einigen dieser Familien zu verkehren, der mußte staunen über die Rücksichtslosigkeit, mit welcher diese Leute sich über kirchliche Dinge, über Geistlichkeit, Missionen und Concordat ausließen. Selbst ein aus der Initiative des Kaisers hervorgegangener Staatsakt, ein kaiserliches Gesetz wurde von Leuten nicht geschont, die aus dem Privatsäckel des Kaisers gefüttert wurden. Zu den schamlosesten Lästerzungen über diesen Vertrag gehörten faktisch — so auffallend es erscheinen muß — Hofbedienstete, namentlich deren hochmüthige, Protectionen austheilende Weiber, die in erborgtem*) Putz und Flitter in Hofwagen mit gallonirten Bedienten ausfuhren, und im Vergleiche zur Einfachheit und Bürgerfreundlichkeit der Mitglieder der kaiserlichen Familie durch ihre Aufgeblasenheit einen widerlichen Eindruck hervorbrachten. Hofbeamtensweiber und Hofärzte waren es, die am tollsten gegen das Conocrdat und die wieder erwachte Kirchlichkeit tobten. Der Hofarzt Dr. Flamm (ein getaufter Jude) schimpfte in öffentlichen Lokalen so laut und maßlos über das Concordat und die Jesuiten, daß andere Gäste ihre Mißbilligung über seinen mosaischen Eifer nicht zu unterdrücken vermochten. Als aber eines schönen Morgens der hochwürdige P. Theodor Schmude S. J. in seiner Exhortation beim Universitätsgottesdienste jene Leute einer scharfen aber gerechten Kritik unterzog, welche obwohl sie kaiserliches Brod eßen, doch ihre böse Zunge nicht zügeln können, wenn in Gesellschaft kaiserliche Gesetze und kirchliche Institutionen geschmäht werden, da bezog der edle Sohn Aeskulaps, der Ritter Flamm ohne Furcht und Tadel diese auf ganz andere Seelen gemünzte Strafpredigt auf sich und wurde so kleinlaut, so einsilbig und schwermüthig, daß man längere Zeit für seinen Ver-

*) aber selten bezahlten.

stand fürchtete. Seit jener Schmude'schen Mahnung war die laute Conversation in dem Daum'schen Café in Wien, wo der genannte Hofarzt und ein alter pensionirter bramarbasirender General das große Wort führten, verstummt. Heute wo man oben die Kirche preisgegeben und sich von den Traditionen des Hauses und Reiches losgesagt hat, gewinnen jene Leute wieder frischen Muth und in der That sind es wieder die in kaiserlichem Sold stehenden Hofbeamten, welche die Hauptstimme gegen Kirche und Clerus führen.

Nicht besser war es in der Armee bestellt. Selbst in der kurzen Zeit, wo man sich den Anschein gab am „Concordat" zu halten, durften hohe und subalterne Offiziere ungescheut ihre Abneigung gegen die Kirche preisgeben. Wir haben bereits oben die Gesinnungen des Grafen Grünne und das Vorgehen Haynaus gegen Bischöfe und Priester kennen gelernt. Allerdings fehlte es nicht an wahrhaft gottesfürchtigen frommen Generälen und Offizieren, aber sie bildeten die Minorität und hatten, wenn sie ihren kirchlichen Gefühlen Ausdruck gaben, stets einen schweren Stand. Wer nicht gerade in der nächsten Umgebung des kaiserlichen Hofes bedienstet war, that klug, mit seinen katholischen Gesinnungen hinter dem Berge zu halten, denn die Grund-Anschauung in höheren militärischen Kreisen war stets: in kirchlichen Dingen so viel als das Reglement fordert, aber auch nicht mehr! Das Reglement — sprach Benedek in einem seiner durch rohe Stylistik und fast gesuchte Derbheit berüchtigten Armeebefehle aus — sei der Katechismus für den Soldaten. Und so war es auch. Man mußte nur das Betragen der Herren Offiziere (natürlich mit Ausnahmen) beobachten, wenn in der Fastenzeit die einzelnen Abtheilungen zum Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars kommandirt wurden. Welche entsetzliche Nichtachtung sprach sich in deren Verhalten aus. Daß die Herren Offiziere etwa der Mannschaft mit gutem Beispiele vorangegangen und selbst die Sakramente empfangen hätten, durfte man bei den in diesen Kreisen herrschenden freigeistigen (!) Ansichten weder erwarten, noch verlangen; aber Eins durfte von ihnen verlangt werden, daß sie sich zum mindestens anständig betragen hätten. Ich aber habe es selbst mehr als einmal mit eigenen Augen gesehen, wie die Offiziere in den Kirchen, während ihre Mannschaft in den Beichtstühlen „vorschriftsmäßig" beichtete, herumschlenderten und die Damenwelt lorgnettirten *) und begafften als ob sie sich in einem Tanzsaale oder in gemischter Gesellschaft befunden hätten. In der Stiftspfarrkirche zu Unserer Lieben

*) später wurden die sogenannten Nasenzwicker verboten.

Frau bei den Schotten kam es einmal vor, daß der Stiftskapitular und Gymnasialprofessor Dr. Ernst Hauswirth vom Altare das unpassende Benehmen eines jungen milchbärtigen Offiziers rügte, der während des heiligsten Aktes der Messe der Aufwandlung, den Rücken gegen den Altar gekehrt und mit dem Schleppsäbel Uebungen angestellt hatte. Der junge Held, der sein Porte-epée der Protektion einflußreicher Persönlichkeiten verdankt hatte, verließ wuthentbrannt die Kirche halblaut die Worte vor sich murmelnd: „Verfluchter Pfaff, wär' mirs nicht um meine Carrière, ich hätte Dich gelehrt mir einen Verweis zu geben." Vor dem Portale standen die Kameraden des feingebildeten Helden, welchen dieser den Vorfall mittheilte. Aber diese weit entfernt das Benehmen ihres Kameraden zu rügen, lachten laut über diese Heldenthat und bedauerten nur, daß der Herr Lieutenant nicht dem „Pfaffen" sofort mores gelehrt und sein Schwert gezogen habe. Mochte auch der Eine oder Andere im Innern das Geschehene mißbilligen, seiner Entrüstung Ausdruck zu geben, würde er sich gehütet haben, denn der kirchenfeindliche Terrorismus war in der österreichischen Armee jederzeit viel zu groß, um nicht den Bessergesinnten obendrein noch Unannehmlichkeiten zu bereiten. Der erwähnte Vorfall wurde allerdings dem damal'gen Feldbischof Leonhardt mitgetheilt, aber dieser — Gott hab ihn selig! — ein schwacher Herr und in josefinisch-febronianischen Grundsätzen groß gezogen, fand es rathsamer von der Sache „weiter kein Aufsehen zu machen", da die Untersuchung doch zu Nichts geführt hätte, und man den Uebelthäter sicherlich nicht ausfindig zu machen im Stande gewesen wäre.

Unglaube und Verachtung der Kirche und ihrer Institutionen durften offen zur Schau getragen werden, das Gegentheil war verpönt und gefährlich. Welche Anfechtungen und Verdächtigungen mußte nicht der alte, ehrliche FMLt. Baron Mayerhofer erfahren, weil er sich's beifallen ließ, in der Generalsuniform Prozessionen an den Bittagen mitzumachen. Man fand es entschieden „reglementswidrig", daß ein Offizier in Uniform solche kirchliche Feste mitfeierte, wozu er nicht „befohlen" wäre. In Oesterreich sollte der Soldat also „auf Commando" beten, auf Commando beichten und auf Commando auch religiös indifferent sein! Auch das Beispiel des Kaisers fruchtete wenig. Ich erinnere mich, wie einstens dem Kaiser als er aus dem Prater nach seiner Hofburg fuhr, in der Jägerzeile ein Priester begegnete, der die heilige Wegzehrung zu einem Kranken trug. Der fromme Monarch befahl sofort den Wagen halten zu lassen, stieg aus, kniete auf dem Pflaster nieder und betete den Heiland in Brodsgestalten an, ja er begleitete, an den Stammherrn seines Hauses

erinnernd, den Priester bis zur Schwelle der Kirche und ließ sich dort nochmals knieend den Segen ertheilen; ein Akt der Frömmigkeit, ähnlich jenem, den Schiller in seinem „Graf von Habsburg" besungen hat. Ahmten aber etwa die Herren Offiziere das Beispiel ihres obersten Kriegsherrn nach? Mir ist kein solcher Fall, wohl aber das Gegentheil bekannt. Mehr als einmal sah ich Priester mit dem Viaticum in belebten Straßen Officieren begegnen. Keinem fiel es ein stehen zu bleiben, zu salutiren, das Haupt zu entblößen oder gar das Knie zu beugen, wie es der Kaiser gethan, und doch schreibt Alles dies eigentlich das Reglement vor. Freilich, wo der Priester mit dem Sakramente vor einer Wache vorbeizog, da mußte die Mannschaft ins Gewehr treten, niederknieen, „Czako ab" commandirt und eine Ehrenbegleitung von 4 Mann dem Priester bis zum Hause des Kranken zugetheilt werden. So will's das Reglement, so geschah's, aber der einzelne Offizier außer Dienst glaubt die betreffende Vorschrift nach seiner unkirchlichen Neigung deuten zu sollen. Ja, ein dem Kriegsministerium zugetheilter Offizier Hauptmann Posner sollte sogar die Erfahrung machen, daß Farbebekennen in kirchlichen Dingen sogar Rügen nach sich ziehen könne. Demselben wurde einstmals von dem General Schlüter, dem unheilvollen Desorganisator unserer Armee mitgetheilt, daß die übrigen Offiziere an seinem allzu großen kirchlichen Eifer Anstoß nahmen, und „daß es sich für einen Offizier eigentlich auch nicht passe mit Prozessionen zu laufen und mitten auf der Straße niederzuknieen, wenn der Geistliche zum Versehen*) gehe" u. s. w.

Alles dies mag Ihnen vielleicht als kleinlich erscheinen, wo es sich um große Principienfragen handelt, ich jedoch unterschätze die Wichtigkeit dieser Fakten durchaus nicht, weil sie eben den Geist in der österreichischen Armee nach Oben und Unten characterisiren.

Hätten Sie gehört, welche Urtheile Protestanten und zwar gläubige, entschiedene Protestanten über den FMLt. v. Gablenz in Holstein und Schleswig fällten, als dieser bei jeder Gelegenheit seine — gelinde gesagt — Nichtachtung des katholischen Cultus an den Tag legte. Mag Hr. v. Gablenz, wie versichert wird, auch Protestant sein, er fungirte in den Elbeherzogthümern als General eines katholischen Staates, und später sogar als Statthalter und Stellvertreter Sr. k. k. Apostolischen Majestät. Glauben Sie ja nicht, daß Hr. v. Gablenz durch dieses Kokettiren mit Religionsverachtung sich beim holsteinischen Volke Sympathien erworben oder Oesterreich genützt hätte. Die Bevölkerung Schles-

---

*) Wiener Lokalismus für „den Gang des Priesters zu einem Kranken."

wig-Holsteins ist entschieden religiös und bibelgläubig, namentlich die Hauptstadt Holsteins **Kiel** zählt zahlreiche Schüler und Anhänger des frommgläubigen Claus **Harms**. Dort war also das zur-Schau-tragen einer Verachtung religiöser Gebräuche wenig am Platze und das richtige Volksurtheil bezeichnete dieses Gebahren nicht etwa als Liberalismus, sondern als das, was es war, als die leidliche Sucht, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, als Geckenthum der abgeschmacktesten Sorte! Ich selbst hörte später von westphälischen Offizieren sehr scharfe Urtheile über die Haltung, welche Hr. v. **Gablenz** am 28. August 1864 gelegentlich der Feier des Geburtstages des Kaisers Franz Joseph in **Kolding** bei der Feldmesse beobachtete. Während der Priester das heilige Opfer für das Wohl des Kaisers darbrachte, fromme Lieder ertönten und selbst die feindliche Bevölkerung*) von dem ungewohnten Akte tief ergriffen war, unterhielt sich Hr. v. **Gablenz** unausgesetzt ziemlich laut mit seinem Cortège und schenkte dem, was am Altare vorging nicht einmal die geringste äußerliche Aufmerksamkeit. Wie ganz anders war doch — man muß dies um gerecht zu sein, anerkennen — die Haltung der preußischen Offiziere bei solchen Anlässen — und zwar nicht nur der katholischen, sondern auch der protestantischen. Sie schüttelten mehr als einmal die Köpfe, wenn in Gesprächen mit unseren Offizieren religiöse Themata berührt wurden und staunten über die Frivolitäten und den nackten Unglauben, der so häufig von diesen ausgekramt wurde. Und gar erst unsere **Militär-Seelsorge**, wie wurde sie von Katholiken und Protestanten des nördlichen Deutschlands angestaunt und — **nicht** begriffen! Daß der österreichische Feldpater erst den Befehl seines Obersten abwarten müsse, wenn er eine Messe lesen wolle, das war den frommen Rheinländern und Westphalen denn doch zu stark. Dann ist ja eigentlich — meinten sie — jeder Oberst bei euch Feldsuperior und ein Feldbischof oder ein apostolisches Feldvikariat völlig überflüssig. Das sei so — hörte ich oftmals äußern — eine Art Cromwell'sche geistlich-militärische Diktatur, die dem Grundprinzip des Katholizismus widerstreite. Der Geistliche, ob er Ordens- oder Curat- oder Militärpriester sei, habe doch seine Sendung vom Bischofe empfangen und könne daher nur von diesem in rein kirchlichen, in Gewissensangelegenheiten Weisungen erhalten, nicht aber von einem Obersten oder Regimentskommandanten. Jeder Priester sei verpflichtet täglich, wenn nicht eine unabweisbare Verhinderung vorkomme, das hl. Meßopfer Gott dem Herrn darzubringen, der österreichische Feldpriester

*) Kolding liegt in Jütland, an der schleswig'schen Grenze.

dürfe dies jedoch nur mit Genehmigung seines Obersten! Wie nun, wenn dieser Protestant oder was jedenfalls noch viel schlimmer, zwar ein Namenskatholik seiner ganzen Gesinnung nach, aber ein Feind der Kirche und kirchlichen Uebungen ist? Dann kann es wohl passiren, daß der arme Feldpater höchstens an einem Sonntage die Genehmigung zur Abhaltung der hl. Messe erhält und wer bürgt dafür, daß nicht auch am Sonntage noch eine „dienstliche Verhinderung" eintrete? „Herrendienst geht vor Gottesdienst!" Dieses sclavisch-servile, unchristlich-frivole Wort ist ja stets der oberste Glaubenssatz der meisten unserer Armeeführer gewesen. Haynau und Welden, Grünne und Kempen, Gablenz und Benedek, sie alle sonst grundverschieden in ihren Anschauungen und Gesinnungen, stimmten doch hierin vollkommen überein. Nur Radetzky und Windisch-Grätz dachten über die geistigen Bedürfnisse ihrer Soldaten höher und besser. Trotz Concordat und der wahrhaft katholischen Gesinnung der Mehrzahl der Mitglieder des kaiserlichen Hauses hätte doch ein Kriegsheld von der tiefen Frömmigkeit Ziethens am österreichischen Hofe und in der österreichischen Armee gewiß noch mehr Anfechtungen und Feindseligkeiten erfahren müssen, als jener frommgläubige Haudegen einst an dem von Voltairés Geist erfüllten Hofe Friedrich des Großen von Preußen! Von letzterem König wissen wir ja, daß so sehr er bisweilen sich im Spotte über kirchliche Dinge und religiöse Angelegenheiten erging*), nichts destoweniger jedoch niemals in der Armee dergleichen Spöttereien und Verletzungen katholischer Gefühle duldete. In diesem Punkte ging man in Preußen gegen die Katholiken in der That zu allen Zeiten schonender und rücksichtsvoller zu Werke, als bei uns im katholischen Oesterreich. Es ist bekannt, daß am Morgen des 5. Dezember 1757 die Colonnen Friedrich des Großen auf dem Marsche fromme Lieder mit Feldmusik angestimmt hatten und Friedrich einem Commandeur, der den König fragte, ob die Soldaten schweigen sollten die Antwort gab: „Nein, laß Er das, mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen." Wie scharf kontrastirte doch mit diesem Verhalten des preußischen Heldenkönigs die Haltung des österreichischen Heerführers vom vorigen Jahre des Helden Benedek, welcher den Soldaten der Nordarmee nicht einmal Zeit zur Verrichtung der österlichen Beichte und Communion gönnte (etwas in Oesterreich Unerhörtes!) die Ertheilung der Generalabsolution vor Beginn der Schlacht verbot und den übermüthigen, von ebenso geringer

*) Nach der Schlacht von Kollin ließ allerdings die Skepsis und der atheistische Witz des großen Königs ein wenig nach!

Bildung als Taktgefühl zeigenden Grundsatz aufstellte, daß das „Reglement der Katechismus des Soldaten" sein müsse! Und wo blieb der Protest des Feldbischofs gegen dieses übermüthige demoralisirende Vorgehen des obersten Armee-Commandanten? Herr Dr. Dominik Mayer schwieg da, wo er — reden mußte. Uns wenigstens ist nichts bekannt, daß das ungeziemende Benehmen Benedek's, dessen Lorbeer bald nachher so völlig entblättert werden sollte, von irgend einer Seite eine Verurtheilung oder Rüge gefunden hätte. Von katholischer Seite wurde bisher über diese dem vorjährigen unglücklichen Feldzuge vorangegangenen Vorspiele, sowie über manche Vorkommnisse in hohen leitenden Militär- und Regierungskreisen geschwiegen, heute jedoch wo man bei uns jede Rücksicht über Bord geworfen und mit Allem was „Katholisch" heißt entschieden gebrochen hat, — wie ja die Herrn des Hell'schen Preßbureaus tagtäglich versichern, — glauben auch wir aller Rücksicht ledig zu sein und unseren Glaubens-Genossen im Auslande nicht länger vorenthalten zu sollen, wie es bei uns zu Hause bestellt ist, was wir täglich dulden und leiden, uns von allen Seiten gefallen lassen müssen, und was wir in nächster Zeit noch Schlimmeres zu erwarten haben. So sei denn auch offen und freimüthig dem Schmerze und der tiefen Trauer glaubenstreuer Katholiken hiermit Ausdruck gegeben, daß selbst von Mitgliedern des frommen altkatholischen Hauses Habsburg-Lothringen mehrfach Gesinnungen ausgesprochen und bethätigt wurden, die mit den Traditionen des Hauses, ja selbst noch mit den letzten Decennien in vollem Widerspruche stehen. Mußte es schon im Jahre 1861 jeden Katholiken mit Staunen und Verwunderung erfüllen, daß Se. apostolische Majestät unser allergnädigster Kaiser an die in Hannover tagende Generalversammlung des Gustav Adolf-Vereins ein Telegramm richten ließ, durch welches der Gustav Adolf-Verein eingeladen wurde, in Wien, der altkatholischen Hauptstadt Oesterreichs seine nächste Generalversammlung abzuhalten, (!!) so haben wir uns seit dem Tage dieser merkwürdigen Einladung noch an ganz andere Dinge gewöhnen müssen. In jenem Telegramme erkannten wir die leitende Hand des damaligen Ministers v. Schmerling — jener glücklich überstandenen staatsmännischen Größe — dem es darum zu thun war auch den Gustav Adolf-Verein nach Wien heranzuziehen, um sein baufälliges Verfassungswerk mit neuem Flitter aufputzen und dem deutschen Auslande über den Liberalismus und die konstitutionellen Fortschritte Oesterreichs Sand in die Augen streuen zu können. Das hätte dem redelustigen großen Staatsmann wieder eine Gelegenheit geboten, seine abgeschmackten lächerlichen, rhetorischen Künste an den Mann oder an die

Männer zu bringen, denn Schmerling konnte ohne Festreden nicht leben. Turner-, Schützen- und Sängerfeste waren sein Element, da öffnete er weit den Mund und kramte seine politische Weisheit — will sagen Phrasenreichthum — aus, da ward seiner maßlosen Eitelkeit wohl und jedenfalls hat er als Festredner und Toastspender Unsterblicheres geleistet, als im Staatsministerium. Die Männer des Gustav Adolf-Vereines hatten jedoch mehr Takt als der katholische Minister Oesterreichs und verzichteten auf das Vergnügen bei „Schwender" oder beim „Sperl" mit Backhühnern, Strauß'schen Tänzen und Schmerling'schen Toasten abgefüttert zu werden, diesem als lebende, wandelnde Reclamen zu dienen und sich vor ihren eigenen Glaubensgenossen lächerlich zu machen, denn, daß Wien trotz Schmerling und Judenpresse kein Tummelplatz für protestantische Propaganda-Interessen ist, das wußten die HH. Schenkel, Dittenberger, Krause u. s. w. ganz gut. Es wäre übrigens gar zu interessant gewesen, wenn man etwa Jene, die sich nach dem Schwedenkönig Gustav Adolf nennen, der als Feind Oesterreichs in Deutschland einbrach, um dem Hause Habsburg und der katholischen Kirche für immer ein Ende zu machen, in der Kaiserburg zu Wien zur Audienz zugelassen hätte, um für die Einladung den Dank auszudrücken! Die Gustav Adolf Männer in der Burg Ferdinand II., Maria Theresias und Franz Joseph's! Ahnte Herr Schmerling in seiner aufgeblasenen Eitelkeit wirklich das Widersinnige und Verletzende einer solchen Entrevue wirklich nicht. Oder war es ihm nur um einen dramatischen Effekt um eine Versöhnungs-Comödie zweier feindlicher Prinzipien zu thun? Wäre dadurch der historische Gegensatz zwischen Habsburgerthum und Gustav Adolfthum abgeschlossen, und die Kluft, die Deutschland in konfessioneller Richtung trennt, ausgefüllt worden, wenn man etwa das Koller, welches der Schwedenkönig in der Schlacht bei Lützen getragen hat und in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien verwahrt wird, als Reliquie in Prozession durch die Strassen der Stadt getragen hätte? Wir glauben vielmehr, daß in diesem Falle Ferdinand II. sich über seine ungerathenen, aller Geschichte und Tradition Hohn sprechenden Enkelsöhne, über die Staatsmänner Neu-Oesterreichs in seiner Gruft herumgedreht, und das historische Crucifix in der Hofburgkapelle noch einmal die Hand erhoben und gesprochen haben würde.

Sollte in dem Hirnkasten des damaligen Staatsministers wirklich eine solche Idee gespuckt haben! Doch was nicht ist, kann noch werden. Hat der Vorstand des Gustav Adolf-Vereins es damals vielleicht noch „zu früh" gefunden, Wien mit seinem Monstre Besuche zu beehren, so werden wir vielleicht in wenigen

Jahren „so weit" sein, um die Herren aus dem Reich in den Mauern Wiens zu sehen. Wird ja doch bei uns ein ganz neuer Grund und Boden gelegt, greift ja doch der Geist der den Schwedenkönig der katholischen Kirche gegenüber erfüllte, täglich in den hohen Regionen mehr um sich, und besitzen wir ja doch wieder einen ersten Minister, der es liebt, häufig und breit zu sprechen, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit Toaste zu bringen, und der auch das Vereinsleben in sein Herz geschlossen hat. Leipzig und Dresden, wo unser gegenwärtiger Herr Reichskanzler als ungebetener Gast sich an die Turner- und Sänger-Fest-Tafeln herandrängte und so schwungvoll poetisch die „Macht des deutschen Liedes" pries, lassen uns in dieser Beziehung das Schönste erwarten.*)

Aehnliche „protestantische Sympathien" wie Hr. v. Schmerling sie theilte, sprach auch ein Mitglied der kaiserlichen Familie der frühere Minister-Präsident Erzherzog Rainer, ein Vetter des Kaisers aus. Als im Jahre des Heils 1862 die ehemals katholische Schwarzspanier Kirche in eine protestantische Garnisonskirche umgewandelt und mit fast demonstrativem Pompe in Anwesenheit aller (auch der katholischen) Generale und Minister eingeweiht wurde, verfehlte man nicht auch den als „liberal" und entschiedenen Anhänger Schmerlings bekannten Erzherzog Minister-Präsidenten zu dieser Festlichkeit einzuladen. Der Erzherzog empfing die Deputation mit dem „ausserordentlichsten Wohlwollen" — wie seinerzeit berichtet wurde, — drückte seine lebhaftesten Sympathien für die neue Kirche und deren Zwecke aus und versicherte den protestantischen Feldprediger Szeberiniy, daß er ausserordentlich gerne persönlich sich einfinden würde, wenn nicht gewisse Rücksichten, über welche hinauszusetzen nicht in seiner Macht liege (!!) ihn zu seinem tiefsten Bedauern daran verhindern würden. Er habe kürzlich auch nicht der Weihe der (katholischen) Altlerchenfelderkirche beigewohnt, und man würde ihm daher sein Erscheinen von gewisser Seite (!) doppelt verargen. Die Deputation möge jedoch überzeugt sein, daß er, wenn auch nicht persönlich, doch „im Geiste" der Feier anwohnen werde. Schließlich bat der kaiserliche Prinz Hrn. Szeberiniy ihm eine Abschrift der bei dieser Feier abgehaltenen Weiherede zukommen lassen zu

*) Das für nächsten Sommer in Wien projectirte deutsche Bundesschießen dürfte falls es noch zu Stande kommt und nicht durch ein ganz anderes ernsteres Knallen vereitelt wird, unserem großen Staatsmann manche schöne Gelegenheit bieten, sein Licht leuchten und seine Redekunst bewundern zu lassen. Für gute Bewirthung der deutschen Schützenbrüder und feurige Weine wird ja der „allezeit bereite" Wiener Gemeinderath schon Sorge tragen. „Wir habens ja! s'Geld ist ja da!

wollen, was denn auch später wirklich geschah und soll Erzherzog **Rainer** sehr erbaut von dem Geiste derselben gewesen sein! —

Nicht minder überraschte kürzlich die Anwesenheit der Herren Erzherzoge **Albrecht** und **Wilhelm** in der ersten Wiederaufführung des berüchtigten, vor acht Jahren auf Beschwerde des fürsterzbischöflichen Consistoriums verbotenen Stückes „Mönch und Soldat." Die von den Juden der Leopoldstadt und anderem Gesindel angezettelte Demonstration gewann natürlich durch die Anwesenheit zweier kaiserlicher Prinzen, wovon der eine das Amt eines Hochmeisters des deutschen Ordens bekleidet, also eine halbgeistliche Person ist, noch an Bedeutung und verfehlte die kirchenfeindliche Presse auch nicht diesen Umstand gehörig auszubeuten. (Ob wohl beide hohe Herren auch einem Stücke beigewohnt haben würden, in welchem der Soldatenstand so schonungslos herabgewürdigt werden würde, als in diesem sauberen Produkte der Priesterstand?!)

Höchst schmerzlich muß es ferner den katholischen Sinn der alten Wiener berühren, seit einer längeren Reihe von Jahren bereits die Theilnahme Ihrer Majestät der Kaiserin an der Frohnleichnamsprozession zu vermissen. Das Zusammenschrumpfen dieser einst so großartigen weltberühmten Prozession in Wien von Jahr zu Jahr ist so recht ein Bild des Sinkens katholischer Gesinnung und katholischen Lebens in der österreichischen Kaiserstadt. Wer erinnert sich nicht mit Wehmuth, wie diese Feier bis zum Jahre 1848 hier begangen wurde, wer weiß nicht wie überwältigend der Eindruck selbst auf Nichtkatholiken war. Und heute ist es nur noch ein Hoffest, dem seit vielen Jahren auch der Glanz des Damen-Cortèges abhanden gekommen ist. Von der Begleitung der Zünfte und Innungen mit ihren sinnigen Emblemen und Fahnen — dem eigentlich bürgerlichen Elemente des Zuges — ist keine Spur mehr vorhanden; es gibt ja keine Zünfte mehr und eine **freiwillige** Theilnahme der ehemaligen Meister und Gesellen paßt weder zu den liberalen Anschauungen unserer Zeit, noch in den Rahmen des Programms, das von der Hofbehörde — nicht von dem erzbischöflichen Ordinariate — entworfen und ausgegeben wird. Die Frohnleichnamsprozession Wiens ist ein Hoffest, eine Hofceremonie geworden, der Cortège des Hofes nimmt daran Theil „auf Befehl," gleichwie er an jedem Hoffeste, — Concerten oder Bällen — theilnimmt. Je knapper, je kürzer die ganze Feier ist, desto besser. Lange Kirchenfeierlichkeiten liebt man heute nicht mehr. In diesem Jahre schritt fast unmittelbar hinter dem das Venerabile tragenden Fürst-Erzbischof und dem apostolischen Kaiser der **protestantische** Reichskanzler, dessen ewig lächelnde Miene an diesem Tage noch

auffallender erschien. Sein Gesichtsausdruck kam uns vor als wollte er zu den ihm befreundeten liberalen Zeitungsschreibern sagen: Kinder nehmt mir's nicht übel, laßt mir's nicht entgelten; denn ich muß ja, der Hofdienst verlangt es von mir! Entschuldigt mich und — lächelt mit mir! Und beim Hochamt im St. Stephansdome, als bei der Aufhebung der heil. Hostie und des Kelches mit dem consecrirten Weine Alles in die Knie sank, vom Monarchen bis zum gemeinen Soldaten, zum frommen Bäuerlein, das aus der Umgebung nach der Stadt geeilt war, um die Herrlichkeiten zu schauen, blieb Herr von Beust allein aufrecht „kerzengerade", wie am anderen Tage die Journale mit großer Befriedigung meldeten — stehen und neigte nur ein Bischen das Haupt. Hier haben Sie ein Bild des katholischen Oesterreichs. Der protestantische Minister Bruck machte im vorigen Decennium noch die Knieverbeugung mit, da er, wie er einmal zu dem Superintendanten Franz in Wien äußerte, nicht Aergerniß und Aufsehen erregen wollte*). Heute jedoch hält der erste Minister Oesterreichs dies für überflüssig. Er setzt sich über die Etikette hinaus und kehrt im altehrwürdigen Stefans-Dome in der unmittelbarsten Nähe des Kaisers demonstrativ den Protestanten hervor!

Der Protestant Beust hinter dem Sanctissimum und die Kaiserin — fehlt. Fürwahr Stoff genug für den Katholiken zu düsteren Betrachtungen. Seit acht Jahren hält sich die Kaiserin von dem Frohnleichnamsfeste ferne, ohne durch körperliches Unwohlsein oder sonstigen Anlaß hierzu bemüssigt zu sein. Es liegt uns ferne, persönliche Handlungen allerhöchster Herrschaften zu kritisiren, aber wir meinen, daß selbst, wenn die wenigen Stunden an dem einzigen Tage im Jahre, wo es gilt das Lob des Herrn laut in den Straßen zu verkünden, lästig und beschwerlich fallen würden, man doch dies kleine Opfer nicht scheuen sollte. Sind ja doch hohe Herrschaften mehr als einmal im Jahre bemüssigt, ganz andere, mehr Zeit und Gesundheit raubende Opfer der strengen Etikette und der Hofsitte bringen zu müssen!

Auch bei anderen Gelegenheiten zeigt sich so recht das Abnehmen katholischer Gesinnung und kirchlichen Eifers in hohen und mittleren Kreisen. Wer den am 2. Juli v. Js. — einen Tag vor der unglücklichen Besiegung des Reiches bei Sadowa — abgehaltenen Bittgang nach der Gnadenkirche Maria Hilf, welcher bekanntlich veranstaltet wurde, um den Sieg für die

---

*) Wenn ich den Judentempel besuche, werde ich meinen Hut aufbehalten, in der Moschee die Schuhe ausziehen, warum also soll ich gerade in der katholischen Kirche mich dem Gebrauche widersetzen, waren Brucks Worte.

kaiserlichen Waffen zu erflehen ꝛc. mitgemacht und mit ähnlichen Feierlichkeiten früherer Jahre verglichen hat, wird nicht umhin können, meine Ansicht zu theilen. Zur Zeit der Napoleonischen Kriege ließ es sich der alte fromme Kaiser Franz I. nicht nehmen, persönlich im einfachen Kleide des Bürgers an der Spitze der frommen Beter nach dem Gnadentempel der „Hilfe der Christen" zu schreiten und nach beendetem Bittopfer wieder nach dem Dome die Prozession zu begleiten.

Im Jahre 1859 bemerkte man noch unter den Theilnehmern die Minister Bach, Thun, Toggenburg, hohe Würdenträger des Hofes, die Spitzen der Behörden. Bei dem letzten Bittgang im vorigen Jahre jedoch war kein einziger Minister zu schauen, nur das fromme Elternpaar des Kaisers scheute weder Wind noch Wetter und machte nach alter frommer Wiener Sitte zu Fuß den Bittgang mit. Ihre Schuld war es gewiß nicht, wenn der Allmächtige in seiner unerforschlichen Weisheit sich nicht bewogen fand, die frommen Bitten der gläubigen Menge zu erhören und unseren braven — aber schlecht geführten — Soldaten den Sieg zu verleihen!

Mögen Sie mich nicht mißverstehen, wenn ich solche Facta anführe, die vielleicht manchem von geringem Gewicht erscheinen dürften. Glauben Sie mir, diese kleinen Vorfälle kennzeichnen die Stimmung und Situation im Großen und Ganzen. So ist es bei uns nicht erst heute, so war es selbst unter der sogenannten Herrschaft des Concordats. Die Frage, ob dieser Vertrag Kirche und Staat Segen gebracht hat, wird heute von verschiedener Seite vielfach ventilirt. Ich erlaube mir die Frage dahin zu beantworten, daß dies unbedingt der Fall gewesen sein würde, wenn man den Vertrag ehrlich und getreu ausgeführt und mit christlicher Klugheit aus der grauen Theorie in das lichte Leben der Praxis eingeführt hätte. Wer aber möchte wohl behaupten, daß solches geschehen ist? Vom ersten Anfang an wurde an dem Buchstaben des Vertrages gedeutelt und gedreht, und dem vom Kaiser Gegebenen wurden von der Bureaukratie möglichst schnell wieder Hindernisse allerlei Art in den Weg gelegt. Auch die Ausführung des Concordates von Seite des Episkopates hätte vielleicht in mancher Beziehung anders geartet sein dürfen. Man mißdeute unsere Offenheit und Freimüthigkeit nach allen Seiten hin nicht. Wir gestehen offen, daß wir manches Vorgefallene stets als überflüssig und verfrüht betrachtet haben, während wir manchen ersprießlichen Act vermißten. So hat die so hastig und ohne zwingende Nothwendigkeit in der Wiener Erzdiözese und in den beiden derselben untergeordneten bischöflichen Diöcesen (Linz und St. Pölten) eingeführte Friedhoftrennung sehr viel böses Blut gemacht, und der Kirche

mehr geschadet als genützt. Wo, fragen wir, lag der Nutzen derselben? Etwa, daß wir den wenigen bis dahin kaum beachteten und ruhigen Protestanten dieser Diöcesen zu einem wohlfeilen Martyrium verholfen, daß man die katholische Kirche und ihre Diener bei der großen Menge „unpopulär“ machte, daß wir den in diesem Falle nicht ganz ungerechtfertigten Vorwurf der Härte und Intoleranz auf uns luden und den bis dahin schlummernden protestantischen Agitatoren, den HH. Porubßky, Schenker, Saft ꝛc. den Boden ebneten? Man mußte die Stimmung der Reichshauptstadt kennen um eine solche Radikalmaßregel bedenklich — wenn nicht gar gefährlich — zu finden. Im Clerus selbst erregte sie Bedenken, unter der Mehrzahl der Laien Erbitterung und Opposition! Warum wartete man nicht wenigstens ein Decennium ab, warum gab man den schon damals wühlenden und wüthenden Concordatsstürmern so scharfe Waffen in die Hand? Unsere Sache ist es nicht, über Geschehenes oder gar über bischöfliche Maßregeln zu richten, wir sprechen nur die subjective Meinung aus, daß wir es fast lieber gesehen hätten, wenn die Kirchengewalt damals auf die Durchführung der Friedhofstrennung verzichtet und der Staat damals etwa das Protestantenpatent (das später — am 8. Februar 1861 — erlassen wurde) gegeben hätte. In des viel verkannten Grafen Leo Thun Absichten war die Durchführung einer derartigen — jetzt doch allenthalben unvermeidlichen — Parität gelegen, wer aber war es, der diese vereitelte? Die Bureaukratie, der verknöcherte Staatsrath und ein Theil der Hofkamarilla, welcher jedes kirchliche Leben, jede Aeußerung der wieder erwachten religiösen Gesinnung zuwider war. Die Kirche hätte gewiß nichts gegen ein solches Gesetz einzuwenden gehabt, sowenig als sie im Jahre 1861 der Regierung Hindernisse in den Weg legte, und so gewiß nicht, als sie freilich heute gegen Mühlfeld’sche Edikte und gewisse Ausschußentwürfe mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auftreten und den Kampf bis auf den letzten Mann durchfechten muß. Die im Jahre 1859 in Leipzig (Verlag von W. Engelmann) erschienene Schrift „Kirchliche Zustände in Oesterreich unter der Herrschaft des Concordates“ deren Verfasser wir sehr nahe stehen, enthielt vieles, sehr vieles Treffliche und verdient heute noch gelesen zu werden. Leider hat man die wohlmeinende, warnende und beschwörende Stimme nicht beachtet, sondern stillschweigend ignorirt. Heute scheint es fast zu spät für manche in derselben ertheilten Rathschläge, die Concordatsstürmerei hat seither zu rapide Fortschritte gemacht. Was Goluchowsky nicht wollte, Schmerling nicht wagte, das kann heute Herr von Beust! Wir stehen am Ende des Concordates, das heute bereits durch-

löchert ist und nur noch formell fortbesteht und über dessen einseitige, gewaltsame Beseitigung durch die Staatsgewalt jetzt wohl kaum mehr Jemand im Zweifel sein dürfte. Die letzte Stütze, die Vertragstreue und der unbiegsame Sinn des Kaisers scheint gebrochen, eine Umwandlung und Sinnesänderung hat sich selbst in den Hofkreisen vollzogen. Täuschen wir uns nicht darüber, eine vor wenigen Wochen vom Monarchen empfangene Monstre-Petition von Hunderttausenden, geführt von hohen Adeligen, Volks- und Gemeindevertretern, welche für Aufrechthaltung des Concordates in die Schranken trat, hat hierüber die unzweifelhaftesten Aufschlüsse erhalten. Beust selbst sprach es hohen Personen kürzlich aus, daß Oesterreich aufgehört habe ein „katholischer Staat" zu sein und er that den Ausspruch mit einer gewissen Befriedigung. Wenn seine Gemahlin im St. Stefans-Dome für den Papst Peterspfennige sammelte, so darf man einer solchen theatralischen Episode kein Gewicht beilegen. Die Dinge liegen nun klar bei uns. Jeder Tag bringt neue Verhöhnungen der Kirche und jeder katholischen Kundgebung. Straflos gehen die ärgsten Schmähungen aus. — Sogar die unsittlichsten, schmachvollsten Pamphlete des ehrenwerthen Gemeinderathes Much, der selbst eine öffentliche Person auf Kosten des Clerus besingt, finden einen freisprechenden Richter. Dagegen erscheinen täglich pflichtgetreue katholische Priester der Ruhestörung angeklagt, vor den Schranken der Gerichte und werden in allen Fällen zu Gefängnißstrafen verurtheilt.*) Wo gibt es bei uns heute mehr Recht und Gerechtigkeit? Bald wird der wahre glaubenstreue Katholik in Oesterreich der Paria sein, den jeder ungestraft zu Tode prügeln darf. Die Mönche, die im Leben gehaßt und verlästert werden, sind auf den Bühnen der Theater, die nur mehr der rohesten Sinnlichkeit und den frivolsten Lastern fröhnen, täglich gern gesehene Gäste. Schon folgen in dem von dem Juden Ascher mit dem Gelde

*) Der Münchener „Volksbote" enthält in Nr. 7 folgende Notiz: In Oesterreich, wo der Liberalismus jetzt in voller Blühte steht, zeigt er sich in seiner schönsten Beleuchtung den „Pfaffen" gegenüber. In Ungarisch-Hadrisch stand am 28. Dez. v. Js. der Dekan Habrus vor Gericht wegen „Schmähung und Aufreizung zum Hasse gegen den Reichsrath" und wurde auch richtig zu 8 Tagen Arrest verurtheilt. In der Olmützer Diöcese werden jede Woche 2 bis 3 Geistliche wegen ihrer Predigten vor Gericht citirt. In Altlubitz wurde gar ein Pfarrer wegen „falscher Vorhersagung"(!) verurtheilt. In Hotzenplotz wurde der Pfarrer, weil er eine Aufforderung zur Unterschrift für die Konkordatsadresse ins pfarrliche Meldebuch schrieb, und der Cooperator, weil er die Aufforderung auf der Kanzel verlas, verurtheilt. In Tropau sind allein 8 Pfarrer wegen ähnlichen „Verbrechen" in Untersuchung. 2c. 2c. (Tapfer sind sie schon diese Liberalen, wenigstens gegen Geistliche, wie anderwärts auch! In Oesterreich kanns ja da gar nicht mehr fehlen.)

einiger jüdischer Banquiers gepachteten Carltheater demnächst weitere Stücke im Genre des „Mönch und Soldat.*) Bald werden die Comödien eines Bahrd, bald das vom Jahre 1848 her bekannte: „Keine Jesuiten mehr!" bald „Gustav Adolf" und vielleicht auch Klingemanns „Martin Luther" folgen. Ein ähnliches Stück florirt ohnehin bei uns schon längst — ich meine: „die Freiheit in Krähwinkel!"

Die Bande der Ordnung sind so ziemlich gelöst und die Behörden sehen dem Thun und Treiben in Theatern, Wirthshäusern, Volks- und Gemeindevertretungen mit stummer Resignation entgegen. Die Zustände erinnern lebhaft an die Sturmtage Mai bis November 1848! Wohin ist der Amtseifer, die zarte Bevormundungssorgfalt der HH. Strobach, Janotta, Strehle &c. gekommen? wohin sind ihre stets rapportirenden Spürnasen gerathen? Herr v. Strobach studierte kürzlich in Berlin Polizeizustände! Wie müssen ihm gegenüber der straffen Ordnung der preußischen Hauptstadt unsere Zustände anarchisch erschienen sein!

Was aus unseren Zuständen sich entwickeln soll, welcher Zukunft wir entgegensehen? wer weiß es, wer kann es mit Gewißheit voraussagen, wer wäre vermessen zu prophezeien? So viel ist gewiß, wir stehen am Vorabende entsetzlicher Zeiten, die Tage der ersten französischen Revolution spiegeln sich fürchterlich in unseren Zuständen ab, den Bastillensturm haben wir schon durchgemacht, die Necker Epoche und die Notabelnversammlung ist ebenfalls schon durchgekostet — was noch kommt, weiß nur Gott der Allwissende.

Meine Aufgabe war es nur, Ihnen in scharfen Contouren die heutige Situation unseres armen, vielgeprüften Oesterreich's zu zeichnen. Ich habe diese Aufgabe erfüllt. Schlüsse hieraus zu ziehen, überlasse ich Anderen. Wir wollen wirken und handeln, wie es in unseren Kräften steht und auf Gott vertrauen, der Oesterreich schon aus so vielen gewaltigen Stürmen gerettet hat, und der allein im Stande ist, uns aus dieser fürchterlichen Situation zu befreien. Unsere Parole ist: **Ausharren!** Unsere Loosung:

Wenn Gott mit uns, wer vermag Etwas gegen uns?!

---

*) Man bereitet dort das verwerfliche Lustspiel: „Die Mönche" von Tenelle vor.

Schlußwort des Verfassers.

Wir waren in den vorstehenden Kapiteln bemüht, die Lage der katholischen Kirche in den verschiedenen deutschen Staaten zu schildern, und haben zum Schlusse noch einen hochverehrten geistlichen Würdenträger in Oesterreich sprechen lassen, womit dem Eintritt des neuen Jahres auch die neue Aera durch das sogenannte parlamentarische Ministerium einen prägnanten Ausdruck erhalten hat. Daß der treue Anhänger der Kirche in diesem Augenblick auf Oesterreich mit den schmerzlichsten Gefühlen blicken muß, wird jeder Leser mir zugeben. Allenthalben drohen Stürme, aber die heftigsten, fürchterlichsten und in ihren Folgen ganz unabsehbaren stehen demnächst in Oesterreich bevor. Das Unglaublichste, Unerwartetste und Unbegreiflichste ist Thatsache geworden. Oesterreich, das letzte feste Bollwerk des Katholizismus ist am besten Wege in Haupt und Gliedern dekatholisirt zu werden. Die „apostolische Majestät" dieses Landes hat ihre Sanction zur Inaugurirung einer Politik ertheilt, welche über kurz oder lang auf die Wege Victor Emanuels führen muß! Träumen wir? Wachen wir? Oder ist es nicht so? Liegen nicht die Allerhöchsten Handbillets des Kaisers an die Hauptmatadoren der Fortschritts- und Concordats-Sturm-Partei, die Herren Giskra, Berger, Hasner, Brestel, Herbst, vor uns, wodurch diese zu Räthen der Krone ernannt und ihnen nebst mancherlei huldvollen Auszeichnungen die wichtigsten Ministerien anvertraut werden? Es ist kein Sylvesternachtstraum, es ist volle Wahrheit. Oesterreich, das verachtete, geschmähte, von den Juden und der corrumpirten Presse an den Rand des Abgrundes gebrachte, wird von der glaubens- und vaterlandslosen Partei aller Länder plötzlich über alles Maaß gepriesen. Bald wird es der konstitutionelle Musterstaat (!) Europas sein und selbst England in den Schatten stellen. Das Alles hat der große Zauberer Beust in wenigen Monaten vermocht. Eine friedliche, ruhige Revolution von Oben, ein totaler Umsturz Alles Bestehenden wurde von ihm zu Stande gebracht. Dem Ausländer, dem Protestanten gelang es, was noch keinem seiner Vorfahren gelungen, den Monarchen gänzlich umzustimmen und den

radicalen Helden des Jahres 1848 zur Herrschaft zu verhelfen. Heil ihm, dem ersten Minister in Oesterreich, der Etwas Ordentliches zu Stande gebracht! ruft jetzt der Radicalismus aller Länder. Fürwahr, Beust verdient dieses Lob.

Mit Mephisto scheint der Herr Reichskanzler die Ansicht zu theilen:

„Alles, was besteht
Ist werth, daß es zu Grunde geht!"

Schon ist allem Bestehenden der Krieg bis aufs Messer angekündigt. Die obligatorische Civilehe, die gewaltsame Trennung der Schule von der Kirche werden kaum mehr einige Monate auf sich warten lassen. Nicht vergeblich hat Papa Mühlfeld schon vor Jahren sein famoses Religions-Edict ausgearbeitet. Bald wird es in Oesterreich Gesetzeskraft erlangen und die Unterschrift Franz Josefs, des geborenen Schützers und Hüters der heiligen Kirche erhalten. Auf die einseitige Zerreißung des Concordats in tausend Fetzen, auf den unerhörtesten schreiendsten Rechtsbruch, der noch jemals in Oesterreich vorgekommen, wird gar bald die Beraubung der Kirche, die Antastung des Kirchengutes folgen. Schon tritt die Frage in der Tagespresse in den Vordergrund und wird nicht mehr so leise wie noch vor einigen Monaten, sondern ziemlich unverblümt ventilirt. L'appetit vient en mangeant! Man wandelt ja auf Victor Emanuel-Cavour'schen Wegen. Der große Beust hat nicht bloß von Louis Napoleon und Graf Bismarck, sondern auch von Cavour gelernt, obwohl er als Rathgeber des Sachsenkönigs Cavour's Schöpfung lange nicht anerkennen wollte. Oder male ich wieder zu schwarz, zu tendenziös, zu österreichfeindlich? Was bedeutet ein Ministerium Giskra, Berger, Herbst? Die Namen dieser Männer sind in der That ein ganzes Programm! Prononcirtere Parteimänner hätte Hr. v. Beust wohl nicht finden können. Vermissen wir auch zwei Namen in der Ministerliste, das große Ebenbild Louis Napoleons, den seit Salzburg weltberühmten Herrn Alexander Schindler und den Vater des Religions-Ediktes Dr. Mühlfeld, so mag dies weniger auf einem Vergessen oder Verkennen der Verdienste dieser Ehrenmänner, als vielmehr auf dem Umstand beruhen, daß nicht mehr Portefeuilles zu verleihen waren und die Beute bereits seit Monaten vertheilt war. Wer zuerst kommt, — heißt es auch hier — mahlt zuerst oder wird zuerst Minister. Nun, die Staathalterposten, die einträglichen Unterstaatssekretär-, Sectionsraths- und Hofraths-Stellen werden den Vergessenen noch einigen Ersatz bieten können, denn daß man mit den alten verknöcherten Bureaukraten, den „ererbten Uebelständen" diesmal total aufräumen werde, läßt sich denken.

Herr v. Schmerling, der Leisetreter, wagte dies nicht und wollte es nicht. Er war ja selbst noch ein Stück der guten alten Bureaukratie und war mit den ihm untergebenen und zugetheilten Herren alt geworden und liberal (!) d. h. antikatholisch geblieben! Was kümmern aber das neugebackene Advokaten- und Professoren-Ministerium zwanzigjährige Dienstzeit, Avancement, Verdienst um den früheren Staat und Aufopferung von Zeit und Leben der ihnen jetzt überlieferten Beamten! „Radikal muß aufgeräumt werden!“ schreien die Blätter im Chorus, und die Minister werden sich's wahrlich nicht zweimal sagen lassen, diesen berechtigten Wunsch der die öffentliche Meinung vertretenden Tagespresse zu erfüllen. Man kann ja allenfalls die altgedienten Herren pensioniren, das Geld ist ja da, und wenn der Staatssäckel leer ist, nun, da schreitet man zu Anlehen. Freund Plener ist ja auch wieder im Anzuge und der versteht es, Anlehen zu contrahiren. Und gar erst der neue Finanzminister Brestel! Wie viel Anlehen hat der gute Mann schon in seinem Leben kontrahirt?

Dem neuen Oesterreich der Herren Giskra, Berger, Herbst wer sollte diesem nicht seinen letzten Groschen borgen? Die österreichische Bureaukratie erntet nun, was sie seit Jahrzehnten gesäet hat und muß nun die Suppe aufessen, die sie unter Bach und Kempen, unter Schmerling und Goluchowsky eingebrockt hat. Es mag für viele wirklich verdiente brave Beamte schmerzlich sein, aber die Nemesis ist nicht zu verkennen. Wer weiß, ob nicht die Reihe auch noch an andere Leute kommt?

Ein Ministerium Giskra, Berger, Herbst! Wer auch nur oberflächlich sich mit den Zuständen des Kaiserstaats beschäftigt hat, dem wird die frühere politische Thätigkeit dieser Herren erinnerlich sein! Giskra und Berger, die radikalsten Linkshelden der Paulskirche 1848. Giskra, der Verbrenner des Hye'schen liberalen Preßgesetz-Entwurfes und heute der Verdränger Hye's, obwohl letzterer es doch wahrlich niemals daran fehlen ließ, in allen Farben von der ultrareactionärsten bis zur prononcirtest liberalen zu schillern! Giskra, der von Bach Gemaßregelte, nicht einmal zur Advocatur zugelassene, von der Polizei Kempens verfolgte, im schwarzen Buche dick angestrichene, verdächtige und incriminirte Rechtsconcipient, heute der Amtsnachfolger Bach's, der Besitzer des eisernen Kronen-Ordens zweiter Classe! Quae mutatio rerum!

Wer erinnert sich nicht der zermalmenden Rede Giskras gegen das Concordat noch unter Schmerlings halbliberalen Staatsregime und wer nicht der immer wiederkehrenden kaustisch witzigen Angriffe Bergers gegen Orden und kirchliche Congregationen gegen das Ordinariat und kirchliche Behörden und Institutionen? Wie

herrlich wird sich Bergers gewürzte schlagende Rhetorik, seine schonungslose Satyre von der Ministerbank herab ausnehmen? So etwas ist freilich noch nicht dagewesen und dem Ascher-Theater in Wiens prachtvollen Ghetto, sowie den verschiedenen zur Hebung der Moral und Sittlichkeit gegründeten Singspielhallen droht eine höchst gefährliche Concurrenz. Berger war schon einmal der Mann des Tages oder vielmehr der Nacht, als er anno 1862 den Volksmann Schuselka in den Schuldenthurm führen lassen wollte, weil dieser gerade kein überflüßiges Geld hatte, eine Privatschuld zu begleichen. Auch damals zog der edle populus vieniensis vor seine Wohnung im sogenannten Bazar und brachte demselben ein allerdings nicht sehr harmonisch klingendes Ständchen. Wie ganz anders heute? Bald werden wir hören, daß die Brüder Turner, Schützen und Sänger, der neue vielverheißende Arbeiter-Bildungs- (?!) Verein und die verschiedenen vorstädtlerischen nagelneuen Demokratenvereine vor Bergers Wohnsitz gezogen sind um dem Volksmann (!) die verdienten Ehren zu erweisen. Was die Volkstribüne in dem Bretterhause vor dem Schottenthore verloren hat, das wird dafür die Ministerbank gewinnen! Wenn Mühlfeld seinen Freund Berger interpelliren, Schindler den Minister Giskra zu viel Bedächtigkeit vorwerfen wird, wird das nicht ein Schauspiel für Götter werden? Wie reizlos muß dagegen freilich das norddeutsche Parlament erscheinen, wo es keine Concordatsdebatten, keine Diskussionen über Nonnenwirthschaft, über Jesuiten und bischöfliche Uebergriffe gibt? Armes Preußen, dem unter seinem eisernen Bundeskanzler keine solchen Kammerdebatten, keine solchen Minister blühen! Wie bist Du weit hinter Oesterreich zurück mit Deinen Ultramontanen am Rhein und in Westphalen, Deiner Convention mit dem päpstlichen Stuhle, Deiner noch immer nicht in Stücke zerrissenen, sondern in Rechtskraft bestehenden Bulle, „de salute animarum", Deinen sich immer mehr ausbreitenden Jesuiten, Redemtoristen und anderen zahlreichen Congregationen und Orden, die selbst Berlin von Jahr zu Jahr mehr occupiren!*) Warum besitzest Du einen Bismarck

*) Am Niederrhein verbreitet sich die in Katholikenversammlungen und Adressen an den König von Preußen kundgebende Bewegung für den hl. Vater von den größeren Städten nun auch in die kleineren und dehnt sich jetzt auch über die ganze Landbevölkerung aus. Die Diöcesanadresse von Münster trug 50,000 Unterschriften. Weitere Adressen gingen ab von Emmerich, Bochum, Bocholt, Paderborn, Brilon, Heiligenstadt, Arnsberg, Köln, Trier, Koblenz, Bonn, Aachen, Düsseldorf, Krefeld, Euskirchen, Stollberg, München-Gladbach, Münstereifel, Rheinbach, Ahrweiler ꝛc. Zugleich wurden Liebesgaben für den Papst an allen Orten gesammelt. Mehrfach verpflichten sich Einzelne einen oder mehrere Zuaven auf eigene Kosten zu stellen. Nicht wenige junge Leute begehren in die päpstliche Armee einzutreten. Das Alles geschieht in — Preußen!

als Premierminister, warum keinen Beust? Dann wären wohl Deine Waldeck's, Jakoby's, Virchow's, Schulze's (Delitzsch), Gneist's ebenfalls Minister mit und ohne Portefeuilles! — Und gar erst das Cultus- und Unterrichts-Ministerium, bisher der Stein des Anstosses für die Demokratie aller Grade und Länder, in den Händen des doktrinären aber entschieden antikatholischen Professor Hasner! Wie wird der Episkopat Oesterreichs leicht und angenehm mit dem neuen „Chef" verkehren, welch' angenehmes Verhältniß wird sich zwischen den Staats- und Kirchenbehörden entspinnen! — Besonders gratuliren wir dem Herrn Bischof Dr. Kutschker, der als Hofrath und Referent im Cultusministerium bedienstet ist, zu seiner ferneren Amtsthätigkeit. Schon Herr von Schmerling unterließ es nicht in seiner näselnden, selbstgefälligen und widerlich maliciösen Weise die Bischöfe abzukanzeln, wenn diese nicht ganz und gar februaristisch correkt vorgehen wollten. Wir erinnern uns noch wie er den Fürstbischof von Brixen und die böhmischen Bischöfe gleich Schuljungens behandelte, wie er an den Metropoliten der Prager Erzdiözese den Cardinalfürst-Erzbischof Schwarzenberg eine schlechte Sittennote abgehen ließ, weil Se. Eminenz den Schmerlingtag — den 26. Februar — nicht als neuen großen Feiertag betrachten wollte. Und wenn das schon am grünen Baume geschah, was wird nun erst jetzt am dürren entlaubten Baume Oesterreichs geschehen? Was werden die Bischöfe von der Ministerbank zu hören bekommen? Wie werden die HH. Berger, Giskra, Herbst, Hasner sich überbieten, den Bischöfen den vollzogenen Umschwung fühlbar zu machen um sich in der Gunst der Ton angebenden Judenpresse festzuerhalten? Werden die Bischöfe überhaupt noch ferner Lust haben, ihre Sitze im Herrenhause einzunehmen, ihre Zeit den oberhirtlichen Geschäften zu entziehen, um sich von rechts, links und von Oben herab Sottisen ins Gesicht schleudern zu lassen und einen fruchtlosen vergeblichen Kampf fortzusetzen! Oder glaubt man, das neue parlamentarische Ministerium, das aus Concordatsstürmern und kouragirten Kirchenfeinden hervorgegangen ist, werde auf die Stimme der Kirche und ihrer Vertreter achten und diese anders als mit überlegenen mitleidigen Lächeln anhören? Das Heft in den Händen, werden diese Herren noch viel übermüthiger und kecker mit den Bischöfen umspringen, als sie es früher gethan haben! Ist doch die ganze künftige Regierungsform bereits längst abgekartet und festgestellt, was nützen da noch Proteste, was Monstrepetitionen, was Entrüstungsschreie der in ihrem Heiligsten bedrohten verletzten Völker? Man legt selbe zu den übrigen Akten als mittelalterliche Maculatur! Das ist neueste Staatsraison in dem katholischen Oesterreich! Und wir Katholiken in

Bayern, Baden, Württemberg, im Südwesten und Norden Deutschlands, was werden wir beginnen? Dürfen wir uns täuschen, daß unsere Stimme Männern gegenüber Etwas fruchten würde, welche für die gesetzlichen Vertreter der heiligen Kirche, für die feierliche Stimme von fünfundzwanzig Bischöfen nur rohen Spott, niedrigen Hohn und grenzenlose Verachtung haben? Dürfen wir hoffen, daß jemals wieder der katholische Verein Deutschlands in der Residenz der Habsburger tagen werde, wie in jenem schönen Jahre, wo man das, was heute geschieht für unmöglich gehalten hätte? Wird man uns je wieder als Gäste nach Wien laden, ja würde man uns überhaupt auch nur zulassen, wenn wir mit Rosenkranz und Marien-Medaillen, statt in der grünen Schützen-Jacke oder in dem Gustav Adolf-Visier nach der Kaiserstadt zögen! Für andere Ziele und Bestrebungen ebnet man dort jetzt die Bahnen. Gar bald werden wir von den Erfolgen des Unglaubens-Apostels Johannes Ronge in Wien hören, welcher schon vor einigen Wochen einen Abstecher dorthin gemacht hat und auf seine Anfrage, ob er schon kommen könne, von hoher Stelle die Antwort erhalten haben soll: noch sei es zu früh, aber binnen kurzem würden die Hindernisse beseitigt sein, welche seinem Auftreten jetzt noch entgegenstünden. Gar bald werden dann die anderen Schwarmgeister des Frankfurter religiösen (!) Reform-Vereins, der ehemalige Zuchthaussträfling Ducat, die Herren Scholl, Uhlich, Biron ꝛc. nachfolgen, um Apostasie-lustige Priester und die dumme leichtsinnige Menge mit ihren abgestandenen schuftigen Pfrasen zu ködern. Wie seinerzeit in Baden Hr. Johannes Ronge als Mauerbrecher verwendet wurde, so wird man es in dem Beust'schen Oesterreich versuchen und wie wir leider hinzufügen müssen, mit aller Wahrscheinlichkeit nach größeren Erfolgen. Denn während in Baden die rührende Anhänglichkeit und Treue der katholischen Bevölkerung, namentlich auf dem flachen Lande die nichtsnutzigen Doktrinen dieses versoffenen, bildungs- und talentlosen schlesischen Judas Ischariott entrüstet zurückwies und den Kerl im Breisgau und wo er sich sonst hören ließ, verdientermassen zur Thüre hinauswarf und zum Städtle hinausjagte, ist die Wiener Bevölkerung seit Decennien derart systematisch korrumpirt, derart gehalt- und gesinnungslos geworden, daß gerade die Kaiserstadt an der Donau der fruchtbarste Boden für die Thätigkeit des sonst überall ausgepeitschten Freigemeindler Apostels werden dürfte. Seit Jahren hat man ja dort wacker vorgearbeitet. Die lüderliche Concubinenwirthschaft gewisser hoher Personen, die Jagdabentheuer, die geheime Thätigkeit der Grünne's und Lichtensteins, das Regime Kempen mit seinen Maitressen und seinem Hinterpförtchen im Bureau, durch welches

der Adjutant den Theatermamsells zu jeder Zeit Zutritt ermöglichte, auch wenn der gestrenge Chef für Niemand zu sprechen war, die Verluderung in den Theatern mit ihren nackten schönen Georgierinnen, Helenen und Galatheen, die unterminirende Thätigkeit der Juden und Judenpresse, Alles dies hat Herrn Johannes Ronge den Boden geebnet, auf welchen er nun bald ungescheut sein Evangelium der Irrreligiosität und Emanzipation des Fleisches predigen wird.

Wo aber für Ronge Platz gemacht wird, wie wäre da für uns Ultramontane noch ein Plätzchen auszumitteln?

Verhehlen wir es uns nicht. Für uns Katholiken wachsen in Oesterreich keine Rosen mehr. Ob für immer, das wird die Folge lehren, aber für heute sind wir im Kaiserstaate als schutz- und rechtlos erklärt. Man hat für uns Verachtung, Haß, Verfolgung, höchstens noch Mitleid und Bedauern und in gewissen besseren Kreisen Thränen!

Sollen wir außer-österreichischen Katholiken aber vielleicht deßhalb die Hände gänzlich in den Schooß legen und gleichgiltig der Verwüstung des Heiligthums des Herrn im Nachbarstaate zusehen? Wäre das wohlgethan, wäre es katholisch? Gewiß nicht! Leiden denn nicht alle Glieder, wenn ein Glied leidet und beten wir denn nicht auch für die ecclesia opressa in Russisch-Polen, für die Martyrer in den Missionsländern? Verdienen es unsere Brüder in Oesterreich, wo es ja auch so viele hunderttausende treu ergebener aufrichtiger Katholiken gibt, nicht, daß wir sie durch unser Gebet in ihrem schweren Kampfe unterstützen, daß wir die Hände falten, damit der allmächtige Gott seinen Hirten und Dienern Kraft, Ausdauer und christlichen Heldenmuth verleihe?

Aber mit dem Händefalten allein ists nicht gethan. Wir müssen auch den Mund aufthun und in öffentlichen Versammlungen es laut und nachdrücklich aussprechen, daß wir deutsche Katholiken auf's Tiefste diese schmachvolle Ungerechtigkeit, diese Preisgebung der Kirche Christi in Oesterreich betrauern und beklagen. Wir müssen es aussprechen, daß so tief und aufrichtig unsere Sympathien stets für das glorreiche Haus Habsburg, das der Kirche stets so treu ergeben war, gewesen sind, so sehr wir mit Oesterreich sympathisirten, so lange es an seiner traditionellen katholischen Politik festgehalten und in Heilighaltung der Verträge allen anderen Staaten vorangeleuchtet hat, wir mit dem Oesterreich der Herren Beust, Berger, Brestl, Giskra und Hasner nicht sympathisiren wollen und können. Wir müssen es aussprechen, daß diese ungesunde, unnatürliche Politik den Nachbarstaat an den Abgrund führen werde, daß die Katholiken Deutschlands Oesterreich den Rücken kehren, seit dessen Regierung uns und unserer Kirche und ihren Bischöfen den Krieg erklärt hat.

Frühere berechtigte und höchst achtbare Sympathien für Oesterreich dürfen uns nicht blind machen und das übersehen lassen, was heute dort geschieht, wo die Krone ihre herrliche Mission den Fortschrittsjuden geopfert, die Kirche preisgegeben hat, wo man deren Rechte und mit dem Kaiserwort verbrieften Freiheiten frech und rücksichtslos mit Füßen tritt.

Unsere christliche Bruderliebe für die treuen Bekenner der Kirche, unser Mitleid für das arme beklagenswerthe Volk Oesterreichs, dessen Regierung in solche Hände gerathen ist, werden wir erhalten, aber das katholische Interesse gebietet uns, jetzt andere Allianzen zu suchen, andere Wege einzuschlagen und andere Ziele anzustreben.

Schwer wird uns der Abschied von dem lieben Oesterreich, mit welchem wir Katholiken Deutschlands Freud und Leid getheilt haben, zu welchem wir unter allen Umständen treu und ehrlich standen und welchem wir 1848 wie 1859 unser wärmstes Mitgefühl, unsere aufrichtigste Theilnahme schenkten, als es — zum Theil freilich durch eigene Schuld — so furchtbare Niederlagen erlitt. Aber kann man heute noch von einem „katholischen Oesterreich" sprechen, wo dessen Regierung selbst das Anwerben von Freiwilligen für den schwerbedrohten heiligen Vater als unzulässig erklärt, wo also ein katholischer Oesterreicher um dem heiligen Vater seine Dienste widmen zu können, für seinen heiligen Glauben kämpfen zu dürfen, erst aufhören muß, ein Oesterreicher zu sein, d. h. den Austritt aus dem österreichischen Staatsverbande nachzusuchen?! So weit ist es dort bereits gekommen! So inaugurirt man die neue Aera des „freien Staates," daß man dem Gewissen der Katholiken den schmählichsten Zwang anthut, daß man in den Herzen treuer Katholiken den furchtbaren Conflict zwischen Glauben und Vaterland heraufbeschwört!

Bald wird der Oesterreicher, wenn er ein aufrichtiger treuer Sohn der katholischen Kirche bleiben will, aufhören müssen Katholik zu sein. Oesterreichisch und katholisch ist schon längst nicht mehr identisch, aber bald wird antikatholisch und österreichisch Eins und Dasselbe sein!

Vor drei Jahrhunderten hat Oesterreich standhaft und treu am katholischen Glauben festgehalten. Es hat das kostbarste Gut, das Erbe seiner Väter bewahrt und für dasselbe das Schwert ergriffen. Es ist dadurch aus allen Stürmen, die es bedrohten, siegreich hervorgegangen. Heute droht Oesterreich mit einem noch furchtbareren und treuloseren Abfall vom alten Glauben, als damals ein Theil der deutschen Fürsten!

Das Blatt hat sich gewendet. Preußen hat schon lange aufgehört sich als exklusiv protestantischer Staat zu betrachten. Heute ist es bereits ein Paritätsstaat und es zeigt ernstlichen redlichen Willen der katholischen Kirche in allen Stücken gerecht zu werden und die Gewissen von neun Millionen Staatsbürgern sorgfältig zu beachten. Der Kölner Kirchenstreit hat Preußen gewitzigt, es vermeidet eine zweite Auflage desselben hervorzurufen, während Oesterreich noch einmal mit dem abgelebten, lebensunfähigen Josefinismus experimentirt. Ein großer Theil der Katholiken Deutschlands blickt daher heute mit ganz andern Augen auf Preußen und die im Norden vollzogenen politischen Veränderungen. In dem nunmehr trotz alles Zweifels und aller Antipathien fest organisirten norddeutschen Bunde der katholischen Kirche eine gesicherte Rechtsstellung zu verschaffen, mit einem Worte Alles aufzubieten, daß die Rechte, welche die katholische Kirche in Preußen genießt, auf den ganzen Nordbund — und in der Folge auf ganz Deutschland — ausgedehnt werden, wird das nächste Ziel unserer Bestrebungen sein müssen.

In zweiter Reihe werden wir Katholiken Süd- und West-Deutschlands uns auch mit der Frage beschäftigen müssen, welche Haltung wir einnehmen müssen, wenn die Frage des Anschlusses des deutschen Südens an den Norden an uns herantritt. Trügen nicht alle Anzeichen, so wird kaum mehr ein Jahr vorübergehen bis die Einigung Deutschlands sich vollzogen haben wird. Wir Katholiken werden aber bei Neugestaltung unseres Gesammtvaterlandes auch ein Wort d'reinzusprechen haben.

Es ist nicht wahr, daß diese Frage uns gar nicht berührt, daß wir Katholiken nichts mit der Neugestaltung der politischen Verhältnisse zu schaffen haben wollen. Das mag die Ansicht einzelner Katholiken, ja auch einzelner Stimmführer sein, aber unsere ist es nicht und Tausende Katholiken denken wie wir. Davon haben wir uns auf unserer letzten Rundfahrt in Deutschland genau überzeugt.

Allenthalben beschäftigt man sich in katholischen Kreisen mit der Idee des Anschlusses Süddeutschlands an den Nordbund, und ich darf hinzufügen: man befreundet sich mit derselben. Ein habsburgisches Kaiserthum ist heute eine Unmöglichkeit, das fühlt und sagt sich Jeder. Da uns der liebe Gott aber einmal zu Söhnen eines Landes gemacht und gewollt hat, daß wir in einer Zunge sein Lob sprechen, so sollen und müssen wir als Erdenbürger auch bestrebt sein, nach Kräften die Macht und Größe des irdischen Vaterlandes zu befördern. Wie dieß erreichbar ist, hierüber gehen freilich die Ansichten in katholischen Kreisen noch heute weit auseinander.

Ein nicht geringer Theil katholischer Koriphäen und katholischer Organe perhorrescirt heute noch jede Annäherung unserer süddeutschen Staaten an Preußen und beklagt sogar die bisher in dieser Richtung erfolgten Resultate und Schritte. Wieder ein anderer nicht minder zahlreiche ehrenwerthe, patriotische und unabhängige Männer zählender Bruchtheil ist der entgegengesetzten Ansicht und hegt die Ueberzeugung: daß wir Katholiken durch den engsten Anschluß des Südens an den Norden Deutschlands, d. h. durch die Aufhebung der unseligen, unnatürlichen und willkührlichen Scheidung Deutschlands durch den Mainstrom nur gewinnen können und daher derartigen Bestrebungen, wenn wir auch sie nicht zu unterstützen brauchen, doch nicht schroff entgegentreten sollen.

Diese Anschauung, zu welcher sich der Verfasser dieser Schrift offen bekennt, bricht sich immer mehr Bahn. Ein Beweis hierfür, daß der Autor in bewährten katholischen Kreisen, hochgeachteten Führern gegenüber in Mainz, Aachen, Köln, Osnabrück, Hildesheim und Elberfeld diese Ansicht aufstellen konnte, ohne auf irgendwie erheblichen Widerstand zu stossen, was allerdings etwa 6—8 Monate vorher kaum der Fall gewesen sein würde.

Wir sind weit entfernt, diese unsere subjective Ansicht Anderen aufdringen zu wollen. Wir sind zufrieden, wenn durch unsere Schrift die Discussion über diese Frage angeregt wird. Wir wissen im vorhinein, daß wir die heftige Opposition einiger sonst sehr verdienstvoller und von uns geschätzter Organe hervorrufen werden. Wir halten dies jedoch keineswegs für unvortheilhaft und würden uns freuen, durch unsere Schrift eine ruhigeund leidenschaftslose Discussion der Anschlußfrage hervorgerufen zu haben.

Wir für unsern Theil halten es unter den gegebenen Verhältnissen am wünschenswerthesten und speciell für die katholischen Interessen am entsprechendsten, daß der Anschluß der süddeutschen Staaten an den norddeutschen Bund — vorausgesetzt die Zustimmung der Könige und Fürsten dieser Südstaaten — sobald als möglich erfolge, und gereicht es uns zur Genugthuung, unantastbare Celebritäten, wie Abt Hanneberg, Stiftsprobst Dr. Döllinger u. A. mit uns in dieser Frage im Einverständniß zu wissen. In diesem Sinne werden wir und unsere Gesinnungsgenossen im Südwesten und Norden Deutschlands in der Presse und in Vereinen zu wirken bemüht sein und werden uns freuen, in süddeutschen katholischen Blättern verwandten Stimmen zu begegnen.

O. A. M. D. G.

JOSEPH II.

UND DIE

BELGISCHE REVOLUTION

NACH DEN PAPIEREN

DES

GENERAL-GOUVERNEURS GRAFEN MURRAY

1787.

VON

OTTOKAR LORENZ.

WIEN, 1862.

WILHELM BRAUMÜLLER

K. K. HOFBUCHHÄNDLER.

Vorwort.

Die vorliegende Abhandlung hatte ich ursprünglich für die Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften bestimmt, indessen glaubte ich, dass der Gegenstand genug Interesse biete, um auch ausser den Kreisen der Fachgenossen Aufmerksamkeit erregen zu können.

Die reichhaltige Briefsammlung für die Zeit vom Juli bis October 1787 ist mir mit nachahmungswürdiger Bereitwilligkeit von einer geistvollen Enkelin des Grafen Joseph von Murray, der ich hiemit meinen aufrichtigen Dank sage, zu unbeschränkter Benützung überlassen worden. Die Cabinetsschreiben Kaiser Josephs II. glaubte ich nicht ihrem ganzen Inhalt nach mittheilen zu müssen; die Fachgenossen können meine Abschriften, wenn sie es wünschen, einsehen. Schon das schlechte Französisch, welches wir in den Briefen treffen, machte es wünschenswerth, wo es nicht unbedingt nöthig war, den Wortlaut zu vermeiden. Wichtige Stellen glaube ich nicht übergangen zu haben.

Was die Auffassung der Josephinischen Regierung betrifft, so ist es mir leid, dass das historische Urtheil von dem

populären der Sage und des Romans sich so erheblich unterscheiden muss, und ich zweifle nicht, dass ich bei manchem Josephiner auch unserer Tage Missfallen erregen werde. Ich besitze aber die hier mitgetheilte Briefsammlung schon drei Jahre und habe sie früher absichtlich zurückgehalten, weil es vor Kurzem noch zum Feldgeschrei einer gewissen Partei, mit der ich nichts gemein haben möchte, gehört hat, den Kaiser Joseph auf alle Weise zu verunglimpfen. Jetzt, wo wir in Oesterreich in verfassungsmässige Bahnen endlich gelangt sind, wird die kleine Arbeit nicht befürchten müssen, als etwas anderes betrachtet zu werden, denn das, was sie ist — als eine historische Studie.

Wien, im April 1862.

Ottokar Lorenz.

I.

Die absolute Monarchie, wie sie sich in Europa seit dem 16. Jahrhundert ausgebildet hat, unterscheidet sich in mehr als einem Punkt von den feudalen Einrichtungen des Mittelalters, ebenso wie von dem constitutionellen Staat der Neuzeit und Niemand ist verlegen, die charakteristischen Merkmale dieser verschiedenen politischen Systeme anzugeben. Unter diesen Momenten erscheint indessen ein kleiner Umstand von ausserordentlichster Bedeutung, der gleichwol weniger beachtet ist, als er es verdient. Von dem Könige Philipp II. von Spanien, haben es die Zeitgenossen als eine auffallende Eigenthümlichkeit seiner Regierung hervorgehoben, dass er die weitläufigen Geschäfte seines Staates in seinem Cabinet besorgte, ohne dass seine Minister ihm dabei hilfreich zur Seite gestanden hätten. An seinem einsamen Schreibpult liefen die Fäden der Regierung einer halben Welt zusammen, und hier fanden die wichtigsten Fragen ihre Lösung durch die höchst persönlichen Entschliessungen des Königs, von denen Niemand sagen konnte, oder wissen durfte, welche Menschen und welche Umstände auf dieselben Einfluss genommen haben. Der König empfängt hier Briefe und beantwortet sie, ohne dass seine Räthe und Minister davon eine Ahnung haben, hier prüft er in unermüdlicher Thätigkeit die Vorträge und Bittschriften, und entscheidet sie nach seinem alleinigen Wissen und Gewissen, indem er nur die-

jenigen hört und befragt, die ihm gerade in dem einen oder andern Gegenstand persönliches Vertrauen einflössen.

Diese Regierungsweise Philipps II. hat in allen Staaten Nachahmung gefunden, in welchen die absolute Monarchie der vorwiegende Charakter der Verfassung geworden ist. In dem habsburgischen Hause hat man die ungeheure Thätigkeit eines Ferdinand II., eines Leopold I. bewundert, die mit dem unsäglichsten Fleisse und der ernstesten Gewissenhaftigkeit in diesem Geiste ihre zahlreichen Geschäfte erledigten. Ja selbst die Form, die man da findet, dass die Vorlagen der Räthe auf gebrochenem Blatte überreicht worden sind, und der Monarch seine Resolutionen gleich auf dem Rande hinzufügte, ist dieselbe, welche Philipp II. zuerst in seinen Kanzleien eingeführt hat. Unzählige solche Resolutionen, Bemerkungen, Randglossen und Verbesserungen sind von den Monarchen Oesterreichs, besonders von jenen des vorigen Jahrhunderts bekannt geworden, und der Ruhm und die Popularität Maria Theresia's und Josephs II. beruhen zum guten Theil auf der Verbreitung solcher eigensten Gesinnungsäusserungen der Monarchen, die aus dem einsamen Cabinet in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Von Josephs II. geistreichen, einschneidenden und der Aufklärung seiner Zeit überall huldigenden Resolutionen dieser Art, hat man förmliche Sammlungen veranstaltet, und man hat über die liebenswürdige Weisheit seiner grossen Mutter, und über seine eigene liberale Energie und natürliche Philosophie sogar vergessen, dass die Form dieser Regierung und das System dieser Entschliessungen, sich nicht im mindesten von demjenigen des gewaltigen spanischen Monarchen unterscheidet, der aus seinem einsamen Cabinet eine halbe Welt mit despotischer Schärfe regiert hat.

Dieser bevormundende Geist des absoluten Systems, so verschieden und entgegengesetzt er auch seinem Inhalte nach

gewesen ist, hat zweimal einen energischen Widerstand in einer kleinen Provinz erfahren müssen, die sich durch alle Stürme der Jahrhunderte ihre Selbstbestimmung und Selbstentwicklung im Sinne politischer Freiheit nicht entreissen liess. Als Philipp II. seine Edicte und Ordonnanzen in den Niederlanden verkündete, waren es katholische Interessen denen er vorzugsweise zu dienen glaubte, und als Joseph II. seine Reformen in Belgien begann, wendete er sich gegen die Hierarchie und die Uebermacht der katholischen Geistlichkeit, gleichwol war in beiden Fällen Gährung und Aufstand des Volkes die Folge des Systems. Als Philipp II. die Rechte des Adels einschränken wollte, erhob sich das Volk für seine Gewohnheiten und Privilegien, und als Joseph II. die Städte und communalen Behörden in den Gürtel seiner aufgeklärten Staatsmaschine schnüren, Verwaltung und Justiz in eigenmächtigem Sinne verbessern wollte, setzte ihm dieselbe Nation einen Widerstand entgegen, den er nicht zu brechen vermochte. Joseph hat es unzähligemale ausgesprochen, und es ist Niemand der es zu bezweifeln gewagt hätte, dass sein einziger Zweck die Wolfahrt des Volkes, dass sein Glück nur in dem Glücke des Staates lebe, und auch Philipp II. hätte den traurigen Scenen seiner Ketzergerichte nicht beigewohnt, wenn er nicht die innigste Ueberzeugung gehabt hätte, dass er dadurch der Menschheit den ungeheuersten Dienst leiste und ihr Seelenheil befördere, aber in beiden Fällen haben diese Monarchen ihre Absichten verkannt gesehen, und ihre Bestrebungen mussten dem Widerstande jener weichen, von denen sie wähnten, dass sie die Principien des Unrechts und des Bösen vertreten hätten.

Worin diese Erscheinungen ihren Grund fanden, darüber mangelte dem Kaiser des 18. Jahrhunderts ebenso, wie dem König Philipp die nöthige Einsicht, und erst allmählich bricht sich eine richtigere Auffassung von dem Wesen der

Gesellschaft und des Staates Bahn, die uns befähigt, mit Unparteilichkeit über diese Dinge zu urtheilen. Und wir nehmen keinen Anstand, die gewaltsamen Maassregeln Philipps II. in den Niederlanden eben aus dem zu erklären, dass es für ihn etwas völlig unbekanntes war, wie man Völker und Staaten anders beherrschen könne, denn durch Gewalt, und wir wollen auch auf Kaiser Joseph durch die folgenden Mittheilungen keinen Stein geworfen haben, obwol uns auch sein System in einem weit schlimmeren Lichte erscheinen dürfte, als dies gewöhnlich erwartet wird. Wir werden nicht läugnen können, dass er mit seiner politischen Einsicht nicht auf einem höheren Standpunkte gestanden hat, als jener rücksichtsloseste Schöpfer des Systems, der mit seiner spanischen Inquisition und den spanischen Truppen in den Niederlanden die unglücklichsten und vergeblichsten Versuche gemacht hat, um ein Volk, das an die selbständige Verwaltung seiner Angelegenheiten gewöhnt war, seinem absoluten Willen zu unterwerfen.

Es erscheint nicht nöthig die zahlreichen Gesetze Kaiser Josephs hier zu wiederholen, sie sind oft genug besprochen und beurtheilt worden. Aber auffallend selten sind diese Urtheile so ausgefallen, dass man darin historische Unbefangenheit rühmen könnte. Die Methode, nach welcher man die Verordnungen Kaiser Josephs bald lobt, bald tadelt, scheint in beiden Fällen eine gleich verkehrte zu sein. Man spricht über das Toleranzedict und da es Freunde und Feinde der Toleranz heute wie vor 80 Jahren gibt, so ist vielmehr der Gegenstand der Frage, ob die Toleranz zweckmässig und erwünscht sei oder nicht, während man doch erwarten müsste, dass das politische Vorgehen Josephs beurtheilt und das System ins Auge gefasst wird, welches er verfolgte. Joseph hat ferner in allen seinen Staaten Klöster säcularisirt, das Placetum eingeführt, aber indem Niemand einen

Beweis führen kann, dass er in diesen Dingen sich mit dem Willen und den Bedürfnissen seiner Völker in Uebereinstimmung befand, so muss man sich noch heutzutage das Geschrei der Obscuranten gefallen lassen, welche sich so gut wie damals gegen jede Veränderung mittelalterlicher Verhältnisse sperren. Wie ganz anders könnte unsere heutige Gesetzgebung beschaffen sein, wenn Joseph II. seine Reformen durch den Willen der Völker und nicht gegen denselben ins Leben gerufen hätte. So wenig aber bekümmerte er sich um den Ausdruck der öffentlichen Meinung, dass er vielleicht selbst vor seinen Schritten zurückgebebt wäre, wenn er nicht an die absolute Giltigkeit seines bevormundenden Systems geglaubt hätte. Die Geschichte lehrt aber, dass Institutionen und Gesetze, nur dann eine Aussicht auf Dauer und Erfolg haben, wenn sie aus dem Volke selbst hervorgegangen sind. Und so handelt es sich denn gar nicht darum, ob die Bestimmungen Josephs über die kirchlichen Dinge an sich gut oder böse, löblich oder schändlich seien, sondern die Geschichte kann blos ein Urtheil über das falsche politische System Josephs abgeben, das nicht geeignet war Reformen ins Leben zu führen; über ein System, welches sich auch in andern Staaten als gleich untauglich gezeigt hat, Verbesserungen und wenn es die zweckmässigsten und weisesten gewesen wären, mit Erfolg im staatlichen Leben zu bewirken. Hat man doch in Spanien in der Zeit einer ähnlich aufgeklärten Regierung, wie diejenige Josephs gewesen ist, nicht einmal ein Decret über die Strassenreinigung von Madrid zur Durchführung gebracht, und war doch Karl III. gerade so unglücklich in seinen Reformen, wie Joseph II., und dennoch scheint die Geschichtsschreibung noch immer unklar zu sein, über die Ursachen des Misslingens der sogenannten Josephinischen Ideen, und dennoch werden einige nicht müde seinen höchst

verderblichen Regierungsmaximen Weihrauch zu streuen, während wir uns leicht über die historisch feststehende Erfahrung vereinigen könnten, dass Reformen von oben herab und die Gesetze des bevormundenden Absolutismus, mögen sie wie immer beschaffen sein, nie einer bereitwilligen Anerkennung und nie einer dauernden Festigkeit unter den Völkern sich erfreuen.

Wenden wir uns sogleich zu den Einrichtungen und Ereignissen in Belgien. Bekanntlich sind es zwei Decrete, welche bei der Gährung, die nun ohnehin schon bestand, eine fast verzweifelte Stimmung unter dem Clerus und unter den Ständen hervorgerufen haben. Am 16. October 1786 wurde die Verordnung wegen des Generalseminares in Löwen mit seinem Filialinstitut von Luxemburg erlassen, und am 1. Januar 1787 erschienen die Verordnungen über die Verwaltung und Gerichtsorganisation von Belgien, welche einer Vernichtung der bisherigen Verfassungszustände gleich kamen. „En conséquence," heisst es mit lakonischer Einfachheit in dem Decret vom October 1786, „les séminaires épiscopaux seront supprimés.". Wenn der Kaiser im Eingang dieses Decretes sagt, dass er lediglich das Glück seiner Unterthanen im Auge habe, und dass er dem Sittenverderbniss des Clerus, welches der Religion und dem Staate gleich gefährlich sei, steuern wolle, so verhinderte das die Studenten, welche man in die Löwener Seminar-Caserne gesteckt hatte, keineswegs ihre Unzufriedenheit mit der schlechten Behandlung und mit dem schlechten Bier und Brot, das man ihnen reichte, durch laute Klagen an den Tag zu legen. Bei der Einrichtung seines Generalseminares bediente sich der Kaiser überdies eines, in der katholischen Welt eben nicht gut beleumundeten Priesters, des Abbé Duffour; und der Hofrath Martini, der von Wien angekommen war, um, wie sich die kaiserlichen Hoheiten, der Herzog von Sachsen-

Teschen und die Erzherzogin Marie Christine in einem Schreiben ausdrückten, alles zu ordnen, was in den Intentionen der kaiserlichen Majestät gelegen hätte, war eben auch nicht der Mann, der den belgischen Bischöfen und ihrem in dem Aberglauben der verdummten Menge ruhenden Ansehen, energisch entgegen zu treten fähig gewesen wäre. Der verdienstvolle Mann hat denn auch nichts als Missgeschicke erfahren, und zog ohne Spuren seiner Wirksamkeit nachher wieder ab. Den Widerwillen gegen die Josephinische Einrichtung hat er um so weniger beseitigen können, als nun auch die Bischöfe alles thaten, die neuen Professoren in den Geruch der Ketzerei und des Abfalls von der römischen Kirche zu bringen. Wir wollen zugestehen, dass es auf den klarblickenden scharfsinnigen Monarchen einen sonderbaren Eindruck machen musste, als sich die jungen Cleriker in Löwen, die meist aus reichen Familien stammten, und in der angenehmen Hoffnung auf fette Pfründen, mit der möglichst geringen Anstrengung ein behäbiges und sorgenloses Leben suchten, als diese verwöhnten Jünger der bischöflichen Seminare nun gegen des Kaisers Anstalt und Professoren revoltirten, und in einer und derselben Petition die verderblichen und unchristlichen Lehren und das schlechte Bier der Regierung zum Vorwurf machten. Die politische Frage, die sich da erhob, war die, ob die Einrichtungen des Kaisers in Belgien so beschaffen waren, dass seine Regierung eine Unterstützung von den Behörden, Communen und Ständen in dieser oder irgend einer andern Frage erwarten konnte. Und in keinem Punkte hat sich die politische Unfähigkeit der Josephinischen Regierung klarer gezeigt, als in diesen Streitigkeiten des Generalseminars von Löwen, wo sie nicht einmal im Stande war, dieser elenden Studentenbewegung entgegen zu wirken, aus dem einfachen Grunde, weil sie kein einziges verfassungsmässiges Organ hatte, das

ihr Hilfe geleistet hätte. Waren schon die Geistlichen verstimmt und agitirten sie gegen die kaiserliche Regierung nach Kräften, so erhob sich in den Ständen eine Opposition ohne Gleichen, als die Verordnungen vom 1. Jänner 1787 erschienen. Sie concentrirten die Gewalt der Regierung in einem einzigen Rathe, und schufen ein bureaukratisches System, nach welchem das ganze Land in neun Kreise mit Commissären an ihrer Spitze getheilt wurde. Ebenso ward in den Gerichtssachen ein souveräner Rath mit zwei Appellationsgerichten zu Brüssel und Luxemburg organisirt. In den grösseren Städten blieben Tribunale erster Instanz. Wer das vielgestaltige Rechtsleben der flandrischen Städte im Mittelalter kennt, kann sich vorstellen, von welcher entscheidenden Wichtigkeit diese streng centralisirte Maschinerie in Verwaltung und Justiz für Belgien werden musste. Nun wünschten wir auch über diese Verordnungen nicht sachlich entschieden zu sehen. Wir glauben allerdings, dass diese Einrichtungen Josephs einen Fortschritt des Landes und seiner Verfassung hätten herbeiführen können, wenn sie auf die richtige Weise mit dem bestehenden Rechtszustand in Zusammenhang gebracht worden wären, aber um diese Frage handelt es sich hier eben so wenig, wie um die andere, ob die kirchlichen Reformen Josephs an sich weise gewesen sind oder nicht.

Der Rath von Flandern hat dem Kaiser noch sechs Wochen (17. November 1786) vor dem Erlass des entscheidenden Neujahrs-Edicts ein sehr bedeutsames Wort zugerufen, welches grössere Beherzigung verdient hätte. Nachdem der Rath von Flandern das Regierungssystem Kaiser Karls V. im Gegensatze zu demjenigen König Philipps II. belobt, heisst es unter Anderm von der Regierung jenes Monarchen: „Le recueil des lois émanées sous son règne, qui a duré prés de cinquante ans, ne monte pas à un volume aussi gros

que celui que nous avons vu publier depuis cinq à six ans.“ In der Antwort auf dieses Schreiben hat Joseph auf das Entschiedenste den kühnen Ton, welchen man sich erlaubt hätte, getadelt. Der Kaiser war auf der Bahn des bevormundenden Geistes bereits so weit vorgeschritten, dass er die leisen Winke wohlmeinender Körperschaften nicht mehr zu begreifen im Stande war. So erschienen denn die Neujahrs-Patente im directesten Widerspruche gegen die Ueberzeugungen der gesammten Nation. Kein Wunder, dass man in Flandern von der Verletzung der Freiheiten und Privilegien und in Brabant von Verrath an jener heilig gehaltenen Joyeuse entrée gesprochen hat, welche Joseph II. selbst noch beschwor. Diese Joyeuse entrée war nun allerdings ein veralteter Lappen mittelalterlicher Institutionen, der in Belgien der Monarchie Joseph's II. angehängt geblieben ist, gerade wie in Ungarn die aurea bulla Andreas II. noch immer als die nothwendige Basis der Verfassung betrachtet worden ist, aber eben an dieses alte Palladium heftete sich der Aberglauben des gedankenlosen Haufens, ganz geeignet, die Aufregung der Menge gegen Joseph II. auch von dieser Seite mit einer religiösen Färbung zu umgeben. Die Joyeuse entrée hatte allerdings aus dem Mittelalter mit Glück sich zu erhalten gewusst, und die Resistenzrechte, welche das Mittelalter den Ständen der Monarchie gegenüber einräumte, waren verfassungsmässig in Brabant nicht beseitigt, aber es ist klar, dass diese rein staatsrechtlichen Fragen nichts mehr als Vorwände gewesen sind, hinter denen die politische Opposition sich verschanzte. Viel wichtiger als die Frage, welche Rechte die Stände von Brabant dem Kaiser Joseph gegenüber geltend machen konnten, war die, was der Kaiser selbst für politische Absichten in Betreff ihrer alten Verfassung hegte. Er hat es mehrmals ausgesprochen, dass es ihm nicht in den Sinn komme, die Verfassung und die

Privilegien der belgischen Provinzen zu vernichten *). Nun ist von mehreren Schriftstellern und Juristen der damaligen und jetzigen Zeit bündig nachgewiesen worden, dass die Decrete des Kaisers mit vielen Punkten der Privilegien in dem offenbarsten Widerspruch ständen — und es wird sich kaum viel gegen diese Beweisführungen vorbringen lassen — soll man also glauben, dass Joseph trotz seiner entgegengesetzten Versicherungen die alte Verfassung beseitigen wollte, oder liegt hier eines von den Räthseln seiner Regierung vor, das man vergebens zu lösen sich bestrebt?

Wir glauben, dass der Kaiser keineswegs unklar über sein Verhältniss zu den bestehenden Verfassungen gewesen ist; indem er die tiefe Ueberzeugung trug, dass all' dies mittelalterliche Wesen in sich selbst zusammenbreche, versuchte er seinen neuen Staat daneben zu organisiren, und hoffte auf den Verwesungsprocess jener alten Institutionen. Er begnügte sich, wenn er zunächst seinen Einrichtungen und seinem absoluten Herrscherwillen Geltung verschaffte. Und in der That, wenn es sich im politischen Leben blos um das Zerstören des Untauglichen und Veralteten handelte, und wenn der Staatsmann von den nothwendigen Neubildungen, die er herbeizuführen verpflichtet ist, absehen dürfte, so wäre es vielleicht möglich, dass die einsichtigeren Politiker seiner Zeit Joseph's selbstherrliche Decrete gebilligt hätten. Aber da man nun eben mit papierenen Edicten die

*) Ausser vielen andern Aeusserungen hierüber erinnere man sich nur an die Antwort, welche der Kaiser der bekannten Deputation der Stände im Juni 1787 gegeben hat, auf die wir später zu sprechen kommen werden. Da heisst es: Tous les jours je vous donne des preuves, que le bonheur de mes sujets est le seul bût de mes actions; vous devez être convaincus que je ne cherche aucunement à renverser votre constitution puisqu'après tous les attentats que vous avez commis, et après avoir excité mon indignation, je vous réitère malgré toutes les forces dont je puis disposer, l'assurance, que je maintiendrai vos libertés.

gewohnheitliche Staatsform weder einfach beseitigt noch auch fortschreitend entwickelt fand, so ist es in der That nicht zu wundern, dass sich in Belgien alle Stimmen ohne Unterschied der Parteistellung gegen Joseph's Reformen erhoben. Nicht alle Anhänger der alten Verfassung hatten zwar Ausdauer und Charakterstärke genug, um den Verlockungen eines Mannes wie Crumpipen zu widerstehen, und aus dem Conseil von Brabant, welches sich Anfangs wie ein Mann gegen die Edicte erhob, wurden doch von der Regierung einige Mitglieder gewonnen, die sich endlich in die neue Ordnung einfügen liessen, aber im Herzen und nach ihren bessern Ueberzeugungen waren ohne Unterschied alle Mitglieder des Conseils von Brabant gegen die neuen Maassregeln eingenommen *).

Nun könnte man sich vielleicht noch mit dem System Joseph's versöhnen, wenn in Belgien unter den Ständen und Staatsräthen der verschiedenen Provinzen eine unverbesserliche Abneigung gegen jede neue Einrichtung schlechtweg vorhanden gewesen, wenn sich ein so gefährlicher Indifferentismus in Betreff aller Verbesserungen des Staatswesens gezeigt hätte, dass schlechterdings kein anderes Mittel dieses Volk aus dem Schlamm einer mittelalterlichen Verkommenheit herauszuziehen vorhanden gewesen wäre, als das der Gewalt. Aber bei der Lectüre der Actenstücke, welche von

*) Wenn Gerard, Rapedius de Berg I. 154, ausruft: Que ces détails peignent bien les hommes de l'époque! so ist das ein zu hartes Urtheil. Allerdings zeigen die von ihm angeführten Details viel charakterloses Wesen, aber wo wäre dergleichen nicht vorgekommen gegenüber der Gewalt? Genug an dem, dass das Conseil seine wahre Meinung den Statthaltern am 28. Januar rundweg und deutlich erklärt hat. Wenn ein österreichischer Biograph Joseph's indessen meint, alle Opposition hätte geschwiegen, wenn Joseph die zahlreichen Räthe, Beamten und Advocaten in der neuen Organisation besser versorgt hätte, so gehört dazu eine starke Einbildungskraft.

den Ständen jener Provinzen ausgegangen sind, macht man bald eine Beobachtung, welche unter allen Anklagen, die man gegen das System Joseph's erheben kann, vielleicht am lautesten und heftigsten spricht. Denn es zeigt sich, dass die Stände von Brabant Reformen keineswegs von der Hand wiesen, dass sie in ihrer Majorität für Verbesserungen des Staatswesens jeder Art redlich eingenommen waren, aber ihre Beschwerden richteten sich gegen die Verletzung ihrer verfassungsmässigen Rechte, welche ihnen unzweifelhaft einräumten, dass sie bei den Reformen des Staates mitzureden, zu rathen und zu begutachten hatten.

Am 29. Januar 1787 erklärten die Stände von Brabant: La joyeuse entrée a quelquesfois reçu des changements et des modifications, mais alors tout s'est passé du gré et du consentement des états et d'après l'opinion générale. Si donc il est de la haute et souveraine détermination de sa sacrée majesté d'introduire dans l'administration civile ou politique du duché de Brabant, quelques changements incompatibles avec la joyeuse entrée, promise solennellement, jurée publiquement, et de changer les formes constantes observées jusqu'a présent les remontrants pour satisfaire à la religion du serment qu'ils ont prêté .... osent supplier respectueusement .... que les changements ne se fassent point sans le consentement formel des trois états de la province: afin que, selon les règles du droit naturel, la partie intéressée soit ouïe, et que d'un autre côté on puisse par ce moyen, ménager l'opinion des peuples. Und ebenso war es in Flandern der anticonstitutionelle Vorgang, der die Beschwerden der Stände hervorrief: „Si ce système anticonstitutionnel pouvait avoir lieu, notre existence politique serait sapée par ses fondements; il ne resterait plus, qu'un vain simulacre de nos états, qui sont la base et les gardiens nés de notre constitution.“ Wir glaubten diese Stellen hier mittheilen zu müssen,

obwohl sie oft genug citirt sind [1]). Aber sie bilden die Grundlagen einer gesunden Beurtheilung des Josephinismus. Denn dass die Stände gerade diese Momente hervorheben, und dass sie der Regierung gegenüber mit offener Ehrlichkeit geltend gemacht worden, lässt keinen Zweifel über die Handlungsweise der Regierung zu. Ihr war es mehr darum zu thun, mit absoluter Willkür gewisse Doctrinen durchzusetzen, als auf dem festen Pfade der Verfassung dauernde Lebenseinrichtungen zu gründen.

Es lässt sich aus den bis jetzt vorliegenden Quellen leider nicht mit Sicherheit angeben, welche Stellung die königlichen General-Statthalter, der Herzog Albert und seine Gemalin, der erwachten Bewegung gegenüber einnahmen. Waren sie aus Schwachheit mehr zum Nachgeben bereit, waren sie den Ständen aus Ueberzeugung zugeneigt, und wollten sie ihre Verfassung aufrecht halten? Sie hatten nicht den Muth, das Letztere zu thun, und begingen den Fehler, das Erstere zu scheinen. Sie befanden sich in der unglücklichen Situation, in welcher die Herzogin von Parma zu Philipp's II. Zeiten überraschend ähnlich erscheint. Des Kaisers Unwillen hatten sie jedenfalls auf sich geladen, wie sich in dem Folgenden noch zeigen wird, und von dem Grafen Belgiojoso hat Kaiser Joseph wie von einem unfähigen Minister gesprochen. Am bezeichnendsten tritt die üble Lage der Brüsseler Statthalterschaft in dem Schreiben hervor, in welchem, wie schon erwähnt, der Baron Martini den Ständen zur Durchführung der allerhöchsten kaiserlichen Intentionen vorgestellt wird [2]). Noch möchte die Brüsseler Statthalterschaft das gute Einvernehmen mit den Ständen aufrecht hal-

[1]) Gerard, Rapedius de Berg I. 147 ff. Gerlache, histoire du royaume des Pays-bas depuis 1814 jusqu'à 1830. I. 174.

[2]) Gérard. I. S. 138.

ten, und obwohl wir nicht finden, dass Joseph bei der Sendung Martini's auf die Stände viel Rücksicht genommen wissen wollte, so ist doch die Statthalterschaft zartfühlend genug, die verfassungsmässigen Behörden über die ausserordentliche Mission des berühmten Josephiners nicht unklar zu lassen.

Man sieht, dass man es hier mit einer Wiederholung von Erscheinungen zu thun hat, die dem gebildeten Brüsseler aus der Lectüre des Strada und Hugo Grotius von der Margaretha von Parma her ganz geläufig waren. Es ist kein Bischof, wie Granvella, aber es ist ein aufgeklärter Hofrath, der das besondere Vertrauen des Monarchen geniesst, und seine geheimen Intentionen in einem der übrigen Welt nur dunkel begreifbaren Grade kennt. Er soll auch nicht wie Granvella die Inquisitionsgerichte, aber die neuen Tribunale in Folge seiner ausserordentlichen Mission in Gang bringen. Wie Granvella ist er aber der Gegenstand ganz besonderen Misstrauens, und da er wie jener gleichsam in der Mitte zwischen den General-Statthaltern und dem Monarchen steht, so verlässt er bald wieder den Schauplatz, während die General-Statthalter noch einige Zeit hindurch ihre Plätze behaupten, bis endlich auch sie die schwer gelungene Balance zwischen Ständen und Kaiser verlieren, da sie sich im April beikommen lassen, die kaiserlichen Intentionen so weit zu verkennen, dass man in Brüssel davon reden konnte, die Regierung wolle nachgeben und die verhassten Decrete zurücknehmen.

Unter dem Eindrucke einer noch gesteigerten religiösen Aufregung, hervorgebracht durch die Brochüre: Qu'est-ce que le pape? und die Ausweisung des päpstlichen Nuntius aus Brüssel, überdies durch die Verhaftung des Kaufmanns de Hondt erbittert, verweigerten am 19. April die Stände von Brabant alle Steuern bis zur Widerrufung der Edicte

und Wiederherstellung der Verfassung, und die Stände der übrigen Provinzen bestürmten die Regierung mit ihren Adressen; die Emeute vom 30. Mai in Brüssel steigerte die An gt der General-Statthalterschaft so, dass die unglückliche Erzherzogin Alles bewilligte, was man von ihr verlangte, und das Volk von Brüssel Triumphe feierte, die Glocken läuten und die Kanonen auf den Wällen lösen liess. Aber die Auszeichnungen, welche den General-Statthaltern im Theater widerfuhren, waren keineswegs von Kaiser Joseph als willkommene Zeichen der Versöhnung betrachtet, und die Rührung der Erzherzogin war mit etwas Bangigkeit gemischt, wie der kaiserliche Bruder wohl den Brief aufnehmen werde, der eben abgeschickt worden war, um ihn von diesen Vorgängen zu unterrichten *).

Wir unterlassen es, auf diese Ereignisse näher einzugehen, und wollen nur die Wirkungen in Betracht ziehen, die sie hervorgebracht haben.

In den Tagen, wo in Brüssel die heftigen Scenen des Aufruhrs zum Ausbruch gekommen waren, war Kaiser Joseph in Gesellschaft der Kaiserin von Russland am 28. Mai von Cherson aufgebrochen, um eine Reise durch die Krim anzutreten, von wo beide Majestäten nach zwölf Tagen zurückerwartet wurden. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob die Nachricht von den Vorfällen in Brüssel den Kaiser noch am Dnieper fand, gewiss ist nur, dass er seine Rückreise mit grosser Beschleunigung vollzog, und am letzten

---

*) Ueber diese gesammten bekannten Ereignisse, welche ich mich beschränke, anzudeuten, vgl. besonders das treffliche Werk von Borgnet, histoire des Belges à la fin du XVIII. siècle p. 80—82, und die vielen deutschen Werke, unter denen die meisten, und besonders Schlosser, sich darauf beschränken, den unverständigen Panegyriker Grosshoffinger S. 228—232 auszuschreiben.

Juni Nachmittags um fünf Uhr in Wien eintraf [1]). Bis zu dieser Stunde wussten die Minister weder in Wien noch die Statthalter in Brüssel, wie der Kaiser die Dinge ansehe und welche Maassregeln er ergreifen werde. Fürst Kaunitz hatte der Statthalterschaft in den Niederlanden auf seine eigene Verantwortung die Billigung ihres nachgiebigen Verhaltens ausgesprochen; es war daher sehr begreiflich, dass Alles im hohen Grade auf Joseph's Entschliessungen gespannt war. Denn es waren seither noch schlimmere Nachrichten aus den Niederlanden eingelaufen, mit denen man den Kaiser empfangen musste: Studenten und Bürgerschaften hatten sich nach dem gelungenen Aufstand vom 30. Mai überall bewaffnet; nachdem es fast in allen Städten zu Excessen und Emeuten gekommen war, war man an jener Grenze angelangt, wo das System vollständig geändert oder die Entscheidung der Waffen gesucht werden musste.

Drei bange Tage hing alles in der Schwebe, ohne dass eine Resolution gefasst worden wäre. Es war einer jener Momente gekommen, wo für die absolute Monarchie kein Rathgeber mehr existirt, wo in der Unberechenbarkeit des Einen Willens das Schicksal der Staaten ruht. In diesem Moment treffen wir den Monarchen in seinem einsamen Cabinet, die verhängnissvollen Plane allein erwägen, die nicht allein für die Völker, sondern für ihn selbst so verderblich wurden. In den Depeschen des damaligen englischen Ge-

---

[1]) Wiener Zeitung 1787. 4. Julius. Der Kaiser war am 3. Juni noch zu Sebastopol, traf am 23. in Lemberg ein, und wurde am 2. Juli in Wien erwartet, wo er aber unerwartet (also wohl in Folge der Depeschen über die niederländischen Ereignisse) schon am 30. Juni eintraf. Nach diesen Angaben der Wiener Zeitung sind eine ganze Anzahl von Geschichtsschreibern zu berichtigen, welche sich nicht einmal die Mühe nahmen, die Wiener Zeitung genau nachzusehen, wie Grosshoffinger, und Alle, die ihn ausschreiben.

sandten wird sehr glaubwürdig versichert, dass Fürst Kaunitz über die Heftigkeit des Kaisers und dessen Weigerung die interimistischen Anordnungen in den Niederlanden zu genehmigen, so unzufrieden war, dass er um seine Entlassung bat und eine Zeitlang die Ausführung der allerhöchsten Befehle verzögerte.

Die Entschliessung des Kaisers über die zu ergreifenden Maassregeln in den Niederlanden war also, wie man sieht, eine rein persönliche, und es wird sich gleich zeigen, wie es seine Absicht gewesen ist, auch in der nächsten Zeit von seinem Cabinet aus allein und unmittelbar in die Ereignisse einzugreifen. Wie Philipp II. die Vorgänge in den Niederlanden, als eine seiner persönlichsten Angelegenheiten betrachtete, so sah auch Joseph in den ihm eben bekannt gewordenen Vorgängen die directesten Angriffe gegen seine Souveränetät. Der absolute Geist beider Regierungen hätte es nie geduldet, die Beleidigungen eines ungehorsamen Volkes ungestraft zu ertragen, und von diesem Standpunkt gab es in dem System keine anderen Mittel als militärische Maassnahmen. In dem Zeitalter Philipps II. aber war es ein leichtes einen Herzog Alba mit unbeschränkten Vollmachten auszurüsten, und das spanische Heer übernahm blindlings die Execution der Entschlüsse seines Königs. Joseph II. dagegen hatte den Entschluss vielleicht mit gleicher Leichtigkeit gefasst, aber die Ausführung davon war ihm ungleich schwerer geworden. Ihm stand kein Alba zur Seite, der mit der Rücksichtslosigkeit des Soldaten den unbedingten und gedankenlosen Gehorsam des Spaniers vereinte. Gleichwol hatte Joseph sein unbewusstes spanisches Vorbild so getreu nachgeahmt, dass er in diesem entscheidenden Augenblick nicht zögerte, sein System mit militärischer Gewalt zur Anerkennung zu bringen.

Schon am 6. Juli war in Brüssel der Befehl des Kaisers angelangt, nach welchem die k. Hoheiten und die Minister nach Wien berufen wurden, und die Regierung einem General ad interim zu übergeben hatten [1]. Gleichzeitig war an eine grosse Zahl Regimenter der Befehl ertheilt, in die Niederlande zur Verstärkung der dort befindlichen Garnisonen einzurücken.

Der Mann aber, dem Joseph II. das zweifelhafte Verdienst eines Herzogs von Alba zugedacht zu haben scheint, war der General Graf Joseph von Murray. Der Ausnahmszustand, den der Kaiser eintreten zu lassen gesonnen war, kündigte sich nicht blos äusserlich, in der Bezeichnung eines General-Gouvernements ad interim an, sondern um auch im Geschäftsgang alle Schwierigkeiten der Ministerien und Behörden von vornherein zu beseitigen, verordnete der Kaiser, dass Murray in unmittelbarer Beziehung und geheimer Correspondenz mit der eigenen Person des Kaisers sein und bleiben solle, und ertheilte seine Weisungen ohne jede Zwischenbehörde an ihn selbst.

Wie man leicht ersieht, eröffnet sich in der Erkenntniss dieses Verhältnisses ein Einblick in die Ereignisse der Niederlande, der für die Geschichte dieses Landes und die Beurtheilung der Josephinischen Regierung von der grössten Erheblichkeit zu sein scheint, zumal gerade die Zeit der

[1] Schreiben des Grafen Belgiojoso an Graf Murray 6. Juli 1787. Ausser der oben angeführten Mittheilung ist die Bemerkung des Briefes von Interesse, dass das Volk die k. Statthalter nicht abziehen lassen wolle, und dass man Aufstand und Plünderung besorgt. Der Minister, der die Tragweite der Erlässe des Kaisers noch nicht vollständig kennt, fragt noch dienstlich an, was der Gouverneur im Fall eines Ausbruches, den die Truppenbewegung wahrscheinlich mache, für Maassregeln ergreifen werde. Zugleich empfiehlt er im Auftrage des kaiserlichen Schreibens Zusammenziehung der Truppen und Sicherstellung der Cassen und Magazine, worüber wir sogleich den Kaiser selbst sprechen lassen werden.

Militärherrschaft des Grafen Murray eine Reihe von Dunkelheiten in den bisherigen Darstellungen der belgischen Revolution nicht verkennen lässt. So kurz nämlich die Episode währte, in welcher Graf Murray das Vertrauen des Kaisers besass, so wenig ist sie in ihren Details gekannt, eine Erscheinung, die sich einfach daraus erklärt, dass die geheime Correspondenz des Kaisers, von der auch Fürst Kaunitz nicht immer unterrichtet war, bisher so gut wie unbekannt geblieben ist. Indem wir sie näher betrachten, wird sie uns nicht allein Gewissheit über die Intentionen des Kaisers geben, sondern es wird sich auch zeigen, aus welchen Gründen seine Absichten scheiterten, und warum Murray denselben nicht entsprach.

II.

Graf Joseph Murray war seit dem Jahr 1781 Commandant der kaiserlichen Truppen in den Niederlanden. Er war von schottischer Herkunft, aber frühzeitig in den kaiserlichen Dienst getreten, wo er den Maria Theresien-Orden erwarb, 1760 in den Freiherrnstand erhoben und am 25. November 1761 zum Grafen ernannt worden ist. Er galt als ein Mann von tüchtigen militärischen Kenntnissen und zugleich von politischer Bildung. Die wichtige Stellung, welche der Kaiser ihm anwies, dankte er unzweifelhaft der ernsten und entschlossenen Haltung, welche die niederländischen Truppen in den Bewegungen der letzten Monate bewiesen hatten. Der Kaiser hatte es anerkennend ausgesprochen, dass die Soldaten überall ihre Pflicht gethan, und wenn von Seite des Militärcommandos nicht energischer gegen die Aufrührer vorgegangen war, so mass der Kaiser die Schuld davon nicht sowol dem Grafen Murray, als vielmehr der Nachgiebigkeit der k. Statthalter bei. Kein Wunder, dass Joseph sich eine ganz andere Haltung von seinem General versprach in dem Augenblick, wo er ihn mit so grossen Vollmachten ausrüstete, und eine durchaus selbständige Stellung anwies. Seine Aufgabe war in dem Systeme selbst vorgezeichnet, welches er zu vertheidigen und durch die militärische Gewalt zu retten beauftragt war, nachdem die Civilgewalten suspendirt und die k. Statthalter abgereist waren. Man hat

behauptet, dass dem General Murray keine bestimmten Instructionen gegeben worden seien, und dass er sich daher in der üblen Lage befand, die Intentionen des Kaisers höchstens errathen zu können, woraus man dann seinen nachherigen Sturz erklären wollte; allein bei genauerer Betrachtung findet sich, dass diese Unklarheit der Situation nur äusserlich erscheinen und dass nur die öffentlichen und ostensiblen Decrete des Kaisers es zweifelhaft machen konnten, welchen Weg die Regierung eingeschlagen wissen wollte. In den geheimen Cabinetsschreiben des Kaisers dagegen, deren Analyse uns in dem Folgenden beschäftigen wird, treten die Intentionen Josephs klar, bündig und mit militärischer Bestimmtheit hervor.

Ausser der bekannten und veröffentlichen Ordre des Kaisers, durch welche Graf von Murray am 3. Juli 1787 zum General-Gouverneur ad interim ernannt worden ist, besitzen wir eine geheime Instruction Josephs vom gleichen Datum, in welcher gleich im Eingange dem General aufgetragen wird, alle Maassregeln, welche er zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe für entsprechend erachte, nach seinem eigenen Urtheile rasch und entschieden zu ergreifen. Hierin soll der General Niemanden als dem Kaiser persönlich verantwortlich sein [1]. Es ist angedeutet, dass der Gouverneur

[1]) Cabinetsschreiben an Grafen Murray vom 3. Juli 1787: C'est à vous seul mon cher Général, que je remets le soin de la tranquillité publique et de l'emploi de la troupe, selon que vous jugerez convenir. Vous ne serez comptable à personne qu'à moi seul, à qui vous ferez vos Rapports des dispositions, que vous croïerez nécessaires, et c'est de moi, que vous recevrez les ordres ultérieurs. Vous ne continuerez pas moins à informer le conseil de guerre du courant des affaires du Commandement général. Ich lasse diesen und die folgenden Briefe hier ohne alle Emendationen und Verbesserungen, selbst in der fehlerhaften Orthographie wortgetreu abdrucken, soweit es die Sache erfordert; dafür schien für minder bedeutendes das Excerpt genügend.

die geschäftliche Correspondenz mit dem Fürsten Kaunitz fortsetzen werde, dass er aber als General den unmittelbaren Befehlen seines Kriegsherrn nach wie vor allein zu gehorchen habe. Welche Absichten dem Kaiser vorschwebten, wird so klar wie möglich ausgedrückt: „Mes intentions sont de reprimer absolument les insolentes démarches, que surtout les Bourgeois de Bruxelles se sont permises et par, lesquelles ils ont arraché au Gouvernement des Concessions aussi indues que lâches.“ Zur Beilegung der Unruhen gibt Joseph die eingehendsten und genauesten Dispositionen. Er hält Brabant und besonders Brüssel für den Herd der Revolution, und daher erscheint ihm nichts gefährlicher als die Truppen zerstreut zu lassen. Er will, dass die Truppen in Brüssel und Umgebung möglichst concentrirt werden. Die Artillerie soll nach den Infanterie-Regimentern vertheilt und jedem derselben eine entsprechende Anzahl Kanonen beigegeben werden. Es soll ferner für reichliche Munition gesorgt werden, besonders sollen 3Pfünder und bei jedem Regiment ein 6Pfünder und die nöthige Menge Granaten vorräthig sein. Die Dragoner werden sämmtlich in Brüssel und Löwen stationirt, weil sie zur Unterdrückung von Strassen-Aufläufen besonders verwendbar sind.

Wie man sieht, hat der Kaiser die äussersten Eventualitäten ins Auge gefasst. Er will zwar nur für die extremsten Fälle von der militärischen Gewalt Gebrauch machen, dann aber sagt er: „Dans ce cas facheux il faut toujours y mettre plus de troupes, qu'il n'en faut et jamais les éparpiller, mais agir toujours en force. L'exécution doit être precédée de l'avertissement, et ce n'est que lorsque celui-ci est infructueux, ou que la moindre insolence a été fait au Militaire même, qu'il en faut tirer vengeance, en observant de ne point tirer en l'air, ou charger sans balle, mais de donner un grand exemple de sévérité, dont

l'effet deviendra une charité, en faisant revenir à la raison le grand nombre, sans avoir égard à ceux, qui malheureusement en ont été les victimes. A l'instant, que le coup aura été frappé il ne faut pas laisser le moment de reflexion, mais separer tous ceux, qui se seront attroupés." Und an einer andern Stelle des Briefes heisst es, dass das Militär auf alle Fälle durchgreifen müsse, und dass der Kaiser überzeugt sei, dass die Officiere und Soldaten sich von Ladendienern und Lastträgern nicht würden zum schmählichen Abfall verleiten oder aus Feigheit entwaffnen lassen. Sollte nach vergeblichem Kampfe Brüssel geräumt werden müssen, so muss man sich im Quarré zurückziehen, und die Cassen und kaiserlichen Beamten sollen mitgenommen werden. Dann mag man sich gegen Namur und Luxemburg zurückziehen und eine Vereinigung mit den deutschen Hilfstruppen suchen, die in der Nähe sein werden und schon Marschbefehl erhalten haben, die der Kaiser aber vorläufig noch nicht in Belgien selbst einrücken lässt, weil er sich auf die belgischen Truppen, deren lobenswerthe Haltung er anerkennt, vollständig verlassen zu können meint.

Noch hoffte Joseph indessen, dass es so weit nicht kommen werde, er glaubte, dass seine Truppen durch Vorsicht und Behutsamkeit Herren der Situation bleiben werden, ohne dass es zum förmlichen Bürgerkrieg zu kommen braucht. Des Kaisers Rathschläge und Befehle sind so eingehend, dass er sich mit allgemeinen Anordnungen noch nicht einmal genügen lässt, die Plätze in Brüssel und die Wachposten sind genau bezeichnet, welchen der General besondere Aufmerksamkeit zuwenden solle. Selbst auf die nothwendige Stärke der Patrouillen und Ronden, auf die Löhnungsbeiträge und Gratificationen, auf das standrechtliche Verfahren und die Bewachung der Gefangenen, erstrecken sich des Kaisers genaue Instructionen. Wenn dann der

Kaiser versichert, wie er nur das Wohl seiner Unterthanen im Sinne, und keinerlei zerstörende Absichten habe, so fällt es auf, wenn gleichzeitig über diese ernsten Maassregeln, unter denen zum Schluss auch noch ein allfälliges Bombardement der Stadt Brüssel in Aussicht genommen wird, Stände und Bevölkerung von Flandern und Brabant förmlich getäuscht werden sollen. Denn der Kaiser verlangt ausdrücklich, dass das Volk über die Truppenbewegungen auf alle Weise beruhigt werde. Den ganzen Ernst der Situation sollte Niemand kennen als der Kaiser und der General, dem er seine Befehle zur Vollziehung übersendet: „Vous ne laisserez voir cette lettre ni à personne qui vive et pas même à leur Altesses Royales ni au Ministre, qui n'en ont aucune connaisance relativement aux dispositions particulières qu' elle renferme.“ Uebereinstimmend mit diesen Anordnungen wird es endlich gefunden werden, dass der General-Gouverneur seine Berichte unmittelbar an den Kaiser einzusenden habe.

Die Regierung der Niederlande hat am 3. Juli, wie man sieht, eine völlig veränderte Gestalt erhalten; eine heimlich organisirte militärische Gewalt beherrschte unter den unmittelbaren persönlichen Befehlen des Kaisers die belgischen Provinzen. Ja man hatte so wenig eine Ahnung von der ungeheuren Veränderung, die in der Stille vor sich gegangen war, dass man bis auf den heutigen Tag in den Geschichtsdarstellungen dieser Zeit eine Erkenntniss und Würdigung dieses Momentes und seiner Bedeutung vergebens sucht.

Wenn man die öffentlichen Erklärungen des Kaisers, und die officiellen Schritte seiner Regierung allein ins Auge fasst, so möchte man freilich kaum einen wichtigen Abschnitt in den Decreten des 3. Juli finden, und Niemand wird aus den äusserlichen Maassnahmen Josephs errathen können, welche besonderen Dienste er von dem General Murray erwartete.

Vergleicht man den Inhalt der Depesche an den General-Gouverneur mit dem Schreiben, welches gleichzeitig von Seite der Regierung an die Stände abging [1]), so muss man über den Contrast erstaunen, der da entgegen tritt. Während dort von der Nothwendigkeit der Gewalt geredet wird, finden wir hier, wie der Kaiser bereit sei, als Vater und Mensch zu verzeihen und Alles, was vorgefallen ist, nur Missverständnissen zuzuschreiben. Er versichert ja gleich im Anfang, wie ihm gar nicht in den Sinn gekommen sei, an der Verfassung und den Rechten der niederländischen Provinzen etwas zu ändern, wie er alles zum Vortheil seiner Unterthanen, nichts in seinem persönlichen Interesse zu thun Willens sei. Nur schädliche Missbräuche bei der Gerichtsverwaltung habe er beseitigen wollen, und die Kreishauptmannschaften hätten keinen andern Zweck, als über Ausübung der Gesetze zu wachen. Demnach wäre der Kaiser entschlossen, alle neuen Anordnungen zu suspendiren, bis mit den kaiserlichen Statthaltern zugleich eine Deputation der Stände in Wien eingetroffen sein werde, die ihre Beschwerden mündlich vortragen möge. Nur zum Schluss des Schreibens lässt der Kaiser eine ernste Mahnung und Drohung ergehen, welche aber weit entfernt ist, die Tragweite seiner schon gefassten Entschlüsse zu enthüllen.

In dem Lager der niederländischen Patrioten, hatte man indessen mit feinerem Instincte als man vermuthen sollte, die Situation begriffen. Man war schneller, als der Kaiser vielleicht wünschte, entschlossen, die verlangte Deputation nach

---

[1]) Es ist häufig abgedruckt bei Gerard I. 259, Grosshoffinger S. 235 ff. und es genügt hier daran zu erinnern; bemerken wollen wir nur noch, dass die Anrede des Kaisers an die nachher in Wien angelangten Deputirten weniger so klang, als wollte er ihre Beschwerden vernehmen, vielmehr schien es, als ob sie berufen worden seien, um seine persönlichen Verweise entgegen zu nehmen.

Wien zu schicken, und da es galt Zeit zu gewinnen, so verhielt man sich zunächst ruhig, und begnügte sich mit allerlei Manövern, um den drohenden Militärdespotismus einstweilen einzuschläfern. General Murray befand sich sofort in einer wankenden Stellung, bei der es schwer war die officiellen Erlässe der Regierung, und die geheimen Instructionen in der Praxis der Geschäfte in Uebereinstimmung zu erhalten. Auch fehlt es nicht an Beweisen, dass von Seite der Niederländer dem General die liebenswürdigsten Zeichen persönlicher Hochachtung und der innigsten Freude über seine Ernennung gegeben worden sind, Dinge, die auf den alten wohlwollenden Mann nicht ohne einen gewissen verführenden Einfluss bleiben konnten [1]).

Aus der gefühlvolleren Stimmung, in welche der General durch die Beweise der Anhänglichkeit eines Volkes vielleicht versetzt war, das er mit der eisernen Strenge eines Alba beherrschen sollte, war er durch die Sendung des Majors Graff herausgerissen, den der Kaiser mit Depeschen an Graf Murray, zugleich aber mit der Bestimmung abgeschickt hat, dass er dem General zur Seite bleibe, und in wichtigen Geschäften im Sinne des Schreibens vom 3. Juli verwendet werden solle [2]). Was war der Zweck dieser geheimen Mission? Glaubte der Kaiser noch einer besonders vertrauten Person sich bedienen zu müssen, um auch über den General-Gouverneur und dessen Schritte hinreichend berichtet zu sein? Schien auch Murray noch nicht ganz verlässlich, um

---

[1]) Es liegt uns eine Anzahl von circa 30—40 Gratulationsschreiben an den Grafen Murray vor, in denen der hohe Adel, Redacteure und Schriftsteller, aber ganz vorzüglich die Bischöfe vertreten sind. Sie durften natürlich nach dem Grundsatz der politica ecclesiastica bei diesem Anlass nicht fehlen. Aber auch die Städte, Richter und Bürgermeister konnten in einer durch den Absolutismus halbverdorbenen Zeit nicht umhin, ihrer Servilität entsprechenden Ausdruck zu geben.

[2]) Schreiben des Kaisers an Gf. Murray vom 6. Juli 1787.

so besondere Vorsichten zu erklären? Es kann uns natürlich nicht in den Sinn kommen, über diese geheimsten Gedanken Josephs II. ein Urtheil abzugeben, da ja selbst unsere geheime Correspondenz hier jede Auskunft versagt.

Betrachten wir die Lage der Dinge in den Niederlanden, so hätte sich Luxemburg schon am 17. Juli für die Absendung der vom Kaiser berufenen Deputirten entschieden, von den übrigen Provinzen wurde der gleiche Beschluss täglich erwartet[1]). Die Freicorps und Bürgergarden hatten zwar keineswegs Lust bezeigt, die Waffen wieder abzulegen, vielmehr begann Van der Noot die comités des volontaires zu organisiren, denen er selbst präsidirte, doch hielt sich alles still, und so konnte Murray einen beruhigenden Bericht abfassen, der den Kaiser zufrieden stellte, aber in seinem beweglichen Geiste sofort wieder den Wunsch rege machte, die zeitweilig suspendirten Organisirungsdecrete vom 1. Januar bald wieder in Wirksamkeit zu sehen. „Je desire", schreibt Joseph II. schon am 24. Juli, „que la raison, qui vous paraît renaître dans les esprits se soutienne, mais il y a bien des manches à mettre, et vous sentirez vous même et ferez sentir à tout le monde, que je ne puis entrer en matière sur rien avec les deputés et les états, avant que tous les objets depuis le 30 de Mai, où ils ont forcé la main à mon Gouvernement pour lui faire accorder des concessions que loin de confirmer, j'ai rejettées et desapprouvées, ne soient parfaitement et complètement anullées et tous remis tels qu'ils étoient au 1mier d'Avril de cette année sans exception quelconque. Fürwahr eine schnelle Gesinnungsänderung! die sich wohl nur aus der tiefen Verstimmung, in welcher sich der Kaiser befand, zu

[1]) Schreiben des Herzogs Albert an Gf. Murray vom 17. Juli, aus welchem zu ersehen, dass Murray die obigen Nachrichten mitgetheilt habe.

erklären vermag, und wenn er in demselben Schreiben doch auch wiederum zugesteht, dass vorläufig die Gerichts- und politischen Behörden suspendirt bleiben müssen, so commentirt sich die obige Stelle eben von selbst, als dasjenige, was der Kaiser zu erreichen wünscht, nicht als das, was er sofort ins Werk setzen zu können glaubt. Im übrigen will der Kaiser, dass der General sich nicht durch den guten Anschein der Dinge einschläfern lasse. Er bemerkt sehr richtig, dass die Freicorps und Bürgergarden in ihrer gefährlichen Haltung noch fortbestehen, dass die Kokarden nicht abgeschafft und dass sein sehnlichster Wunsch ihre Vereine zu beseitigen nicht durchgeführt sei. Der Kaiser will, dass dies geschehe, denn mit bewaffneten Unterthanen könne er nicht unterhandeln. Er fordert zugleich, dass die Bürgermilizen die dem Militär zugehörigen Waffen an dasselbe zurückstellen und glaubt überhaupt, dass der Herd der Revolution in Brüssel durchaus noch nicht gelöscht sei.

Noch eine Bemerkung, die der Kaiser in seinem Schreiben macht, müssen wir etwas eingehender betrachten, weil sie zugleich die ganze Schwierigkeit der Stellung Murray's gleich hier erkennen lässt. Die Subsidien und Steuern waren, wie wir schon erwähnt haben, von den Ständen verweigert worden. Folge davon ist gewesen, dass die Finanznoth gross war, und dass man nun sowohl von Seite des Kaisers, wie später von derjenigen der Minister allerlei Forderungen der Abhilfe dieser Uebel an den General stellte, die ihm natürlich noch schwerer fielen, als seine militärische Stellung. In dem erwähnten Schreiben verlangte der Kaiser, dass man die Stände zur Bezahlung der Subsidien nöthige, aber wie wäre das möglich gewesen ohne Anwendung der äussersten Gewalt? Ja selbst diese hätte nicht ein unzweifelhaft sicheres Resultat geliefert. Unter solchen Umständen glaubte Murray den Weg eines gewissen freundschaftlichen Geschäftsverkehrs

mit den Ständen vorziehen zu müssen, ein Weg, der sich besonders nachher noch empfahl, da man noch weitere finanzielle Geschäfte dem Grafen von Murray anvertraute, von denen später zu reden sein wird.

Indessen scheint es, dass Murray wirklich der Ueberzeugung lebte, dass sich die sämmtlichen Irrungen in den Niederlanden auf friedlichem Wege würden beilegen lassen. Wenigstens versicherte er in einem Schreiben an den Fürsten Kaunitz vom 24. Juli, dass die Ruhe und Ordnung nach vollzogener Wahl der nach Wien bestimmten Deputirten eintreten werde. Er verspricht, dass die Bürger-Corps beschränkt und theilweise entwaffnet werden würden, und glaubt, dass bereits am 12. oder 13. August die Deputirten in Wien eintreffen könnten [1]).

In auffallendem Contraste zu diesen beruhigenden Worten stand ein neues Cabinetsschreiben des Kaisers [2]), worin er abermals alle möglichen militärischen Anordnungen trifft, welche unzweifelhaft darthun, dass Joseph II. einen förmlichen Bürgerkrieg in den Niederlanden in nächster Zeit voraussah. Er empfiehlt neuerdings die strenge Besetzung von Brüssel, er lässt die Brücke von Termonde, als wichtigsten strategischen Punkt mit einem Bataillon bewachen, er verbietet der Bürgerschaft in den Garnisons-Städten jede selbstständige Bewachung der Staatsgüter, der Magazine und Cassen, er will, dass die Thore der Städte nur vom Militär nicht von den Bürgern besetzt werden, kurz, man kann sagen der Kaiser war noch immer zu den schlimmsten Maassregeln entschlossen, um die unbedingte Autorität seiner Gesetze vom 1. Januar aufrecht zu halten.

---

[1]) Schreiben des Gf. Murray an den Fürsten Kaunitz vom 24. Juli 1787.

[2]) Joseph an Murray vom 27. Juli.

Ob und wie weit er geneigt sein werde den Vorstellungen der niederländischen Deputation Gehör zu geben, hätte der Generalgouverneur schon in einem Schreiben des Kaisers vom 28. Juli zwischen den Zeilen lesen können, wenn es dort heisst, dass der Kaiser zwar durch die k. Hoheiten, welche von Brüssel angelangt sind, unterrichtet sei, wie demnächst die niederländischen Deputirten eintreffen würden, dass er aber sich davon nicht viel verspreche, weil die Uebelgesinnten blos Zeit gewinnen wollten, und an ihrer ernsten Unterwerfung und Besserung zu zweifeln sei. Cette situation, heisst es dann weiter, ne peut point subsister et si les états croyent que l'envoi des deputés seul me suffira avec un compliment et que je passerois sur tous les autres points et articles ils se trompent trés-fort. Wieder wird hierauf ein förmlicher Feldzugsplan dargelegt, welcher ganz geeignet schien die Provinzen im Zaume zu halten. Damit aber die Truppendislocationen kein weiteres Gerede veranlassen, so soll man den Zweck derselben freundschaftlich darlegen und erklären, dass der Kaiser zur Sicherung seiner Staaten dies alles so angeordnet habe, und dass man entschlossen und beauftragt sei im Falle der Widersetzlichkeit der Bevölkerung rücksichtslos mit Waffengewalt einzuschreiten [1]). Dabei

[1]) Mais vous ne laisserez pourtant pas aucun doute d'en avoir reçu l'ordre positif et que par conséquent vous deviez l'exécuter coute qui coute. Joseph II. scheint diesen Sprachgebrauch sehr geliebt zu haben; dieses coute qui coute kommt so oft in den uns vorliegenden Briefen vor, dass wir nicht im Stande sind alle diese Stellen zu widerholen. Es gehörte gewiss eine starke Ueberzeugung von der unfehlbaren Richtigkeit der kaiserlichen Politik dazu, wenn man diese Aeusserungen übersehen und sich zum Vertheidiger des Josephinischen Systems aufwerfen wollte. In der Geschichte handelt es sich überhaupt nicht um Lob und Tadel, welche wir den Schulmeistern überlassen, sondern um die Prüfung politischer Verhältnisse nach dem Erfolg und nach den Gesetzen der Zweckmässigkeit und ihrer Mittel.

befand sich der Kaiser in der sonderbaren Täuschung, dass er mit seinen Militär-Maassregeln durchaus nicht im Widerspruch mit der Verfassung sei, eine Ansicht, welche dann auch Murray den Ständen beibringen wollte, von der sie aber nicht zu überzeugen waren, da gerade die belgischen Verfassungsbestimmungen schon seit Karl's V. Zeiten das Hereinziehen fremder Truppen in die Provinzen als vollkommen ungesetzlich erscheinen liessen. Der Kaiser aber meinte: „Comme les états ne peuvent réclamer leur constitution sur la répartition des troupes dans le païs, qui dépend uniquement de moi, ils ne pourront y porter empêchement sans manifester une volonté decidée de vouloir attenter à l'autorité souveraine et d'avoir des intentions louches et dangereuses; plus il y aura donc d'opposition de leur part, plus assemblage des troupes deviendroit pressant et nécessaire.“

Man sieht, dass Joseph sich hier auf seine souveränen Rechte bezieht, welche ihm vollständige Macht über sein Heer einräumen, und wenn wir von dem zu sprechen hätten, was in einer Monarchie nothwendig und unerlässlich ist, so würden wir wahrscheinlich ein anderes Urtheil über die militärischen Maassregeln des Kaisers zu fällen in der Lage sein, als die Niederländer, welche entschieden auf ihre Privilegien gestützt das Herbeiziehen und Concentriren fremder Truppen als ungesetzlich erklärten. Aber wir haben hier nicht in Betracht zu ziehen, was ein idealer politischer Standpunkt, wie der des Kaisers zur Durchführung seiner aufgeklärten Ideen für zulässig hält, sondern blos zu constatiren, dass der souveräne Wille sich in einen unzweifelhaften Widerspruch zu den gewohnheitsrechtlichen Vorstellungen des niederländischen Volkes gesetzt hatte. Denn wenn der Kaiser sagt, dass er nichts gegen die Verfassung thue und dann gleich im selben Athemzug mittheilt, dass frische deutsche Truppen schon in Anmarsch seien, und

dass man den Bürgerschaften erklären möchte, diese kämen blos, weil man die Bürger des Soldatenspieles entheben wolle [1]), so sind das eben sonderbar zu reimende Dinge.

Allerdings wird man den Kaiser nicht allein dafür verantwortlich machen können, dass die Dinge in ein Stadium getreten waren, wo man sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, dass die verwickelte Frage nur durch den Gebrauch der Gewalt gelöst werden könne. Jedes bevormundende Regierungssystem, wenn es einmal mit der öffentlichen Meinung in einen thatsächlichen Conflict gekommen ist, wie dies in Belgien durch die Neujahrsdecrete Josephs II. geschehen, befindet sich in der Lage, entweder in die constitutionellen Formen des Staatslebens übergehen, oder sich durch Gewalt befestigen zu müssen. Da Joseph II. für das erstere weder die Einsicht noch den Willen hatte, so war er nothgedrungen in die zweite Bahn gedrängt, da auch die Bevölkerung bereits auf einer Höhe der Leidenschaft und des Widerstandes angelangt war, wo sich die Dinge rein physikalisch zu entwickeln pflegen. Beweis dessen sind die revolutionären Beschlüsse der Comité's in Brüssel vom 15—30. Juli, welche alle Gewalt des Staates an sich gezogen zu haben schienen [2]).

Der Kaiser war übrigens über diese Dinge ausserordentlich gut unterrichtet, und es ist erstaunenswerth, wie genau er selbst über Persönlichkeiten Bescheid wusste, —

---

[1]) Humoristisch sagt der Kaiser: On peut faire valoir cette contraction des troupes vis-à-vis le public, que je l'ai jugée nécessaire pour épargner les fraix et la perte du tems aux Bourgeois et Artisâns qui jouent actuellement les militaires, en negligeant leurs ouvrages, et s'occupent de la sureté publique etc.

[2]) Resolutions du comité établi pour le corps des volontaires agrégés aux cinq Serments de la ville de Bruxelles. Bei Gerard I. 362 ff.

ja wie er von Einzelnen, die er als brauchbare Beamte bezeichnet, die Vermuthung ausspricht, sie möchten nur als Spione dienen, oder wie er selbst Crumpipen, den er einen vortrefflichen Arbeiter nennt, doch an der Spitze der Verwaltung nicht sehen will. Es ist kein Zweifel, dass der Kaiser mit der grössten Klarheit an seinem Zwecke arbeitete, trotz alledem und alledem die Decrete über die Justiz und Verwaltung, sowie diejenigen über die geistlichen Körperschaften und die General-Seminarien allmählich aber sicher dennoch in Ausführung zu bringen. Deshalb sollten die Niederlande in ein militärisches Netz gefasst werden, worauf die Zurücknahme aller Zugeständnisse der Regierung und der k. Statthalterschaft seit dem 30. Mai ungescheut hätte erfolgen mögen. Wäre daran nach dem früher mitgetheilten noch im mindesten zu zweifeln, so belehrte uns ein Schreiben vom 30. Juli über diese Intentionen: Nachdem der Kaiser in demselben auseinandergesetzt hat, wie er nicht erwarte, dass der General Murray in seiner Amtsführung in dieselben groben Fehler verfallen werde, in welche die k. Hoheiten und ihre Minister durch Nachgiebigkeit gekommen waren, heisst es dann weiter: „Il n'est pas question de captiver les esprits, de gagner peu à peu du terrain; mais il s'agit absolument de tenir ferme et d'exiger de la soumission et de l'obeissance dans tous les points, qui sont manifestement dû à la souveraineté et à mes droits. Je m'attends donc, que sans autre representation ni doute quelconque vous exécuterez de gré ou de force, le rassemblage des troupes, dont je vous ai chargé, et que vous tiendrez ferme dans les deux points principaux, savoir: à Bruxelles et à Malines, et qu'une fois l'Artillerie, les munitions et les armes prises en possession à Malines et mises en sûreté ou partagées vous ferez marcher les 4 Bataillons avec l' Artillerie et les 2 divisions de Cavallerie là où le besoin le requérira et où l'audace et le

desordre seront les plus forts pour y porter un coup d'autorité, étant fermement décidé, hors l'article des nouveaux tribunaux de justice et des intendances de faire casser par le Gouvernement à son tems, tous les autres arrêts et ordonnances, qui se sont faits ou ont été donnés depuis le 30 Mai.

Das war es also, was der Kaiser mit den militärischen Maassregeln bezweckte: Aufhebung der den k. Statthaltern seit dem Mai abgerungenen Zugeständnisse und Wiederherstellung der Zustände vor dem April. Betrachtet man, was Murray für diesen Zweck in der Zeit eines ganzen Monats geleistet hatte, so war dies freilich nicht viel, und der Kaiser konnte daher sich nicht genug über die Berichte Murray's verwundern, welche davon sprachen, dass sich die Geister zu beruhigen begännen. In diesen einem Punkte muss man zugestehen, dass Joseph's misstrauischer Geist ihn richtig leitete, wenn er am 3. August schrieb, dass er auch nach den neuesten Nachrichten kein Vertrauen fassen könne. Nach allem was geschehen sei, könnten nur Thaten die Ruhe wieder herstellen. Durch den Schein der Loyalität dürfe sich der Graf nicht täuschen lassen. Festigkeit und Pünktlichkeit in der Ausführung der Befehle des Kaisers, dies könne allein zum Ziele führen.

Wirklich hatte Murray die Zusammenziehung der Truppen nicht so schnell durchführen können, als der Kaiser gehofft hatte, denn an vielen Orten wie in Löwen und Anvers, in Brügge und an anderen Orten waren Demonstrationen vorgefallen, und die Stände von Brabant lagen den Generalgouverneur mit Gesuchen vieler Städte an, man möchte die grossen Garnisonen vermindern. Graf Murray antwortete, was ihm der Kaiser wiederholt aufgetragen hat: dass die Zusammenziehung der Truppen in den Souveräne-

tätsrechten des Kaisers begründet sei, und dass der Kaiser nichts gegen die Constitution unternehmen wolle, was die Stände freilich eben so wenig glaubten, als es aus ihrer wahren Gesinnung floss, wenn sie wiederholt ihre Treue und Ergebenheit an Se. Majestät versicherten und bekräftigten [1]).

Denn schon war man in Wien glaubwürdig unterrichtet, dass die Stände sich an die französische Regierung gewendet hatten und dieser ihre Angelegenheiten vortrugen, ein Vorfall, der mit Recht des Kaisers Zorn erregte. Wenn nun die Stände dem Grafen Murray erklärten, sie wollten zum bevorstehenden Türkenkrieg dem Kaiser 20—30000 Mann ins Feld stellen, so musste das erscheinen, als ob man blos eine Armee aufbringen wolle, mit der des Landes und der Stände Freiheiten vertheidigt werden sollten [2]). Die Dinge waren auf einem Punkte angelangt, wo der Kaiser selbst die loyalsten Aeusserungen nicht mehr ohne Argwohn entgegennahm. Bevor er nicht vollständig Herr im Lande war, schien jede weitere Unterhandlung nur vom Uebel.

In dieser betrübten Stimmung befand sich der Kaiser als die Deputirten der Stände, die er bereits am 3. Juli, wie wir gesehen haben, berufen, endlich in Wien angekommen waren. Der lange Zeitraum, der dazwischen lag, hatte in den Ansichten des Kaisers vieles geändert; seine Haltung war um so schroffer, je sicherer er überzeugt zu sein glaubte, dass seine militärischen Maassregeln vortrefflich und seine ganze Politik unfehlbar sei.

So war ihm denn noch in der letzten Stunde bevor die langersehnte Audienz der niederländischen Deputirten statt-

---

[1]) Depesche des Grfn. Murray an den Fürsten Kaunitz. Brüssel 9. August 1787.

[2]) Ebd. und eine zweite Depesche vom 10. August, welche sich auch in dem Essai sur l'Administration du Comte M. S. 21 abgedruckt findet.

finden sollte, das rein formelle Bedenken gekommen, ob es denn mit seiner Würde verträglich sei den Deputirten Gehör zu geben, so lange noch die der Regierung im Mai abgerungenen Zugeständnisse in Kraft bestehen. Um also wenigstens den Schein zu retten, wurden alle Decrete der Regierung seit dem Mai annullirt, und dies verursachte eine furchtbare Gährung in den Niederlanden, als man von dieser neuen unerwarteten Ordonnanz dort Nachricht erhielt [1]). Dies geschah in dem Augenblicke, wo die gemässigte ständische Partei durch die nach Wien berufene Deputation Abhilfe ihrer Beschwerden zuversichtlich hoffte. Statt dessen macht der Kaiser in einem Schreiben vom 16. August die ziemlich lakonische Bemerkung: J'ai donné audience hier aux Déptutés et vous trouverez si joint ma reponse à leur discours assez peu signifiant, herissé de phrases et de reclamations."

Man muss über Schriftsteller erstaunen, welche diese bekannte Antwort des Kaisers, worin er den Deputirten nichts als einen Verweis ertheilte, bewundernswerth zu finden vermögen. Der Kaiser sagte, dass schöne Worte sein Missfallen über die Vorfälle in Belgien nicht ändern, und dass man ihn durch Thaten von Treue und Gehorsam überzeugen müsse. Man sollte glauben, dass es dazu nicht nöthig gewesen wäre die Deputirten kommen zu lassen, da solche väterliche Verweise bevormundender Regierungen besser schriftlich als mündlich ertheilt werden. Und was war es, warum die Deputirten so ungnädig empfangen wurden? Was

[1]) Depeschen des Grfn. Murray an Fürst Kaunitz vom 30. August und 2. September. In der letzteren wird ausdrücklich gesagt, dass man die Ordonnanzen des Kaisers vom 16. August so betrachte, wie eine Zurücknahme der Versprechungen vom 3. Juli. Graf Murray suchte das Volk darüber zu beruhigen, aber freilich wie es scheint, vergeblich. Vgl. in dem Essai sur l'Administr. S. 31.

sich auch in den Strassen von Brüssel und in den Comité's der Volontär's ereignete, den Ständen konnte man doch wohl nicht eine Gemeinsamkeit ihrer Bestrebungen mit denen des Pöbels zumuthen. Es ist wahr, dass die Instruction der Stände [1]), die sie den Deputirten nach Wien mitgaben, nichts enthielt, was Joseph II. befriedigen konnte, aber um was sie baten war ja eben nichts anderes als die Aufrechthaltung ihrer Verfassung, derselben, von der auch der Kaiser selbst beständig versicherte, dass er sie nicht aufheben wolle. Fürwahr eine sonderbare Verwirrung der Ideen, in welche die Personen durch das System gebracht und wie in einem unlösbaren Banne gehalten wurden. Der Kaiser wie die Deputirten standen sich mit Misstrauen gegenüber, und zu einer Besprechung, zu einer aufrichtigen Verständigung, welche irgend förderlich gewesen wäre, ist es nie gekommen [2]). Den Deputirten erklärte der Kaiser in einer zweiten Audienz, dass er ihnen einen Beweis geben wolle, wie gut er es meine, indem er den Grafen Belgiojoso, der sich Ihnen verhasst gemacht, durch den Grafen Trautmannsdorf als bevollmächtigten Minister ersetzen wolle. In Wahrheit aber war die Meinung des Kaisers, wie er am 16. August dem Grafen Murray schreibt, dass sich der Graf Belgiojoso unfähig gezeigt, dass er den Kopf verloren, und im rechten Augenblick nicht die rechte Energie gehabt, und dass er deshalb den Grafen Trautmannsdorf zum Minister in den Niederlanden ernennen wolle. Man sieht leicht, dass bei dieser zweideutigen Stimmung des Kaisers eine wirkliche Ordnung der verwickelten Angelegenheiten nicht zu denken war.

---

[1]) Feller, Becueil des representations und Gerlache 176.

[2]) Die Spässe und Witze, welche bei dieser Gelegenheit von Joseph II. erzählt werden, vgl. Grosshoffinger 243, sind von seichten Köpfen als sehr wichtig und höchst bedeutend für die ganze politische Frage dargestellt worden.

Eben so auffallend musste es endlich erscheinen, dass Joseph in denselben Tagen, in welchen die Deputirten ihre Beschwerden wiederholten, den Ausbau des Generalseminars in Löwen befiehlt und die Seminaristen wieder dahin ohne weiteres beordert. Betrachtet man diese Anordnungen Josephs, die unter dem Namen der Préalables indispensables bekannt sind, im Ganzen, so zeigt sich, dass keine einzige Bestimmung des Kaisers aus den Unterredungen mit den Deputirten selbst resultirte, sondern dass die Gegenwart der Deputirten gleichsam nur der äussere Anlass war, zu den neuen Ordonnanzen, welche eben so wenig befriedigten, wie die alten, obgleich diejenigen vom 1. Januar 1787 noch suspendirt geblieben sind. Am bezeichnendsten aber dafür, wie sehr das Zeitalter Josephs II. von der Unfehlbarkeit des bevormundenden Geistes erfüllt war, ist vielleicht dies, dass der Kaiser die von den Ständen von Brabant durch die Deputirten übergebene Denkschrift in zwei Briefen an den Grafen Murray ausserordentlich anerkennend bespricht, gleichwohl aber das gerade Gegentheil von dem befiehlt, was dieselbe enthält.

So sehr nun auch über all die verfehlten Hoffnungen der Stände die Gährung in Brüssel stieg, so wenig war der Kaiser um den Ausgang der Dinge irgend besorgt: „il est tems en ce moment de faire voir, qu'on est le maître, et qu'on est en mesure de pouvoir parler comme tel et c'est ce, qui sera finit plutôt les désordres et en même tems mieux reconnaître le prix de la condescendance, que je pourrai avoir dans la suite pour les desirs des états.“

Am selben Tage (30. August), an welchem der Kaiser dies schrieb, liessen die Stände von Brabant eine Erklärung drucken, die sie dem General-Gouverneur auch in der That übergaben, dass sie zu der von Sr. Majestät geforderten Wiederherstellung der Zustände vor dem 1. April die Hand

nicht bieten können. Der Kaiser schien ruhig darüber; „Excesse, welche in Brügge vorgekommen waren und die von den Truppen gedämpft wurden, gäben ihm, schreibt er an Murray, den Beweis, wie die Volontärs gegen ein disciplinirtes Heer nichts vermöchten.“

Und von demselben Geiste ist ein weiterer Brief beseelt, den der Kaiser am 9. September an den General-Gouverneur schrieb: Es heisst darin gleich im Eingang, der General möge mit Festigkeit auf der Ausführung der letzten Verordnungen bestehen und sich nicht weiter um das Gerede der Stände bekümmern: „vous ferez exécuter de gré ou de force mes ordres.“ Grossen Aerger hatten Joseph II. die Menge von Flugschriften und Broschüren verursacht, welche in diesen Tagen in Brüssel erschienen waren, er forderte daher von dem Rathe von Brabant die Bestrafung der Verfasser, welche das Volk aufreizten. Im Falle die Mitglieder des Raths dies verweigerten, so solle man sie absetzen, heisst es, auch will der Kaiser die Namen der Opponenten wissen. Im übrigen erscheint es fast, als ob er ein ernstlicheres Ereigniss selbst gewünscht hätte, denn er beharrte bei seiner Ueberzeugung, dass nur in Brüssel ein Herd der Renitenz und des Ungehorsams brenne, wenn dieses Feuer durch einen grossen Streich gelöscht würde, so wäre man auch in den Provinzen der Ruhe vollkommen sicher. Auch tröstet sich Joseph damit, dass der General-Gouverneur im Augenblick so viel Mannschaft besitze, dass er der gesammten Städte in Belgien Herr sein könne. Auch mögen die Uebelgesinnten nicht aus dem russisch-türkischen Kriege Hoffnungen schöpfen, denn aus Belgien werde der Kaiser keinen Soldaten entfernen.

Man sieht, es sind die alten oft wiederholten Anschauungen, dass sich der ganze Zustand durch die Gewaltmaassregeln bessern lassen werde. Indessen finden wir gerade in

dem erwähnten Schreiben auch einige bestimmtere politische Gesichtspunkte, als diejenigen, die wir bisher zu hören gewohnt waren. Der Kaiser scheint sich denn doch endlich die Frage vorgelegt zu haben, was das Ende der unbeugsamen ständischen Opposition wohl sein möchte, und da finden wir eine Ansicht ausgesprochen, die wie ein Lichtpunkt in dieser Fülle von blossen Gewaltmaassregeln erscheint. Der Kaiser bespricht nämlich die bevorstehende Amtsführung des Grafen Trautmannsdorf und sagt, er werde sich über eine definitive Ordnung der Justiz und politischen Verwaltung mit den Ständen in keine weiteren Discussionen einlassen, denn es sei zu erwarten, dass sie mit der Zeit einsehen würden, dass seine Justizgesetzgebung eine wirkliche Verbesserung und seine Verwaltung weniger kostspielig sei, und auch das Volk werde die Mängel des jetzt bestehenden allmählich begreifen lernen und selbst Veränderungen wünschen. Was aber die Geistlichkeit betreffe, so würde man endlich einsehen lernen, dass es nicht zweckmässig sei, dass man sie in Trägheit und Müssigang versinken lasse, wobei das Volk zur Unwissenheit und materiellen Frömmelei angeleitet werde [1]). Es sind Gedanken, von denen man wünschen möchte, dass der wohlwollende Monarch ihnen häufiger Gehör gegeben hätte. Vielleicht hätte er dann weniger Vertrauen zu seinen papierenen Verordnungen und mehr Wirkungen im praktischen Leben gehabt, aber indem das bevormundende System beständig sein unmittelbares Eingreifen erheischte, indem es ihn zu Schritten nöthigte,

1) Wir wollen hier noch einige kleinere Momente aus dem Schreiben vom 9. September hinzufügen. Der Kanzler Krumpipen soll gegen Kabalen geschützt werden. Rapedius von Berg sei zum Regierungsrathe ernannt, Cornet de Grez wird seines Dienstes entlassen. Verbot der Cocarden und der Uniformen der Bürger wird erneuert. Winterquartier in Brüssel und Löwen mittelst Einquartierung sind anbefohlen.

die weder in der Zeit vorbereitet, noch in der Verfassung gerechtfertigt waren, so war es sein immerwährendes Missgeschick, Widerstand zu erfahren, und wie er selbst so oft erklärte, missverstanden zu werden. Darin liegt zugleich das Tragische seines Lebens und der Urtheilsspruch über seine Regierung.

III.

Inzwischen befand sich auch der General Murray mehr und mehr im Gedränge, und man muss es zugestehen, es war keine leichte Aufgabe, die widersprechendsten Verhältnisse und Verordnungen in einer annehmbaren Harmonie des Lebens zu erhalten. Zu allen Fatalitäten seines Gouvernements kam nämlich in eben diesen Tagen eine neue Forderung der Wiener Regierung, welche geeignet war, einen mit den Ständen des Landes in fortwährenden Differenzen befindlichen Gouverneur zur Verzweiflung zu bringen. Der Kaiser oder vielmehr die Wiener Regierung brauchte Geld. Schon in den vorerwähnten Schreiben des Kaisers kommen unzweideutige Andeutungen über die Nothwendigkeit der Subsidien, zu denen man die Stände bewegen solle, vor. Der Kaiser spricht sogar seinen Entschluss aus, dass in dem Falle, als die Stände die Subsidien verweigerten, die Güter und Fahrnisse derselben sowie die Gehalte der Beamten sollen mit Beschlag belegt werden, eine Ansicht, welcher auch Fürst Kaunitz seinen ungetheilten Beifall schenkte, da die Subsidien denn doch nicht, wie er sagt, gegen die Constitution verstiessen.

Der Fürst hatte den General Murray auch seinerseits aufgefordert, für die Herbeischaffung von Geldmitteln thätig zu sein [1]), und schon verlangte auch Kaunitz, dass man zur

---

[1]) Depesche des F. Kaunitz an Murray vom 10. September 1787.

Deckung der Kriegsauslagen, die durch die türkisch-russischen Verwicklungen entstanden, in den Niederlanden ein Anlehen von mehreren Millionen eröffnen möchte, zu dessen Einleitung ebenfalls Murray aufgefordert worden ist [1]). Nun handelte es sich aber um die Frage, wie das neue Anlehen zu hypotheciren sei. Da war es der Wunsch der Regierung die Domänen des Landes als Hypothek anzuweisen. Hier aber trat schon wieder ein neuer Conflict mit den Ständen hervor, denn die Regierung wusste es selbst, und der Fürst Kaunitz sagte es ausdrücklich, dass über die Domänen ohne Einwilligung der Stände nicht verfügt werden könne. Dass nun die Stände sofort die Gelegenheit ergreifen würden, ihren Eifer und ihre Anhänglichkeit für die Regierung zu bekunden, konnte denn doch für nichts anderes, als eine schüchtern ausgesprochene Hoffnung angesehen werden. Der General-Gouverneur fand sich also in der That in einer grossen Verlegenheit. Der Fürst hatte es zwar frei gestellt, von den Ständen ein Don gratuit oder eine ausserordentliche Subsidie votiren zu lassen, aber alle diese Dinge waren voraussichtlich alle gleich schwer zu erreichen. Die absolute Monarchie hatte die Stände auf jede Weise beleidigt, und scheute sich nun doch nicht dieselben Stände zu den Lasten heranzuziehen, welche der Staat im Sinne der Regierung zu tragen verpflichtet war. Wie man es auch anstellen mochte, unter allen Umständen waren die Stände unentbehrlich, wenn man zu Geld, dessen man bedurfte, gelangen wollte.

Der General-Gouverneur hatte zwar geschrieben, dass die Stände von Luxemburg aus eigenem Antriebe, eine ausserordentliche Subsidie bewilligt hätten [2]), aber daraus einen Schluss auf die übrigen Provinzen zu machen, wäre entschieden verfehlt gewesen. Besonders die Mitglieder des

[1]) Kaunitz an Murray vom 13. September.

[2]) Murray an Kaunitz vom 16. September.

dritten Standes in Brabant weigerten sich noch immer, die gewöhnlichen Subsidien zu bewilligen, wie viel weniger wären sie zu ausserordentlichen Leistungen zu bestimmen gewesen. Das wusste Murray sehr wohl und das höchste, was er in Aussicht stellen konnte, war ein Don gratuit, vorausgesetzt, dass der Kaiser eine kleine Nachgiebigkeit in Betreff des General-Seminars an den Tag legen wollte [1]). Die Antwort des Kaisers auf derartige Zumuthungen war aber einfach die, dass er überhaupt kein Don gratuit annehmen wolle [2]). Indessen hatten die Verhandlungen mit den Ständen keinerlei Resultat, und schliesslich war der Kaiser gezwungen, ein 4% Anlehen von 4 Millionen auf die königlichen Einkünfte und Finanzen in zwei Ratenzahlungen auszuschreiben [3]). Eine Maassregel dieser Art konnten die Stände eben nicht verwehren, aber sie war gewiss nicht geeignet, die Stimmung zu verbessern, und da es allgemein bekannt geworden war, dass das General-Gouvernement mit den Ständen in Unterhandlungen stand, so wusste nun auch Jedermann, dass sich diese Unterhandlungen zerschlagen haben mussten, und das ohnehin geringe Vertrauen, das man in den Willen der Regierung setzte, constitutionell zu regieren, war damit neuerdings erschüttert.

Indessen hatten diese finanziellen Angelegenheiten nicht verfehlt, auch auf die politischen Verhältnisse ihre bedeu-

[1]) Murray an Kaunitz 22. September vgl. 28. September.

[2]) 1. October Kaunitz an Murray.

[3]) Kaunitz an Murray 6. October. Bezeichnend ist der Grund, aus welchem der Kaiser alle Verhandluugen über die finanziellen Angelegenheiten mit den Ständen abgebrochen, und sowol das Don gratuit, als die ausserordentlichen Subsidien zurückgewiesen hat. Es könnte das Ansehen gewinnen, heisst es, als sei der Kaiser in den politischen Verhältnissen nachgiebig blos aus dem Grunde, weil er Geld bedürfe. Sehr bezeichnend für den bevormundenden Geist, in dessen Katechismus die öffentliche Meinung eben keine Stelle hat, und also derselben Rechnung zu tragen, nur als unwürdige Schwäche der Monarchie erscheint.

tende Rückwirkung auszuüben. Der Köder, den Graf Murray unaufhörlich gebrauchte, um die Stände in Betreff der finanziellen Fragen günstig zu stimmen, war nichts anderes, als der fortgesetzte Hinweis auf die Zusagen des Kaisers, dass er die Verfassung der Niederlande bestehen lassen wolle, wie sie bestand, und dass eine Aufhebung der missliebigen Decrete erfolgen werde. In Betreff des erstern Punktes konnte sich der Graf allerdings auf eine Menge Aeusserungen des Kaisers beziehen, und er nahm keinen Anstand, selbst aus den geheimen Cabinetsschreiben Stellen, welche diese Deutung zuliessen, den Ständen wiederholt vorzulesen. Auch Fürst Kaunitz hatte ihn bevollmächtigt, in diesem Sinne vorzugehen [1]), aber freilich wird nicht zu läugnen sein, dass der Geist jener Cabinetsschreiben, die wir aus den vorhergegangenen Analysen kennen gelernt haben, nichts weniger als einen aufrichtigen Constitutionalismus des Kaisers verräth. Der Widerspruch, der in diesen Dingen lag, konnte nicht lange verborgen bleiben, während man auf der einen Seite von Aufrechthaltung der Constitution redete, war das Gouvernement denn doch andererseits endlich genöthigt, die entschiedenen Gewaltmaassregeln gegen die Comités und Serments in Ausführung zu bringen, und das Volk, das nach den Aeusserlichkeiten urtheilt, sah nun überall nur den Anfang einer Reaction gegen die sämmtlichen Privilegien und Freiheiten. Schon am 29. August hatte Murray ein Decret veröffentlichen wollen, wodurch die Vereine, Comité's, Cocarden und Nationalgarden aufgehoben werden sollten, aber die Magistrate der Städte verschleppten und verzögerten die Ausführung des Decretes auf alle Weise [2]). Es wäre durch-

[1]) Der Kaiser, sagte er am 10. September, sei von seinen früheren Decreten gänzlich zurück gekommen.

[2]) Ueber all' diese Vorgänge am ausführlichsten und trefflichsten: Gerard I. 270. ff.

aus nöthig gewesen, dass der General mit bewaffneter Macht alle Versammlungen dieser Art aufgehoben hätte, aber dazu wollte er sich nicht entschliessen.

Am 16. September erst konnte Murray melden, dass das Verbot der Kokarden und ungesetzlichen Verbindungen in allen Provinzen verkündigt, und dass an seiner Durchführung gearbeitet werde. Nur in Brabant war man noch nicht so weit, und der Graf habe daher eben den Magistrat von Brüssel zu sich beschieden, und demselben eine Entscheidung binnen 24 Stunden abgefordert. Er habe zugleich die Erklärurg abgegeben, dass, wenn der Magistrat die Ordre nicht ausführen zu können meine, das General-Gouvernement Zwangsmittel gebrauchen werde. Es war ein Sonntag und unter dem Publikum verbreiteten sich allerlei beunruhigende Gerüchte über neue Gewaltmaassregeln, welche in der Nacht durch einen von Wien angelangten Courier anbefohlen worden seien. Die Antwort der Behörde wurde vom General-Gouverneur vergebens am 17. September erwartet. Statt dessen begnügte man sich, die kaiserlichen Erklärungen vom 28. August zu affigiren, wodurch ein Strassenskandal herbeigeführt wurde, der mehreren Grenadieren, welche Ordnung machen wollten, beinahe das Leben gekostet hätte. Im Stadthaus wurden endlose Sitzungen gehalten, während der General-Gouverneur, zweifelhaft über die zu ergreifenden Maassregeln, die Entscheidung auf den folgenden Tag verschob. Aber erst am 19. konnte Graf Murray melden, dass am Abend des vorhergegangenen Tages der Beschluss der Durchführung der kaiserlichen Verordnungen über die politischen Verbindungen und Abzeichen bei den Ständen durchgegangen sei, und dass man nunmehr mit der Haltung der Niederlande zufrieden sein könne.

Eine unbegreifliche Täuschung des General-Gouverneurs war es freilich, wenn er die Ruhe und Ordnung nunmehr

für gesichert ansah, und zum grossen Verdruss des Kaisers seinem Berichte auch noch hinzufügte, dass die einzigen Punkte, welche noch eine Besorgniss erregen könnten, die strenge Durchführung der Maassregeln wegen des Seminars von Löwen, und die geistlichen Angelegenheiten überhaupt betreffen [1]). Wie sehr sich Murray darin geirrt, sollte er schon am nächsten Tage erfahren. Die Leichenfeier eines Volontaire gab am 20. September gegen 10 Uhr Anlass zu einer grossartigen Demonstration, welche von den Comité's vorbereitet war. Hierauf wurde den Truppen Befehl gegeben, die Plätze und Strassen zu besetzen, es wurden die Dragoner beauftragt die Ordnung herzustellen, die Bataillone, welche in den umliegenden Orten einquartiert waren oder noch im Lager vor der Stadt standen, wurden herbei gezogen, Kanonen wurden auf den wichtigsten Plätzen aufgefahren. Von der andern Seite fing man an Barrikaden zu bauen und zum Kampfe zu rüsten; es ist klar, dass der 20. September ein grosser Schlachttag in Brüssel geworden wäre, wenn der General Murray in diesem Augenblicke sich an die zahlreichen Befehle erinnert hätte, die er vom Kaiser erhalten, und die wir kennen gelernt haben. Es lässt sich schwer sagen, welche Gefühle die Brust des alten Mannes, der seit 53 Jahren in des Kaisers Dienst gestanden, in diesem wichtigen Moment, in dieser schwierigsten Situation seines Lebens bestürmt haben mögen. Man hat ihm Schwäche vorgeworfen. Sofern wir seinen eigenen vertrauten Mittheilungen Glauben schenken dürfen, so war es mehr der Wunsch zahllose Menschenleben zu schonen, als die Furcht unter-

[1]) Murray an Kaunitz 19. September. Ueber die folgenden Ereignisse Gerard I. 278 ff. es liegen mehrere gedruckte Relations und Rapparts über diese Ereignisse vor, welche mehr oder minder alle einseitig und mangelhaft sind. Doch wollen wir die im allgemeinen sichergestellten Thatsachen auch hier nur andeutungsweise berühren.

liegen zu können, was den General abhielt, den grossen vorbereiteten Strassenkampf zu beginnen. Murray hat später in einem Schreiben an den Fürsten Kaunitz erklärt, er habe am 20. September die Ueberzeugung gehabt, dass die Demonstration des Volkes lediglich Folge des Missverständnisses der kaiserlichen Intentionen sei, und dass er deshalb eine Proclamation für eine wirksamere und zweckmässigere Aufklärung des Volkes betrachtet habe, als es die Gründe gewesen wären, welche durch Kugeln sich begreiflich machen. Und es gewähre dem Grafen ein beruhigendes Bewusstsein, dass er Bürgerblut verschont, und aufrührerische Gemüther durch Ueberredung zur Unterwerfung und zum Gehorsam gebracht habe [1].

So dachte der Graf, als er, ob absichtlich oder zufällig, wollen wir dahingestellt sein lassen, über den grossen Platz von Brüssel fuhr, um sich in die Ständeversammlung zu begeben. Er fing an mit den Aufständischen zu unterhandeln — und der Erfolg ist bekannt. Der General erliess eine Proclamation, welche im Triumph unter die Volontairs vertheilt wurde, die Truppen erhielten Befehl sich zurück zu ziehen, die Ruhe stellte sich von selbst her.

Die oftmals gedruckte Proclamation Murray's gieng entschieden weiter in ihren Zugeständnissen, als diejenigen des Kaisers vom 16. und 29. August, und es ist unbegreiflich, wie einige Schriftsteller nicht sogleich den Unterschied bemerkten, Andere meinten, dass die Proclamation nichts als eine consequente Ausführung der Beschlüsse des Kaisers vom 16. und 29. August seien. Die Proclamation garantirte nicht nur „im Namen des Kaisers" die Landesverfassung, die Grundgesetze, Privilegien und Freiheiten überhaupt, sondern sie hob auch ausdrücklich hervor, dass dieses alles

[1] Brief Murray's an Kaunitz vom 17. October.

auch in Rücksicht der geistlichen Angelegenheiten und Verhältnisse gelte. Sie sagte ferner, dass die neuen Justiztribunale, die Intendanten und Commissariate gänzlich abgestellt sein sollten, während der Kaiser nie mehr als die Suspension seiner Neujahrsmaassregeln zugesagt, und nur eine einzige Andeutung des Fürsten Kaunitz vorliegt, die etwas weiter geht, die jedoch mit den Cabinetsschreiben des Kaisers nicht vereinbar schien. Sogar die Administration der Städte war durch die Proclamation auf altem Fusse wieder hergestellt; darnach aber wäre es sehr zweifelhaft gewesen, ob die Regierung ein Recht habe die Serments, aus denen die Comité's entstanden waren, aufzuheben. Am allerwenigsten aber war irgend ein Anhaltspunkt gegeben, die Erhaltung aller Abteien und die Besetzung derselben nach der Joyeuse entrée zuzusagen, wie das die Proclamation mit offenbarer Verkennung der kaiserlichen Intentionen that.

So wenig wir demnach auch zugestehen könnten, dass die Erklärungen des Kaisers vom 16. und 29. August mit dem Inhalte der Proclamation vom 20. September übereinstimmen, so auffallend muss es allerdings erscheinen, dass der Kaiser, als er die Abschrift dieser Proclamation erhielt, nicht einmal so ausserordentlich erstaunt war. Der Kaiser hat die Absetzung Murray's nicht sogleich deshalb ausgesprochen, weil dieser zu weit gegangen war, sondern erst auf die Nachricht von dem ganzen Vorfall des 20. September fasste er seine Entschlüsse, und erst die genauere Beschreibung von dem Verhalten Murray's war es, wodurch die Absetzung des letzteren herbeigeführt wurde. Der Kaiser war zu sehr daran gewöhnt, dass seine papierenen Decrete gegeben, und zurückgenommen, wieder erlassen und wieder aufgehoben werden, als dass ihm eine Proclamation seines Gouverneurs gerade viel Unruhe hätte bereiten können, und dadurch getäuscht haben auch viele Geschichtsschreiber

irrthümlich gemeint, dass Joseph mit den in der Proclamation ausgesprochenen Grundsätzen vollständig einverstanden gewesen sei. Die Wahrheit ist, wie wir gleich sehen werden, dass der Kaiser die Proclamation zwar nicht ratificirte, dass er aber ihretwegen Murray nicht zur Verantwortung gezogen, sondern eben eine neue Erklärung abgeben wollte, welche dann im „Namen des Kaisers“ wieder etwas anderes beliebt hätte. Die Enthebung Murray's von seinem Posten aber ist aus anderen Gründen erfolgt.

Es war ein seltsamer Zufall, dass gerade in dem Augenblicke, wo in Brüssel die dargestellten Ereignisse sich zugetragen hatten, Kaiser Joseph an seinen General ein Cabinetsschreiben[1]) erliess, welches einen ganz anderen Geist verräth, als derjenige war, den Murray im Sinne der Milde am 20. September gezeigt hat; Joseph war allmälig sehr unzufrieden darüber geworden, dass seine vorläufigen Entschliessungen vom 16. August, noch immer nicht zur Ausführung gebracht seien, und dass es so ausserordentlich langsam mit der Herstellung der Ordnung ginge. Er erklärte dem Gouverneur, dass das Temporisiren keinen Nutzen bringe, und dass dadurch der Muth der Unzufriedenen nur gesteigert werde. Auch sei der Kaiser der schlechten Schritte endlich müde, welche sich die Stände von Brabant

[1]) Schreiben vom 21. September: Je vous avoue, que leur contenue m'a étonné, puis qu'il y a plus d'un mois, que vous avés les ordres positifs d'exécuter les préalables et que ne faites, que temporiser, en me faisant toujours espérer, que peu à peu et insensiblement vous y parviendrés, pendant qu'il falloit proceder à l'exécution et se faire obéir, le tems de la persuasion étant disparu et celui d'obéissance devant lui succeder ou les forces que vous aves en mains et dont vous étes autorisé de faire usage; plus on temporise plus on rend insolent, et on fait douter de la volonté positive, qu'on a d'emporter la piéce. Il est inoui et je suis las des mauvais procédés que les ètats de Brabant se permettent. Quant aux Volontaires, aussitôt cette lettre reçue, vous leur ferés parvenir directement de la part du Gouvernement de ne plus paraître en uniformes, ni de

erlaubten. General Murray, heisst es weiter, solle sofort einen Befehl kund machen, dass die Volontärs nicht mehr in Uniformen erscheinen, und die Wache beziehen dürfen. Und es wird anbefohlen, dass die Widersetzlichen sofort entwaffnet, der Uniform entkleidet, und im Hemde nach Hause geschickt werden, vielleicht wohl ein Witz des Kaisers, welcher in der That so originell ist, dass es uns wundert, dass er keine Nachahmung gefunden hat. Der Kaiser hatte eben diesen Befehl, wie er sich ausdrückte, dem General Murray nur als ein Beispiel an die Hand geben wollen, wie man entschiedene Mittel gebrauchen könne, aber Josephs Brief war zu spät gekommen; als er eintraf, waren bereits acht Tage seit der Proclamation vom 20. September verstrichen, und so hatte Graf Murray keine Gelegenheit mehr die Leute auszuziehen und im Hemde nach Hause zu schicken.

Auf die erste Nachricht, die Murray indessen über die Ereignisse vom 20. September nach Wien gelangen liess, hatte der Kaiser noch nicht den äussersten Entschluss gefasst, den man eigentlich nach der Lectüre des vorhergehenden Schreibens erwarten konnte. Der General hatte durch seinen Bericht vom 21. September, die am frühern Tage ergriffenen Maassregeln, so gut wie möglich dem Kai-

monter la garde ou de faire des patrouilles ou des Rondes dans la ville, et s'ils ne s'y conforment pas dès le lendemain vous ferés sortir les Bataillons et la Cavalerie avec l'Artillerie qu'il se faudra pour les désarmer de vive force s'ils s'y opposent et leur ôter même les uniformes, en les renvoyant ensuite en chemise au logis. Les armes seront prises en depôt et les uniformes distribués dans la rue aux pauvres. La troupe fera ensuite les patrouilles, que faisoient les Volontaires avec ordre d'arrêter quiconque sans égard pour personne de quelque condition et état qu'il puisse être qui se feroit voir en uniforme ou avec une cocarde. Un procédé de cette nature sera plus d'effet et convaincra davantage que les plus beaux raisonnemens qu'on ne cesse de tenir etc.

ser annehmbar zu machen gesucht, indem er die Vorgänge soweit es irgend angieng, für geringfügig darstellte, und von seinem Erscheinen auf dem Platze und von der Begeisterung, die für den Kaiser sich kund gegeben hätte, ein enthusiastisches Bild malte. Da der General gesehen habe, dass der Auftritt auf einem Missverständniss beruhe, so habe er nicht geglaubt militärisch einschreiten zu müssen und habe die Bevölkerung durch Darlegung der Gesinnung des Kaisers mit Glück beruhigt. Darauf wäre ein grosser Jubel entstanden, und man habe überall Vive l'Empereur gerufen. Dieselbe Anschauung macht der Graf auch am folgenden Tag geltend, wo er bemerkt, dass die einfache Ueberzeugung des Volkes, der Kaiser wolle nichts gegen die Constitution unternehmen, allein die Ursache an der glücklichen und vollständigen Beilegung aller Missverständnisse gewesen und dass die Ruhe gesichert sei; auch in einer Anzahl Schreiben der folgenden Tage blickt der Graf mit besonderer Befriedigung auf den Umstand, dass noch nie die Ordnung besser und die Sicherheit grösser gewesen sei, als seit den Ereignissen vom 20. September [1]).

Inzwischen war der Courier in Wien angelangt, und brachte seine verhängnissvollen Depeschen vom 21. und 22. September. Was der Kaiser darüber dachte, wird man sogleich aus der Analyse seines Schreibens vom 29. September entnehmen, welches die Auffassung des Kaisers wenigstens errathen lässt [2]).

---

[1]) Berichte Murray's vom 21., 22. und 25. September, bezeichnend ist, dass Murray schon am 28. September für nothwendig findet, an den Grafen Trautmannsdorf zu schreiben, dass die Ereignisse vom 20. September allerorten übertrieben geschildert würden.

[2]) Brief des Kaisers an den General Murray dd. Wien 29. September 1787. „Mon cher Général de Murray. Je viens de reçevoir votre Lettre du 21. que celle du 22. Septembre que vous m'avés envoyée par le Courier Herden. Je suis charmé, que les choses soient tant bien que mal finies:

Joseph scheint noch nicht ganz genau über die Brüsseler Vorgänge unterrichtet, nur die Berichte Murray's liegen ihm vor. Darnach freut er sich, dass nun überhaupt alles beigelegt sei, doch unterdrückt er seinen Wunsch gleich hier nicht, dass die Frechheiten des Pöbels und der Volontairs mit mehr Nachdruck hätten behandelt werden können. Zugleich tadelt es der Kaiser, dass der General nicht mehr Truppen nach Brüssel gezogen hat, und dass er zwei Gefangene, die sich an jenem Tage besonders excessiv be-

---

j'aurois seulement desiré que vous eussiés procedé contre la derniere insolence commise par les Volontaires et la populace de Bruxelles, avec tont le sérieux que cela meritoit; car en s'y prenant autrement c'est plutôt fomenter et exciter les desordres ou bien de reprimer avec toute la rigueur ceux qui existent. Vous n'auriés jamais dû relacher les deux Volontaires arrêtés; il convenoit plutot de faire entrer toute de suite plus de Troupes dans Bruxelles, et disperser ou arrêter tous ceux qui s'y seroient opposés. Les deux détenus qui ont été relachés, seront de nouveau constitués en prison et les fiscaux et tribunaux competents informeront contre eux ainsi que contre tous ceux qu'on soupçonne avoir été les moteurs ou avoir tiré sur le Militaire. J'aurois aussi à votre place retardé la Declaration que vous avés faite, d'autant plus qu'elle n'est aucunement motivée comme je vous l'avois marqué; et que la raison pour laquelle je voulois laisser subsister encore les abus des anciennes formes judiciaires et des Administrations provinciales, n'y étoit pas du tout exprimée, ce qui donne à cette declaration un autre sens et une toute autre tournure; mais j'y aviserai en faisant faire une nouvelle sous mes yeux, puisque celle dont il s'agit, est de la fabrique de Cornet de Grez, qui ne dement pas ses principes. Vous lui annoncerés formellement la Demission et par conséquent il ne paroitra plus au Conseil du Gouvernement. Je veux que tous les autres qu'ils plaisent ou non, restent employés, tout comme Berg doit être placé au Conseil.

Au reste j'attends un rapport detaillé sur le nombre et la condition des personnes tant du Militaire que du Civile qui ont été blessés ou tués dans la derniere emeute.

Voilà mon cher Général, ce que j'ai à vous dire pour le moment. Croyés au reste que je suis toujours avec estime

Mon cher Général

Votre affectioné

Joseph m. p.

nommen, wieder losliess. Was die Proclamation Murray's betreffe, so würde sie der Kaiser entschieden anders abgefasst oder noch lieber zurückgehalten haben, da Joseph nicht gesonnen sei, die Missbräuche der Verwaltung und der Justiz ewig bestehen zu lassen. Es soll daher eine neue Proclamation vorbereitet werden unter den Augen des Kaisers, da jene Murray's nur zu sehr den Geist ihres Verfassers des Cornet de Grez athme, der sofort seines Dienstes gänzlich entlassen wird. Zum Schluss verlangt Joseph einen detaillirten Bericht, und besonders eine Angabe der in der letzten Emeute getödteten und verwundeten Militärs.

Diese letzte Andeutung wird genügen, um die Stimmung des Kaisers zu begreifen, als ihm Murray berichten musste, dass weder ein Soldat noch ein Volontair weder verwundet noch getödtet worden ist. Und wenn der Kaiser die Proclamation Murray's nicht geradezu billigt aber auch nicht verwirft, so wird man nicht in diesem Punkte den Grund der Entlassung des General-Gouverneurs erblicken können. Es ist nach allem, was wir von den Ansichten Josephs über die belgischen Angelegenheiten kennen gelernt haben, zwar auffallend genug, dass er sich über die politische Haltung des General-Gouverneurs beruhigte, aber nichtsdestoweniger erscheint es gewiss, dass das Missvergnügen über die militärischen Maassregeln des Generals, Ursache geworden ist an dem Sturze des alten Grafen. Wie viele Todte und Verwundete? — In dieser Frage des Kaisers an seinen General liegt, wie uns scheint, Murray's Absetzung beschlossen. Der Kaiser konnte es nicht vertragen, dass sein Heer den Bürgern von Brüssel gegenüber gewissermaassen eine unblutige Niederlage erfahren hatte.

Bald nachdem genauere Nachrichten über die Ereignisse vom 20. September in Wien eingetroffen waren, wurde Fürst Kaunitz beauftragt, dem General Murray seine Ent-

hebung von der Stelle des General-Gouverneurs in Belgien mitzutheilen. Das Schreiben des Fürsten vom 8. October entledigt sich dieses Auftrages in kühler und ungnädiger Art: „C'est à regret mais par ordre exprès de l'empereur, que je dois mander à votre Excellence que Sa Majesté n'est nullement satisfaite de la manière dont Vous vous êtes conduit à loccasion du dernier tumulte qu'il y a eu à Bruxelles: que vous n'auriés pas dû employer le militaire qu'après que Vous vous fussiéz assuré que tout le monde était bien instruit de ce, que l'on exigeoit et que la violence étoit le seul moyen de se faire obéir; mais que le militaire une fois mis en mouvement il ne devoit souffrir la moindre insulte sans la réprimer sur le champ avec une vigueur capable d'en imposer aux mutins. Loin donc de céder aux menaces de la Populace en faisant retirer les troupes, votre Excellence aurait dû, sans ménagement les faire agir de manière à répandre la terreur partout." In Betreff der Proclamation wiederholt der Fürst ohngefähr dasselbe, was schon am 29. September der Kaiser selbst bemerkt hat, nur wird noch hinzugefügt, dass der Graf durch dieselbe seine Vollmachten überschritten habe. Da indessen die Sachen, heisst es weiter, nicht ungeschehen gemacht werden können, so soll alles im bisherigen Stande verbleiben, bis zur Ankunft des Grafen Trautmannsdorf, dem Graf Murray die Regierung übergeben soll. Indessen möge Niemand als der Vice-Präsident Crumpipen von dieser Ordre des Kaisers Nachrichten bekommen, dem Grafen selbst wurden noch als Entschädigung für die ausserordentlichen Auslagen während seines Gouvernements 12.000 fl. angewiesen.

IV.

Die Absetzung Murray's wurde in der That nicht so schnell in den Niederlanden bekannt, aber sie rief eine aufrichtige Trauer unter den wolgesinntesten Männern der Stände verschiedener Provinzen hervor. Von Flandern und vom Hennegau liegen Beileidsbezeigungen der Stände vor. Auch mehrere Städte gaben ihrer Achtung vor dem entlassenen Gouverneur und ihrem Bedauern über seinen Abgang Ausdruck. Es zeigte sich plötzlich, dass Murray der Mann war, dessen politisches Verhalten in den Niederlanden, gerade den gemässigten und aufrichtig kaiserlichen Parteien zu grosser Befriedigung gereichte. Denn die schwierige Stellung, die ihm beschieden war, hat er mit Klugheit und mit einer grossen Mässigung auszufüllen gewusst [1]). Nur den Kaiser konnte dies allerdings nicht befriedigen, weil wir gesehen haben, dass er in Murray einen zweiten Alba der Niederlande sich zu schaffen hoffte, während der General bejahrt und mit den Verhältnissen genug vertraut war, um nicht zu verkennen, dass durch die Anwendung von Gewalt der Bürgerkrieg unfehlbar schon damals entzündet worden wäre, dass aber der Nutzen des Staates nur durch friedliche Vergleichung mit den Wünschen und Hoffnungen des Landes

[1]) Die belgischen Geschichtsschreiber lassen noch heute dem General Murray grosse Gerechtigkeit widerfahren. Borgnet I. 85 rühmt seine „modération et la prudence".

befördert werden konnte. Murray hatte die Genugthuung in einem Privatschreiben wenigstens von Seite der k. Statthalter des Herzog's Albert und seiner Gemalin eine Billigung seines Verfahrens ausgesprochen zu sehen[1]). Er hatte überdies in den letzten Tagen seiner Wirksamkeit, bevor ihm das Entlassungsdecret zugekommen war, noch wiederholte Vorstellungen an die Regierung abgesendet, man möchte sich mit den Ständen auch über die geistlichen Angelegenheiten auszusöhnen suchen. Man könne, sagte er, überzeugt sein, dass die Stände durchaus nicht die ultrakirchliche Richtung der hohen Geistlichkeit in ihrer Majorität theilten, und dass also Hoffnung auf einen verständigen Ausgleich vorhanden sei.[2]) Alle Gedanken dieser versöhnlichen Art scheiterten an dem unbeugsamen Sinne des Kaisers. Murray hat später zu seiner Rechtfertigung zwei Broschüren erscheinen lassen[3]). Aber durch die Ereignisse in den Niederlanden selbst war er mehr als gerechtfertigt. Was der Kaiser an Murray tadelte, den Mangel an militärischer Energie, das glaubte er nachher besser machen zu können, als er das militärische Commando in den Niederlanden einem rücksichtslosen Soldaten übertrug, der in kurzer Zeit mit der Bevölkerung in blutige Conflicte kam. D'Alton war allerdings besser geeignet die Rolle eines Alba

[1]) Murray an d. k. Hoh. 12. October: dankt für ein Schreiben, in welchem diese ihm ihre Billigung ausgesprochen haben.

[2]) Murray an Kaunitz 12. October. Interessant ist, dass am 17. berichtet werden muss, wie es nicht möglich gewesen sei das Generalseminar zu eröffnen, und dass man es bis 1. November verschieben müsse, da die Bischöfe sich opponiren und dem Volk vorspiegeln, es gelte eine Veränderung der Religion. Der Kardinal-Erzbischof berufe sich auf das Rest der Kirche, dass die Bischöfe ihre eigenen Seminarien haben müssen etc.

[3]) Die eine ist betitelt Essai sur l'administration de son Excellence le comte de Murray, die andere: mémoire du comte de Murray. 1791.

in den Niederlanden zu übernehmen, aber er hat so wenig, wie dieser dauernde Erfolge erzielt.

An den Grafen Trautmannsdorf hat der Kaiser ein ganz ähnliches Schreiben erlassen[1]), wie an den Grafen Murray bei dessen Ernennung zum General-Gouverneur. Der Kaiser tadelt darin die Regierung Murray's gerade so, wie diejenige Belgiojosos und der k. Hoheiten. Abermals versichert er, dass alles einzig und allein durch die Schwäche der Machthaber in den Niederlanden verdorben worden sei; abermals fordert er von dem neu ernannten Gouverneure die grösste und rücksichtsloseste Strenge in der Ausführung der kaiserlichen Verordnungen. Weit entfernt auch nur den mindesten Grund der Unruhen in den Decreten, die er erlassen, zu erblicken, bleibt der Kaiser nach wie vor von der unfehlbaren Vortrefflichkeit seiner Anordnungen überzeugt, beharrt auf seinem System der rücksichtslosen Energie, und nach wenigen Jahren war Belgien für alle Zeiten der österreichischen Monarchie und dem habsburgischen Hause verloren.

Versuchen wir es die Summe der Betrachtungen zu ziehen, die sich uns aus der Darstellung der Ereignisse des Jahres 1787 in den Niederlanden ergiebt, so stimmt das Resultat so ziemlich genau mit dem überein, was sich auch sonst von dem Charakter der Josephinischen Regierung sagen lässt: der bevormundende Geist unterlag den vielgestaltigen Angriffen der öffentlichen Meinung und des vorherrschenden politischen Bewusstseins.

Erinnern wir uns in kurzen Zügen noch einmal daran, wie Joseph von seinen Verfügungen über die kirchlichen Verhältnisse fortgeschritten war zur Veränderung der

---

[1]) Fragmens p. servir à l'histoire des évenements aux Paysbas, par le comte Trautmannsdorf.

Verfassung in Justiz und Verwaltung, wie hierauf seine Regierung in den Niederlanden dem doppelten Widerstande eines stolzen Priesterthums und einer ständischen Opposition unterlag, und wie sich der Kaiser zur Ergreifung militärischer Gewaltmaassregeln gedrängt sah. Indem er aber auch hier nur einen ungleichen Kampf zwischen ständischen Raisonnements und militärischer Herrschaft provocirte, war er mit der Schöpfung eines General-Gouvernements gerade so unglücklich und unzufrieden, wie mit der Statthalterschaft seiner hohen Verwandten. Die Decrete, von denen Joseph einen Umschwung des staatlichen und kirchlichen Lebens hoffte, waren nach wie vor papierene Beweise eines wohlwollenden Herzens und eines falschen politischen Systems geblieben. Wenn wir in den Cabinetschreiben des Kaisers und in den Maassregeln der Regierung, die wir besprochen haben, zahlreiche Beispiele eines starren und unbeugsamen Sinnes gefunden haben, so sind wir weit entfernt darin die entsprechenden historischen Quellen für die Beurtheilung der Person des Kaisers erblicken zu wollen; wol aber glauben wir damit einen bedeutenden Beitrag für die Beurtheilung des Systems geliefert zu haben, gegen welches die Geschichte selbst Verwahrung eingelegt hat.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der mitteleuropäischen Staaten ist nun aber die, dass die Träger des Systems, welches sich im vorigen Jahrhundert so unglücklich erwiesen hat, bei den Nachkommen einer Popularität sich erfreuen, die den unbefangenen Kenner der Geschichte in Erstaunen setzt. Das verderbliche politische System, welches Friedrich II., Maria Theresia und Joseph II. im vorigen Jahrhundert gehandhabt haben, hat diesen Monarchen bis auf den heutigen Tag in dem Andenken der Deutschen nicht das mindeste geschadet, und die Verehrung vor diesen Monarchen ist so gross, dass man

vor lauter Bewunderung ihrer persönlichen Eigenschaften zu einer wahren politischen Entwicklung der Staaten selbst kaum gelangt ist. Das patriarchalische Wesen dieser Regierungen scheint also so tief in das Mark der Völker eingedrungen zu sein, dass wir noch heutzutage in der Anwendung der constitutionellen Staatformen und der politischen Freiheit als Kinder erscheinen müssen, während dasselbe Belgien, das sich gegen den bevormundenden Geist erhoben und dem Josephinismus abhold geblieben ist, heute als das Muster eines constitutionellen Staates dasteht. Und dieser Umstand scheint so laut gegen das autokratische System des vorigen Jahrhunderts Zeugniss abzulegen, dass es mehr als ein Paradoxon sein dürfte, wenn man behauptet, dass auch die deutschen Staaten in ihrer politischen Entwicklung viel weiter sein würden, wenn sie von der allerdings wohlwollenden Gesinnung, aber desto gewaltsameren Regierung eines Friedrich und Joseph verschont geblieben wären.

Kaiser Joseph der II. hat sich in der Tradition der Völker nun aber nicht blos als edler Mensch und wohlwollender Herrscher festgestellt, sondern man hat auch seine Regierung nicht unterlassen als eine besonders weise zu bezeichnen. Dass sie das nicht gewesen, hoffen wir an diesem Beispiele nachgewiesen zu haben, denn eine bevormundende Regierung ist niemals eine weise. Man sagt nun aber, dass Joseph's System besonders in Betreff der geistlichen Verhältnisse und der Stellung der Kirche zum Staate ausserordentlich liberal und aufgeklärt gewesen sei. Aber auch hier scheinen die Thatsachen gegen dasselbe zu sprechen. Wir haben des Kaisers Verordnungen über das Generalseminar und über die geistliche Erziehung in Belgien kennen gelernt. Vergleicht man nun die Zustände Belgiens mit denen der österreichischen Länder heutzutage, so wird man nicht läugnen, dass Belgien auch in dieser Beziehung heute

eine weit aufgeklärtere Gesetzgebung hat als Oesterreich, während die dortigen Bischöfe die Opposition gegen Josephs Einrichtungen mit mehr Glück durchgesetzt haben als die österreichischen. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, dass der Kaiser den Priester zum Beamten und den Beamten zum Richter über kirchliche Dinge machen wollte, um so die Bevormundung der Regierung besser zu organisiren und handhaben zu können. Durch dieses System wird aber die Aufklärung und Intelligenz so wenig befördert, dass die freie Forschung des Geistes nirgend mehr unterdrückt war als dort, wo sich Staat und Kirche im Josephinischen Geiste identificirt haben. Denn die geistliche Gewalt ist da nur scheinbar dem Staate unterworfen, und arbeitet dann nicht nur mit ihren eigenen Mitteln, sondern auch mit denen des Staates und der Polizei an der Durchführung ihrer besonderen Interessen. Die schlimmste Folge dieser in Oesterreich auch unter Franz geltenden Josephinischen Grundsätze, war die, dass sich das Volk gewöhnte, alle Selbstthätigkeit in geistigen Dingen aufzugeben, und alle Entwicklung von dem bevormundenden Geiste der Regierung zu erwarten. Wenn gerade die liberalen Parteien in Oesterreich fortwährend in den Fehler verfallen, dass sie alles von der Regierung und den Ministern und fast nichts vom Volke verlangen, so ist das eine weitere traurige Folge des Systems des bevormundenden Geistes. Man verlangt von der Regierung, dass sie die Menschen nicht nur frei, sondern auch weise und vernünftig machen solle, man verlangt von der Regierung nicht nur die Herbeiführung aller möglichen politischen Institutionen, sondern auch die dazu nöthige Intelligenz — und dabei wird man nicht müde auf die sagenhafte Geschichte Josephs hinzuweisen: ja wenn der Kaiser länger gelebt hätte! heisst es — wir können getrost hinzufügen, dass wir dann völlig unfähig sein würden, in einem constitutionellen Staate zu leben;

und die katholische Kirche in Oesterreich wäre vielleicht genöthigt gewesen, ihren dogmatischen Standpunkt in Betreff des Primats mehr und mehr in den Hintergrund zu drängen, aber ihre polizeilich dressirte Geistlichkeit wäre viel gefährlicher und der Ausbreitung der Intelligenz hinderlicher geworden. Das Josephinische Regiment war weit entfernt, den wahren Liberalismus der Aufklärung zu befördern, es hat eben nur den täuschenden Schein einer einseitigen philosophischen und moralischen Doctrin als zufälliges Aushängeschild gebraucht, und war im Wesen nicht weniger bevormundend, als das spanische System Philipps des II.

Dass sich Belgien von diesem täuschenden Schein der Josephinischen Bevormundung im 18. Jahrhundert eben so wenig irre machen liess, als von dem System Philipps im 16. Jahrhundert, und dass es in beiden Fällen sich gegen die Willkührherrschaft auflehnte, giebt einen glänzenden Beweis von dem Verständniss, welches dieses Volk für die politische Freiheit zu allen Zeiten gezeigt hat. Schon im Mittelalter bewundern wir den freien Geist des flandrischen Städtewesens, — und dieser selbe Geist war es, der sich gegen Philipp und Joseph empört hat. In Oesterreich dagegen, wo die Rechte und Verfassungen der Städte ehemals viele Aehnlichkeiten mit denen von Flandern hatten, wurde schon durch die Regierung Maria Theresia's das Gemeindeleben unverantwortlich ruinirt und der freie Geist der Bevölkerung ertödtet: die Folge war, dass Joseph seine bevormundenden Ideen hier leichter als in Belgien ausführen konnte; und was ist aus diesem kleinen Lande geworden, und wie weit steht Oesterreich zurück!

Diese Thatsachen sprechen so laut und vernehmlich, dass wir über den Standpunkt nicht zweifelhaft sein können, welche die Geschichte den sogenannten Reformen Kaiser Josephs gegenüber einzunehmen hat. In Belgien hatte es

sich gezeigt, dass die Stände keineswegs eine unbedingte Zuneigung für die mittelalterliche Verstocktheit des Erzbischofs Frankenberg besitzen, und Murray hatte das dem Kaiser ausdrücklich gesagt: nichtsdestoweniger schwankten sie keinen Augenblick darüber, den Erzbischof in seiner Opposition zu unterstützen. Die papierenen Decrete des Kaisers konnten keinem verständigen Politiker als ein Ersatz für die lebensvollen Formen ihrer Institutionen erscheinen. Man wende nicht ein, dass eben der Geist der Zeit und Aehnliches das bevormundende System Josephs rechtfertige. Das Zeitalter Josephs war auch das Zeitalter Montesquieu's und wir haben nicht gelesen, dass die englischen Staatsmänner über Josephs Reformen entzückt gewesen wären, obgleich sie von demselben Zeitgeist erfüllt waren, wie Joseph II.; der Geist jener Zeit würde in der That sehr unterschätzt werden, wenn man nicht zugestehen wollte, dass sehr ehrenwerthe Begriffe über staatliches Leben und Verfassungszustände vorhanden gewesen sind. Den Anhängern des Josephinismus haben wir nur Eine Frage vorzulegen, und das ist die, warum der Kaiser nicht lieber seine Reformbestrebungen auf die Verfassung in Belgien gelenkt hat, und warum er nicht lieber im Geiste eines Montesquieu vorging, als sich durch endlose und nutzlose Ordonnanzen zu erschöpfen. Aber es war freilich leichter zu decretiren, als wahrhaft zu verbessern. Und wenn wir das System Josephs als einen Irrthum und eine Täuschung bezeichnen konnten, durch welche wir seinem Charakter nicht nahe treten, so ist doch auch nicht zu läugnen, dass der Kaiser mit grossem Selbstbewusstsein in sein bevormundendes System verrannt war. Der politische Sinn der Niederlande war aber geweckt genug, um mit eben so grossem Bewusstsein auf seiner Bahn zu beharren, und der Erfolg hat ihn freilich leider zum grossen Nachtheil Oesterreichs gerechtfertigt. Dem General

Murray, dessen kurzes Wirken wir hier besonders ins Auge gefasst haben, kann die Geschichte das Zeugniss nicht versagen, dass er in seiner Verwaltung des Landes eine Vermittlung mit den Elementen der bestehenden Verfassung gesucht und angestrebt hat, und dass es ein Verdienst von ihm war, die Intentionen des Kaisers nicht begriffen zu haben, obwol er sich dadurch als Soldat die Unzufriedenheit seines Kriegsherrn mit Recht zuziehen musste.

Wien. Druck von Jacob & Holzhausen.

Kaiser Franz und Metternich.

Josef, Freiherrn von Hormayr

Ein nachgelassenes Fragment.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1848.

Kaiser Franz und Metternich.

In den seit der großartigen Thronentsagung, seit dem trübseligen, ja verketzerten Klosterleben und verwaisten Hinscheiden des castilisch-flamändischen Habsburgers Carls V. vorüberbrausenden drei Jahrhunderten tauchte wohl kaum eine folgenreichere Begebenheit auf, als die schmähliche Ueberraschung jener, nicht nur in Oesterreich und Deutschland, sondern noch über so manches Meer und Gebirg intriguirenden Taschenprovidenz des dem längst verdienten Geschick auf der Gemonischen Treppe nur höchst schmählich entwischenden Staatskanzlers Fürsten Metternich: — eine Flucht, unstreitig noch bedeutsamer als Luthers Flucht auf die Wartburg, jener Eck- und Grundstein der Reformation, ja vielleicht nicht viel geringfügiger, als die Flucht eines andern Lügenpropheten, von welcher die Hedschira zählt.

Im Herzen Europas eilen zwei herrliche Ströme in entgegengesetzter, jetzt aber gleichwohl verbundener Richtung hinunter ins große Bett der Wasser: — der Rhein und die Donau. — Viele altergraue Burgen schauen ihnen nach, von starren Felsspitzen oder aus gemüthvoller Waldeinsamkeit, in die schönen Thäler hinaus, oder von der Donau, welche schon die Argonauten befuhren und die der Römerherrschaft Grenzmark war, bis hinein, südwärts durch Berge an Berge, an die carentanischen Wunderseen, an die Pforten Welschlands, das die Schmach eines halben Jahrtausends im Fremdlingsjoch und in der Knechtschaft, ohne einen einzigen siegreichen Befreier und nationalen Helden, eben jetzt am Metternich'schen Unwesen dauernd zu rächen schien, aber eben nur wieder seine Verworfenheit zeigte und daß es die Freiheit noch weniger ertragen könne, als die Knechtschaft.

Dort stand die Wiege der Lichtensteine, so reich an Kampfes- und Sangeshelden, der Wurmbrande, die den Lindwurm in seiner Höhle verbrannten, der Lamberge, die den bösen Drachen erschlugen und den Riesen Pegam überwanden, der Stein des Dietrich, eher ein rauchender Schutthaufen, als er das Fremdlingsjoch getragen hätte; dort sind die Herbersteine mit dem Pflug, aus denen einst neun Schwestern aus einem Mantel sich verheiratheten, die Trautmannsdorfe mit der halb rothen, halb weißen Rose, aus welcher vierzehn bei Marcheck wider Ottokar mit ihrem Blute den Bau von Habsburg gekittet, und in der Mühldorfer und Ampfinger Schlacht dreiundzwanzig Trautmannsdorfe, ein doppeltes Marcheck herstellend, die Traun, Sprossen der zweiunddreißig Söhne Babo's von Abensberg und zu Land und auf der See, nebst dem Kreuzbeck in den Kämpfen des heiligen Landes und in jenen des „schwarzen Prinzen" ruhmvoll genannt, die Starhemberge, die einen Kaiser, den tollen Wenzel, bei sich eingesperrt, die den Bauernkrieg beschworen, die den Stephansthurm des geretteten Wien im Schilde führen und die pyrenäische Halbinsel mit dem Kriegesruhm ihres Namens erfüllten, die Schärfenberge, die sich von heidnischen Königen herschreiben, die Windischgrätz, die schon unter den salischen Kaisern hohe Würde getragen, die Stubenberge, aus denen der Held Wülfing die Locken der Geliebten, die noch im Wappen sind, vom Kreuzzug heimgebracht und seine Herrin, die ihn todt geglaubt, vom gewaltigen Kuenringer im Gottesurtheil mit dem Schwerte wieder gewonnen hat, und die Kuenringer selber, die diesen Namen behielten, weil sie auf offenem Felde bei Eggenburg versammelt, eine neue Veste zu gründen, von Gästen und Sassen den allgemeinen Zuruf hörten: „Wozu lange fragen und zweifeln? Die Kühnen dieses Landes sind hier alle in einem Ring: — so heiße denn das neue Herrenhaus: Kuenring."

Aber auch ein anderer mächtiger Fluß am andern Ende Deutschlands sah an seinen Ufern viel stolze Burgen und viel edle deutsche Männer; herabstürzend von Hohenrhätiens ewigem Eise, anfangs klein, aber durch allerlei wilde Wässer mächtig geschwellt, im Bodensee zum weiten ruhigen Spiegel ausgebreitet, durch mehr als einen

Sturz nur erstarkt und verschönt, windet er in stolzer Ruhe sich fort, zwischen den Vogesen, dem Schwarzwald und Hundsrück, Melibocus und Taunus, Westerwald und Siebengebirg in die rosen- und fruchtreichen Gärten von Speyer und Worms bis Mainz herunterfließend, bei Andernach im letzten Streite mit engen Bergen, die sich dann unter Bonn in sieben hohe Häupter (so viele, als einst Kurfürsten) endigen, bis der gewaltige Fluß sich in seinem eigenen Sand ins Meer verliert, ohne daß recht zu bestimmen ist, wo der gewaltige Rhein denn eigentlich aufgehört habe: — ein rechtes Bild der Geschichten des deutschen Volkes gegen Franken, Dänen und Slaven.

Das Kreuz und das Schwert hochgeschwungen, schritten die fränkischen Hauptleute und Missionäre Hand in Hand in das innerste Deutschland vor. — Carl dem Hammer oder Martell, dem Obsieger der Araber, in die Länge zu widerstehen, verloren die Friesen und Sachsen allmählig den Muth. Er wuchs ihnen wieder in den Anfängen seines Sohnes, Pipins des Kleinen. Wie aus den Heerfahrten gegen Bayerns letzte Agilolfinger, Grimoald, Odilo und Thassilo, die Pipinsburg auf dem Weihenstephan zu Freising, das freundliche Piping und Pipinsried, die starke Pipins- und Carls-Burg zu Pael, das stattliche Köhlerhaus in der Wildniß zwischen dem Ammer- und Würmsee, die Wiege Carls des Großen in der Reismühle beim alten Heidenorte Gauting und Carls des Großen Tafelrunde im Salzburger Untersberge, — so ist noch aus dem Kampfe gegen die Friesen und Sachsen im Mulsumer Moore die Pipinsburg, zwischen Weser und Elbe unfern der Nordsee, eine weitläufige Verschanzung mit Wällen, wo das übergroße Bülzenbette, ein Todesmaal alter Heroen aus Granitblöcken, ohnfern davon der Heidenring, die Heidenstätte, die Hünenburg, der Hünenkeller mit dem ungeheuern Ossian'schen Steinhaufen, die sieben Steinhäuser bei Fallingbostel mit den zahllosen Gräbern voll Waffen, Urnen, Menschen- und Thierknochen, Goldzierden und Bernsteingeschmeide, — der Carlstein mit Carls des Großen Hufeisen und der Lübboer Stein, der sich immer um und um kehrt, wie in der heiligen Christnacht zum ersten Male der Hahn kräht! — Da, wo kein stolzerer Gruß ist, als: „Gott mit dir, du urfreier

Mann!" und häufig noch kein gemauertes, zweistöckiges Herrenhaus geduldet wird, aus Sorge vor Gewalt und Knechtschaft, da sind noch Angehörige des deutschen Uradels, der Urfreiheit, auf deren Erbgut ein fremder früherer Besitzer gar nicht nachzuweisen ist.

Dagegen aber im Donaulande und hinein bis zur Drave und Save wurde das Gebiet mehr und mehr ein geschlossenes und der Adel sehr früh landsässig, lehnbar (Vasall), oder dienstbar (ministerial), kaum Einer frei auf freier Erde, nur dem Kaiser unterthan, Niemands Vasall, als etwa höchstens das Glockenseil der Kirche am Hals, wogegen am Rhein, an den Strommündungen, an den unstäten brandenden Meeresküsten, des deutschen Mannes köstlichstes Kleinod blühte, in der Unmittelbarkeit, in der Freiheit des Adels, der darum den Fürsten, die ihn jetzo beherrschten, vollkommen ebenbürtig war.

Unter den großen Geschlechtern, deren Burgen sich einst in den Wogen des Rheines spiegelten, die seine Ufer durch den Freudenschall ihrer Bankette belebten oder durch der Waffen kriegerische Klänge erschreckten, waren wohl nicht viele überlegen dem Hause Metternich von Winneburg und Beilstein, von Alfter und Vettelhofen. Jetzt, wo der durch eigene Schuld und Blindheit gegen den oft und scharf genug warnenden Finger der Zeit verblendete Adel allmählig in sich zusammenbricht, ist es denkwürdig genug, sich die wesentlichen Unterschiede des süddeutschen Adels, des nord- und westlichen und küstenländischen betrachtend gegenüberzustellen. — Es lag darin allerdings viel Lehre: nur nicht für die, die Nichts gelernt haben, aber auch Nichts vergessen.

Allgemein galten die mit den Salm, mit den Dammartins und Montesquious bis in die Tage der Merovinger und ihrer Hausmaier, der Pipine, hinaufreichenden Vögte zu Bonn, des Urgaues älteste Richter oder Grafen, für die Ahnherren der Metterniche. — Die Tradition nahm sie, wenn es besser gefiel, wie die Eltz und die Gymnich, für Abkömmlinge Roms, die es in seine prächtige Colonia Augusta Trevirorum oder Colonia Agrippina wie nach vielen andern entsendet habe? Bekräftigend ist, daß diese Häuser sich nie des burgundischen, des salischen oder ripuarisch-fränkischen, überhaupt nie deutschen

Rechtes bedient haben. Die Erbkämmerei von Cöln blieb seit der dritten welschen Heerfahrt des Barbarossa bei diesem Geschlechte, das über anderthalb Jahrhunderte später, unter Kaiser Ludwig, am Fuße des Henneberg eine Burg gründete, die bald vom nahen Dorfe Metternich an der frequenten Straße von Münstereifel und der Fähre über die Schwist den Namen Metternich behielt, aus dem Herzschilde aber, die noch darin befindlichen drei Muscheln.

Metternicht statt Metternich soll in Wort und Schrift der ältere, ja der in der Zeit der Geschlechtsnamen ursprüngliche Name gewesen sein. — Die Sage meldet nämlich: „Es hatte der letzte Sachsenkaiser Heinrich der Heilige (der Gemahl Kunigundens, die ihre Unschuld wider freche Verläumdung durch unbeschädigtes Schreiten über die glühende Pflugschar erwies) einen tapfern und edelgesitteten Hauptmann der Leibwache, Metter geheißen. Auf ihn hielt er viel in allen Stücken, maßen er ein schöner, gar zugänglicher Mann war. Es beneidete ihn aber männiglich um Kaisers Lieb und Gunst und ließen einige Hofherren einen Brief voll Lügen und verrätherischer Anschläge also künstlich schreiben, daß er schien von Metters eigener Hand: und den Brief spielten sie Herrn Heinrich zu, voll Arglist, wie durch einen bloßen Zufall. Es war aber des Herrn Zutrauen fester wie Eisen, also, daß er vor Aller Augen den Brief bei Seite warf und ausrief: „O Metter nicht!“ und ging die Mähr davon sogleich von Mund zu Mund, und wie Metter eintrat, riefen ihm die Leute auf den ersten Anblick jenes: „Metter nicht!“ entgegen, das auf sothane Weise ein Zuname verblieb für ihn und seine Nachkommen in Sage, Lied und Bild.“ — Das: „O Metter nicht!“ hat sich in den vierzig Jahren seiner Allmacht gar häufig, freilich oft im entgegengesetzten Sinne, durch Berg und Thal wiederholt. Wie viele subornirte Correspondenzen mit dem „O Metternicht!“ hatte das jetzt endlich (wenn's wahr ist und Ernst ist) gesprengte Hehler- und Stehlernest des Wiener Chiffrecabinets, auf des Fürsten Clemens und seines Affen Sedlnitzky Geheiß, verschieden zu verbessern und zu fälschen und wie ward es Denjenigen vergolten, die gleich dem wackern Zaremba, für solchen Schanddienst zu ehrenhaft, es wagten ihn zu weigern! —

Als das „rothe" und das „schwarze Buch" in die Hände demokratischer Minister fielen, stiegen vor Ludwig XVI. ähnliche lange Serien verfälschter langer Correspondenzen auf, um die optimistischen Ehrenmänner Turgot und Malesherbes zu stürzen, um die leichtwägende Königin Maria Antonia zu verdächtigen, um dem kopflosen und liederlichen Grafen Artois die Maske des royalistischen Märtyrers abzuziehen. — Wahrhaft große Männer fehlten im Hause Habsburg wie Metternich durchgehends; — aber schon frühe wiederkäueten sich Sympathien des „Tu felix Austria nube!" durch die Heirathen von Alfter, Looz, Kerkum, Sommersberg, Pleiß. Es war eine Zeit, wo es zwölf Linien Metterniche gab und zwanzig Kinder eines Vaters, darunter zwölf Söhne. — Heinrich Metternich focht wacker in den Tilly'schen Schlachten, lenkte aber die Angelegenheiten der Pfalz so wenig glücklich und wohlthätig, als sein Urenkel Clemens zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden. Die Metterniche blieben meist katholisch: denn sie hatten viele Abteien, Deutschordens- und Malteser-Balleien und Dompfründen nothwendig. — Lothar Metternich wurde Erzkanzler durch Arelat und Kurfürst von Trier, eine Hauptsäule der katholischen Liga, † 1623, Lothar Friedrich wurde Kurerzkanzler von Mainz, † 1675, Heinrich gleichfalls Kurfürst von Mainz, † 1679. — Die dem Westerwald entsprossenen Schönborn zählten die meisten geistlichen Fürsten; aber gar kein deutscher Adelsstamm hatte mehr als drei Kurfürsten aufzuweisen. Durch einen seltsamen Zufall stand das Haus Metternich in dieser Beziehung ganz gleich mit Schönborn und mit Wied. — Zwei Schönborn und zwei Metternich saßen auf dem Stuhle der germanischen Erzkanzler zu Mainz, ein Metternich und ein Schönborn zu Trier; zwei Wied zu Cöln und einer zu Trier. Sonst haben nur die Leyen, die Eltz, die Greiffenklau und die Isenburg zwei Kurfürsten gezählt: erstere zu Mainz und zu Trier, die Isenburg zu Cöln und zu Trier. — Der Kurfürst Lothar wußte seinem Hause die immediaten Gebiete Winneburg und Beilenstein zu erwerben, mit Sitz und Stimme im westphälischen Grafencollegium.

Ferdinand II. erhob am 28. Octbr. 1635 die Metterniche zu

Reichsfreiherren, Leopold I. am 20. März 1679 zu Reichsgrafen mit dem großen Palatinat und mit dem Münzrechte. Die Fürstenwürde erhielt Franz Georg Graf von Metternich am 30. Juni 1803, als man die Candidaten katholischer Virilstimmen im Fürstenrath aus allen Ecken zusammenkehrte.

Der russisch-französische Entschädigungsplan wies dem Hause Metternich, dem nach gesetzlicher Strenge gar keine Entschädigungen gebührten, die oberpfälzische, der Krone Böhmen vielfach verbündete Abtei Waldsassen zu. Da selbe aber von Pfalz-Bayern als mittelbar reclamirt wurde, was sie auch war, erhielt es anstatt dessen die schwäbische Reichsabtei Ochsenhausen, die auch am 30. Juni 1803 zum Reichsfürstenthum erhoben, davon dem jedesmaligen Chef des Hauses die reichsfürstliche Würde eigen ertheilte. Die Ausführung der Fürstenwürde auf das ganze Haus vollzog Kaiser Franz am 20. Octbr. 1813 im Hauptquartiere Rötha, auf dem Schlachtfelde des Gottesgerichtes zu Leipzig.

Ochsenhausen leistete noch einmal der Einigkeit Deutschlands wesentliche Dienste. Es gedieh 1825 kaufsweise vom Fürsten Metternich an die Krone Würtemberg: — um den sündtheuern Kaufschilling wurde dem König Wilhelm sein vermeintlicher Liberalismus verziehen. Die Gesandten der alleinseligmachenden continentalen deutschen Großmächte Oesterreich und Preußen erschienen wieder in Stuttgart, unter Sang und Klang, wenigstens ersteres in letzterem unter dem Klange der überreichen, dennoch für das Metternich'sche Danaidenfaß unergiebigen Ochsenhauser Silberlinge.

Ernst Johann, einige Zeit bei Ludwig XIV., lange Zeit aber zu Regensburg Abgesandter, erwarb, trotz vieler nach burgundischem Recht und nach den Familienpacten vorgehender Agnaten und Cognaten, Neuenburg (Neufchatel), das Preußen durch Clemens Metternichs ungeschickte Einmischung in die ultramontanen Schweizerwirren wieder verlor.

Franz Georg Graf von Metternich wurde am 2. März 1746 zu Coblenz seinem Vater Hugo Franz und Maria Gräfin von Kesselstadt geboren, die in diesem Wochenbette starb, der Vater Georgens schon

in dessen viertem Jahre. Sein sorgsamer Vormund war sein Vetter Waldersdorf, Kurfürst von Trier, der ihn auch so jung in den Staatsdienst brachte, daß er 1768 mit der Kunde der Erwählung des sächsisch-polnischen Prinzen Clemens Wenceslav nach Wien kam, wo er gar bald von Kaunitz als stabiler Trierscher Gesandter verlangt und ernannt wurde. Die große Theresia schaffte ihm auch eine schöne und geistvolle Frau, Beatrix, aus dem alten breisgauisch-fricktHalisch-sundgauischen Grafengeschlechte von Kageneck, die am 20. Mai 1773 in Coblenz den für Oesterreich und Deutschland höchst unglückseligen, selbst der andern Halbkugel verhängnißschweren Sohn gebar, der von dem einfältigen kurfürstlichen Taufpathen Clemens Wenceslav hieß, den dritten Namen Lothar aber von den zwei obgenannten Kurfürsten seines Stammes erhielt.

Der alte Metternich war ein Mann von nicht geringem Wissen, nach dem damaligen jesuitisch-biblisch-publicistischen, weit mehr hysterischen als historischen Educations- und Introductionsplan, ohne allen concentrischen und präcisen Sinn, vielmehr von unendlich langweiliger, sündfluthischer Geschwätzigkeit, gleich jenem unheilbaren, weil immer wiederkehrenden Uebel des Bandwurms. — Mit der herrlichen Kaiserin, mit welcher Metternichs erstes Wort so ziemlich auch sein letztes war, correspondirte die schöne und schlaue Beatrix, wo es höhern Verwicklungen und Aufträgen der List galt, wohl unterstützt von dem abgeriebenen, wachsamen, in dienstlichem und Privatehrgeiz unermüdbaren Gesandtschaftssecretär Kornrumpf.

Eine sehr wichtige Aufgabe dieser Art war die Versorgung des jüngsten Erzherzogs, des vierundzwanzigjährigen Maximilian. — Schon dreizehnjährig war er seinem Oheim, dem Herzog Carl von Lothringen, dem unermüdlichen Schlachtenverlierer von Czaslau, Sorr, Trautenau, Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Prag und Leuthen, im Hoch- und Heermeisterthum deutschen Ordens zu Mergentheim als Coadjutor beigegeben und succedirte wirklich durch des Prinzen Carl unerwartetes Ableben (4. Juni 1780) gerade während der lebhaftesten Differenzen über die Cölnisch-Münster'sche Wahl.

Fast durch zwei Jahrhunderte (1583—1766) seit der Vertreibung des

abtrünnigen Gebhard Truchsessen von Waldburg hatten bayerische Prinzen den Kurhut von Cöln getragen (1583—1612 Herzog Ernst, 1612—1650 Ferdinand, 1650—1688 Max Heinrich, 1688—1723 Joseph Clemens, 1706—1714 geächtet und verjagt, aber im Rastadter Frieden durch Frankreich wieder eingesetzt, 1723—1766 Clemens August, Sohn Max Emanuels, Bruder Carls VII.). Sie verbanden mit der Kur Cöln häufig auch Lüttich, Münster, Hildesheim, Paderborn, Osnabrück, Freising, Regensburg. Der deutsche Reichsadel sah diese Proëdrie Bayerns auf der geistlichen Bank mit dem größten Schmerz und Unwillen, um so mehr, als, mit Grund oder Ungrund, allgemein umlief: man trage sich in Berlin mit dem Gedanken einer demnächstigen Coadjutorie in Bamberg und Würzburg für den zweiten Sohn des Prinzen von Preußen, der durch diese Quasisäcularisation ganz dicht an den fränkisch-brandenburgischen Markgrafthümern ober- und unterhalb Gebirges, Ansbach und Bayreuth, das schöne, gewerbfleißige Franken völlig beherrschen und zwischen Böhmen, Sachsen, den Main- und Rheinkreisen eine edle starke Macht gewinnen würde! — Der jetzige Cölner Kurfürst Max Friedrich, Reichsgraf von Königseck-Rothenfels, stand bereits in den Siebzigern und wurde ganz beherrscht von seinem Minister, dem deutschen Ordensherrn Baron von Belderbusch, deutschen Ordenscommenthur, dem preußischen Grenzcommandanten von Wolfersdorf, dessen hochtönende Versprechungen stets mit der aufreizendsten Gamaschenbrutalität gemischt waren und immer wieder weit mehr verdarben, als die abgedroschenen schönen Worte hatten gut machen können. Im Fürsten und im Lande war die entschiedenste Mißstimmung gegen die einzuschmuggelnde Coadjutorie des Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein, Domherrn von Breslau, Domgrafen in Straßburg und Cöln, dem Berliner Hofe völlig ergeben. Der Erzherzog Max wurde am 7. Aug. in Cöln, am 16. Aug. in Münster in völlig gesetzlicher tadelloser Weise erwählt.

Seltsam und ein äußerst ehrenfester Zug ist, daß nach einundzwanzig Jahren, im Augenblick, als die großen Säcularisationswürfel durch den Lüneviller Frieden 1801 gefallen und der Erzherzog

Kurfürst Maximilian bald nachhin zu Laxenburg im eigenen Zelt erstickt war, der alte Fürstenberg, der eifrigste Partisan der Wahl seines Neffen, Erzherzogs Anton Victor, gegen den preußischen Einspruch gewesen ist. — Fürstenberg überlebte den Sturz des deutschen Reiches durch den Regensburger Deputationsabschluß 1803 und seine völlige Auflösung und neue Zusammenlöthung durch den Preßburger Friedensvertrag und durch die Rheinbundsacte 1805/1806, erlebte die Demüthigung Oesterreichs und Preußens durch die unerhörten Schläge von Ulm und von Jena, das heroische Auferstehen der pyrenäischen Halbinsel, Oesterreichs glorreiche Widerstandsepoche von 1809, die Versöhnung und Vereinigung durch die Bonaparte'sche Heirath mit der Erzherzogin Louise 1810 und starb erst im Jahre der Rüstungen wider Rußland 1811, im 82. Lebensjahre, bis ans Ende der Gründung und Fortbildung eines deutschen Musterstaates geweiht, worin es dem herrlichen Manne Niemand bevorgethan, sein in ebenso geheiligtem Andenken stehender Freund Justus Möser in Osnabrück aber in unermüdlicher Treue zur Seite gestanden hatte.

Die obgedachte, schlau bewirkte Wahl des Erzherzogs Maximilian, welcher Preußen mit wenig Geschick und mit viel zweckwidrigem Ungestüm entgegengearbeitet hatte, welche Holland ungern sah, Frankreich als eine Versorgung des Bruders seiner Königin wenigstens gleichgiltig hinnahm, hatte den Vater Metternich bei der Kaiserin in große Gunst gesetzt. Er erhielt das Großkreuz des ungarischen Stephansordens, und Theresia's Freigebigkeit mehrte das Metternich'sche Besitzthum in Böhmen, welches schon unter ihrem Großvater Leopold I. begonnen und 1716 bei der Krönung Carls VI. sich zum Incolat ausgebildet und mit verschiedenen Berechtigungen begünstigt ward, die namentlich auf Königswarth ruhten. Im Pilsener Kreise gelegen, war Königswarth schon vor der Hussitenzeit und in derselben eine vorzügliche Besitzung der Herren von Plauen, etwas später der Herren von Pflug und Tachau; nach der Schlacht bei Mühlberg, dieser trübseligen Vorläuferin der Prager Schlacht am weißen Berge (1547—1620), kam es aus dem Eigen der Herren von Zedlitz durch Confiscation an den Fiscus sammt dem einst

als Raubnest verschrienen Würschengrünn. Die Kammer überließ ansehnliche Parcellen von Königswarth käuflich an den gefürchteten Tilly'schen Vorkämpfer, Heinrich von Metternich. Die kronlehenbare Eigenschaft vieler Parcellen erweiset sich aber bis über die Luxemburger, bis unter die eingeborne Dynastie der Przemysliden und der Libussa.

Der Gesandtschaftsposten an den Rheinkreisen von Mainz, Trier und Cöln verwickelte zugleich in alle die heftigen Wirren im nahen, fast immer gährenden Hochstifte Lüttich und in die Anfänge der Revolution Belgiens, die in der Epoche eines goldenen Alters und seit dem Aachener allgemeinen Frieden, ohne allen dringenden Anlaß und ohne die gehörige Localorientirung, bloß durch die umwühlenden Ideen der französischen Schule und der Neuerungs- und Nivellirungsversuche entbrannten.

Das Haus Metternich war inzwischen nicht auf einen einzigen Stammhalter beschränkt geblieben. Anderthalb Jahre nach dem Grafen Clemens wurde am 14. Nov. 1774 der Graf Joseph geboren, ein ebenso gutherziger, als unwissender und beschränkter Mann, der am 9. Decbr. des unruhevollen Jahres 1838 endlich starb, erst insgeheim, dann öffentlich, mit der ebenso unbedeutenden Fürstin Juliane Sulkowsky vermählt und hierdurch in eine unsaubere, ewig petitionirende und intriguirende polackische Verwandtschaft gerathen. Fast zwei Jahre älter, war die am 29. Nov. 1771 geborene Fürstin Kunigunde Pauline Metternich, durch Schönheit und Gemüth ausgezeichnet und nach zwanzigjähriger Liebschaft, die in Brüssel begonnen, am 23. Februar 1817 in Wien vermählt, nach so langem Zögern wohl nur aus Adelsstolz, weil mit einem Schwager des Kaisers Franz, dem Feldmarschall und Commandanten der Haupt- und Residenzstadt Wien, Herzog Ferdinand von Würtemberg, Bruder des ersten Schwaben-Königs, jenes tyrannischen Friedrich († 20. Jänn. 1834 zu Wiesbaden).

War jenes köstliche Pfund der Schönheit dem Metternichschen Geschlecht im reichen und edeln Maße zugewogen, so mochte insonderheit der Graf Clemens dieses himmlischen Pfundes sich rüh-

men. Er war bis an die Schwelle des Greisenalters in Wuchs und Gestalt, in Blick und Bewegung, eine regelrechte und anmuthige Erscheinung: — Statur des Mittelschlages, durchgängig Maß und Ziel, — die gewölbte hohe Stirne, die hellen blauen Augen voll Milde, die nur mäßig gebogene Nase, die schönfarbigen, so reichen als weichen, sorgfältig geordneten Haare bildeten ein zaubervolles Ganzes. — Nur um den höchst einladenden Mund spielte ein halblächelnder, etwas sybaritischer, zugleich listiger und lüsterner Zug, der selbst an jeder Tafel eines schwelgerischen Apicius hätte prunken und niedlich bleiben können an einem Antinous oder an einem Lieblingsfaun des Persius oder Juvenal! —

Eben trat Graf Clemens in sein sechzehntes Jahr, als er die durch verschiedene ausgezeichnete Köpfe, unter denen der ehrwürdige Nicolaus Vogt, berühmte Straßburger Hochschule bezog. An den philosophischen Disciplinen in dieser, Deutschland abgelisteten Stadt gar bescheiden nippend, weihte er auch dem Publicistisch-Diplomatischen nur gar flüchtige, kurze Momente Maurinisch-Calmetisch-Schöpflinisch-Koch-Pfeffelscher beaux restes! — Er erlebte in Straßburg die ersten Ausbrüche der französischen Revolution, die Erstürmung der Bastille, die gräuelvolle Uebersiedelung Ludwigs XVI. und seiner Familie von Versailles nach Paris, die Sonnenhöhe und die Wetterwenden der französischen Emigration in Coblenz und Ettenheim, Braunschweig, Göttingen und Blankenburg. — Sprach man den Mitschülern (??), Salons- und Boskets-, Tafel- und Liebesgefährten des Clemens Metternich von seinem Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung, so umzog freilich ihre Lippen ein sarkastisches, immer noch höfliches Lächeln, aus dem ganz unumwunden hervorsah, das Talent habe ihn im Schlafe überrascht, — studirt aber und gelernt oder erlernt habe er eigentlich gar nie Etwas. Der Instinct, die Welt und ihre Begebenheiten, der äußere Anstoß hätten ihn erzogen. Noch in spätern Jahren konnte ein erudirter ernsthafter Mann, dem es gelungen war, ihn reden zu machen, Metternich in seiner köstlichen Unbefangenheit veranlassen, die barockesten historisch-politischen irish-bulls zu improvisiren, wor-

über er aber nie in einiger Verlegenheit, den Gegner stets in schlimmere setzte, als dieser ihn. Nach irgend welcher Gründlichkeit hat er nie gestrebt und nie Etwas so gehaßt und geflohen als selbe, bis zum eigentlichen Haß und zu feldflüchtiger Feigheit und Verzweiflung.

Seltsam ist, daß diese Gründlichkeits-Hydrophobie sich gerade damals, in so früher Jugend, als Scheidewand heraufbäumte zwischen zwei geistreichen, mehr als Geschäftscompagnons und Freunde verordneten, als von selbst vielmehr zu lebenslanger Opposition verdammten Jünglingen, zwischen Clemens Metternich und dem elf Jahre ältern und nur sechzehn Jahre vor Metternichs Sturz und Schmach (wie er's gewünscht, im befriedeten Italien, in otio cum dignitate) abgeschiedenen Franz Grafen von Saurau.

Wir kommen auf diese gewaltige, verhängnißvolle Dissonanz zurück, wie nach vollbrachtem Königsmorde der Kaunitz-Spielmannsche Sumpfboden dem Vulkanisiren Thuguts weichen muß (1793).

Von Straßburg begab sich der Jüngling Metternich nach Frankfurt zur Krönung Leopolds II. (9. Oct. 1790), der bis jetzt gegen Belgien, Ungarn, Tyrol und die Opposition im Reiche die anerkennungswerthesten Schritte der Versöhnung gethan hatte: nicht umsonst, außer bis jetzt in den durch englischen und holländischen, vor Allem aber durch preußischen Einfluß verhetzten Niederlanden. — Bei den oberwähnten Feierlichkeiten (den letzten, aber auch den schönsten im großen alten Style) versah unser siebzehnjähriger Alcibiades die politisch oder wissenschaftlich eben nicht sehr schwierigen Obliegenheiten eines Ceremonienmeisters des katholischen Theiles des westphälischen Grafencollegiums, während der Graf von Solms-Laubach mit denselben Functionen von Seite der protestantischen Bank jenes Collegiums beauftragt war. Darauf blieb der junge Metternich bis ins vierte Jahr auf der damals in hohem Flore stehenden Universität Mainz. — Sie zählte Geister, wie den Statthalter in Erfurt, Fürstbischof von Constanz, Coadjutor und nachmals selbst Kurfürsten und Primas Carl von Dalberg, wie den schweizerischen Tacitus Johannes Müller, wie den Weltumsegler Georg Forster, wie

den unsteten, aber geschmack- und geistvollen Heinse, und zugleich durch den glänzenden Hof des Kurerzkanzlers von Erthal viel junge große Herren, auch gar schöne und geistvolle Frauen (wie noch zuletzt und sehr lange die allzu fruchtbare Coudenhoven) — die reizendste und nach allen Seiten hin zweckmäßigste Schule der Entwicklung des Salon- und des Weltlebens.

Die Regierung Franz des II., schlimmer noch beginnend 1792 als die seiner Ahnen Maria Theresia, Leopolds I., Ferdinands II. und Rudolfs II., aber 1835 im unerwartetsten Glück und Ruhestande schließend, hatte mit dem Waldbrande des französischen Revolutionskrieges angefangen. — Die ganz guten Dienste des alten Metternich, trotz seines wenigen Verstandes, trotz seines von den belgischen Rebellen anfangs verlachten Mangels an geistvoller Thatkraft, hatten die Aufrichtigkeit der Mediation in ebenso geringen Credit gesetzt, als die Talente der Vermittler, des ewig grimassirenden und intriguirenden Lucchesini und des plattirten Diplomaten Grafen Keller, Aucklands und van Spiegels. — Die Ruhe in Belgien nahm täglich zu, die Aufreizungen der Jacobiner ermatteten zusehends. Nach dem Reichenbacher Vertrage hätten die Schwaben des Bender'schen Regiments Nr. 41 und die so treuen als tapfern wallonischen Dragoner von Arberg, d'Ursel, hochberühmt als Latour, die Kammerschlüssel-Rosenkranz- und Kaputzen-Fehde wohl allein abgemacht? Sie hingen die gefangenen Kapuziner und sonstigen Mönche an den Sattelknopf und sprengten ganz lustig mit ihnen davon. Der greise und zwergenhafte, aber muthvolle Marschall Blasius Bender, der schon 1737 wider die Türken am Timok und bei Banjaluka gefochten, trat jetzt in heiterster Laune diesem Adels- und pfäffischen Unwesen entgegen. Endlich brachte er die belgischen Kreuzfahrer, Pfaffen, Junker, Ueberläufer an der Maas zum Stehen, aber in ein paar Stunden sprengte er sie in die schimpflichste Flucht.

In der Nacht des 21. Nov. erwählten die Zitteraale des belgischen Congresses des Kaisers drittgebornen Sohn, den Erzherzog Carl, den Liebling des Volkes wie der Generalgouverneurs, als Erbgroßherzog der burgundisch-belgischen Provinzen, unter der

Bedingung, daß der neugewählte Fürst diese Provinzen nie mehr dem Hauptkörper der Monarchie wieder einverleiben und jederzeit inmitten derselben seine Residenz halten und hegen sollte. Es wurde durch die siegende Macht gar keine Notiz von dieser Keckheit genommen. Am 10. Octbr. 1790 wurde die Inaugurationsacte Carls VI., der nach elf Jahren des spanisch=belgischen Erbfolgekrieges im Utrechter Frieden, wie einst die spanischen Niederlande dem jüngern oder deutschen Zweige des Hauses Habsburg wieder errungen und somit erster Erwerber war, und die sogenannte joyeuse entrée Maria Theresia's von 1741 wieder hergestellt. Es wurde großmüthige Amnestie mit nur wenigen Ausnahmen, Steuer= und Abgabenbewilligung der Stände, in den wichtigsten Angelegenheiten vordersamste Anhörung derselben, zugleich die Niederlande in ihrem dermaligen constitutionellen Bestande dem sogenannten Hause Oesterreich auf ewig garantirt, als von den deutsch=österreichischen, denen auch die böhmischen, czechoslavischen und galizisch=polnischen zugezählt waren, untrennbare und unveräußerliche Besitzthümer garantirt für immer auf dem Pergamente, in der Wirklichkeit aber auf drei Jahre bis zu jenem perfiden Thugut'schen Prätexte zur Räumung Belgiens nach den drei großen Schlachten um das winzige Charleroi und namentlich dem fingirten Siege Jourdans bei Fleurus, am Todestage Kaunitzens, der vor sechsundvierzig Jahren im Aachener Frieden die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction bezüglich Belgiens und der Integrität und Untheilbarkeit des Habsburgischen Nachlasses mit dem Opfer Schlesiens und einiger visconti'schen und farnese'schen Parcellen auf beiden Po=Ufern errettet hatte (1748).

Indessen glimmte der Aufruhrsgeist fort und fort, unter der Asche, auch dem geringsten Windstoße nicht nur, auch dem mindesten Luftzug erregbar. Obgleich aber die Generalgouverneurs Herzog Albert und Erzherzogin Christine aus der brüderlichen Residenz Bonn, ihrem bisherigen Fluchtorte, nach Brüssel rückeingeladen worden, auch dieser Einladung folgten und in Folge derselben am 15. Juni den feierlichen Einzug daselbst hielten, blieb trotz aller Triumphpforten, Beleuchtungen und Musikchöre, selbst bei der schnell

nachgefolgten Huldigung eine fast durchaus ungünstige, widerhaarige Stimmung. — Das vorzugsweise hochtrutzige Brabant weigerte sich sogar vertragswidrig dieser Zugeständnisse. Sie wurden vielmehr heimlich dazu verwendet, die geflüchteten Häupter und Werkzeuge des Aufruhrs reichlich zu unterstützen. Der allen Vordermännern der wildesten französischen Clubbs verbündete Verräther L. C. Charost, Graf von Bethune, ein angeblicher Abkömmling der erloschenen Grafen von Flandern, sammelte sich, läppisch genug, ein kleines Heer aus Lütticher Mißvergnügten, aus den mordbrennerischen Aposteln und Sendlingen der französischen Demagogen, aus den landflüchtigen oder im Lande sich verbergenden oder verläugnenden sogenannten „Patrioten", aus österreichischen Ueberläufern und aus den meineidigen Officieren, die den Rebellen, ohne alle Noth, die Citadelle von Antwerpen übergeben hatten oder sonst feldflüchtig geworden und deren Namen in Folge dessen an den Galgen geschlagen waren: wie l'Ami, Solares, Hayden und Gagan.

Von französischer Seite wurde diese Gährung, wurden selbst große Zusammenrottungen auf die treuloseste Weise begünstigt und Lille, Valenciennes, Douay als förmliche Aschenhaufen und Herde dieser Land und Leuten verderblichen Gluten genannt. — Auf dem Lichtmeßtage 1792, der als eine belgische Bartholomäusnacht, als eine sicilianische Vesper erkoren war, sollten die in Privathäusern wohnenden und nicht miteinverstandenen, nicht zu erkaufenden oder zu verführenden Officiere von ihren Gastwirthen um's Leben gebracht oder in unbekannten Orten vergessen gemacht, die Truppen im nächtlichen Schlummer in den Casernen überfallen und desarmirt werden, die Patrioten sich der Cassen, der Archive, gegen die der letztversuchte Mordbrand derselben mißlungen war, bemächtigen, — auch Alberts und Christinens, der fürstlichen Generalgouverneurs, auch des dirigirenden Ministers Grafen Metternich und des commandirenden Marschalls Bender.

Doch diesmal hatte Metternich gute Kundschaft. Man behauptete, weibliche und geistliche. In der Nacht vom $\frac{16}{17}$ Jänner wurden, in größter Stille und zweckmäßiger Absperrung, zahlreiche Verhaf-

tungen vorgenommen, die das abscheuliche Complot zerstörten, und dennoch kamen wenige Tage darauf zahlreiche sehr gut geschriebene Adressen an die ungarischen Mißvergnügten in Umlauf, Aufrufe zum Meineid und zum Beitritte zum sogenannten „heiligen Bunde für Religion und Vaterland." Waren ja doch jene das eigene Gut und Blut nicht schonenden Stützen, jene Pelikane des Throns und Altars, wenigstens in ihrer eigenen Meinung heilig und unverletzlich, obgleich sie erst durch die eidgenössischen und andern Volksbünde, durch die Geld- und Handelsmacht der Städte, durch den eindringenden Landregen der Reformation und durch die Wasserhose des großen Bauernkrieges auf den Kettenschluß kamen, daß der ihnen früher so verhaßte Thron einen Baldachin habe, daß der Baldachin ein Dach sei, daß man unter dem Dache gar nicht oder doch viel weniger und später durchnäßt werde. Der dem Fürsten Metternich von jeher, besonders aber seit der hellenischen Schilderhebung, seit dem Congreß zu Verona, seit der bestrittenen Legitimität und Canonisation des Sultans tödtlich verhaßte Chateaubriand sagt ja gelegenheitlich der mittelalterlichen Zuckungen Italiens: — „Die ganze Organisation des Clerus war auf die entschiedenste Begünstigung des Fortschrittes und der Bewegung gerichtet. Die Bettelmönche standen überall an der Spitze der Volksaufstände; denn die Kapuze löste noch früher als der Helm die Bande der Sclaverei, und der Freiheit Morgenroth brach auf gar unerwarteten Wegen herein. — In dieser Zeit kroch das gesammte niedergehaltene Volk hinter die Priester, und in der That unter solcher Hülle muß man es suchen. Um die weltliche Gewalt des heiligen Stuhles zu erklären, hat man Religion und Unwissenheit und die verschiedenartigsten Ursachen hervorgezogen und die Hauptsache übersehen. Das Papstthum repräsentirte die republikanische Freiheit. Es repräsentirte die sonst überall geächtete politische Wahrheit. In dieser gothischen Eisenwelt war es der Vertheidiger aller Unterdrückten. — Der mittelalterliche Kampf zwischen Papstthum und Kaiserthum war die Principienfrage zwischen Freiheit und Gewalt. Die Welfen waren die Demokraten, die Gibellinen waren die Aristokraten der Zeit.

— Welches Schauspiel diese für erledigt erklärten und dem Ersten Besten zuerkannten Throne! diese die päpstliche Lossprechung auf den Knien erflehenden Fürsten! ganze Königreiche in Bann und Interdict, was war dies Alles anders als die riesenstarke Wirkung der Volkssouverainetät in die Hände der Religion niedergelegt und durch sie geübt!? — Wer konnte auch so was denken? «Quis putârat?» würde der altkluge Staar des Cicero sagen!

Maler, Bildner und Dichter, die redende wie die bildende Kunst liebt es, durch Contraste zu wirken!? In den Irrthümern und Gewaltstreichen der bevorrechteten Kasten, in ihrem Streben, ihre Kastanien mit den Händen der Fürsten aus der Glut herauszuholen und ein reichliches Theil des auf ihnen lastenden Hasses den Fürsten aufzujochen, reifte und wucherte Clemens Metternichs beschränkte und hassenswerthe Reactionspolitik, die, aller Geschichte vergessend, meinte, ebenso gut die erste Dienerin des Absolutism und des Obscurantism sein zu können, als sie in der Vorzeit die Beschützerin aller Unterdrückten, ein Bollwerk der Freiheit war und das Monopol der Intelligenz in Händen hatte!? — Von der Aristokratie der Talente übrigte immer weniger in den deutschen und slavischen Hochtorys seit der Reformation und seit der bald nach dem unseligen, wirren Antritte Rudolfs II. und dem Bruderzwist und Bürgerkriege zwischen Rudolf und Matthias hereintobenden Gegenreformation. — In der Aristokratie der Waffen vom Volk und vom miles perpetuus, vom stehenden Heer überflügelt, in der Aristokratie des Grundbesitzes durch die kurzsichtigste falsche Scham, durch die eigene schlechte Wirthschaft und grobe Unwissenheit geschlagen, in der Geld-Aristokratie längst übermannt vom Bürgerstand und von seinem zu Land und zur See glücklich thätigen Associationsgeiste, vom Volk Israels, das aus Blut und Flammen und den ehrlosen Eisenbriefen längst wieder aufgetaucht war, trat der Widerspruch der Zeit und ihrer Aufgaben, ihrer Antriebe und ihrer Schwierigkeiten, Hindernisse und Gefahren immer versteinernder und hoffnungsloser hervor. — Unmöglich war er und todtgeboren, ja ganz unbegriffen der hochverrätherische Bund des „alten Rechtes',

mit dem „neuen Unrechte“, — des belgischen Ritter- und Pfaffenthumes mit den französischen Schreckensmännern und Schrecken! — Nirgends waren die neuen Doctrinen lieber gesehen, als gerade in den geistlichen Wahlstaaten. — Diderot konnte es ja gar nicht erwarten, „den letzten Edelmann an den Gedärmen des letzten Pfaffen erhängt zu sehen!“ — Zu des alten Metternich wohlgemeintem Eifer, den Streitkräften Oesterreichs und seiner Alliirten, Preußens, Englands, Hollands und des deutschen Reiches (— in spe et in partibus infidelium auch der ewig donnernden und nie marschirenden Katharina —) alle Kräfte der üppig blühenden Niederlande aus erster Hand unauflöslich zu gesellen, dazu kam, daß ein Minister des Wiener Hofes (und zwar eben der wortreiche Metternich der Vater) Alles aufbot, Belgien zu erhalten, wogegen ein anderer, der neueste Generaldirector und sehr bald Minister des Aeußern Franz Thuniggut (Thugut) und sein Pylades, der nach dem Abgange des unglückseligen Mack Chef des Generalstabes und Factotum gewordene, ränkevolle und ruchlose Prinz Christian von Waldeck, Alles that, es je eher je lieber zu verlieren und durch diesen Verlust die bereits wankenden Seemächte und das von den verschiedensten Furchtspecies verwirrte Preußen desto gewisser an der Coalition festzuhalten und statt Belgiens (jenes Mühlsteines an Oesterreichs Hals (??)) Altbayern unverzüglich in Besitz zu nehmen: freilich ein gar keinem andern Compensationsobjecte zu vergleichender Ersatz, der schon für Schlesien gar zu gern angenommen worden wäre und dessen Gespenst jetzt unstreitig die geheimen Anbändelungen Thuguts mit Robespierre und seinen Ungethümen erzeugte, wie er den Abschluß des Baseler Friedens durch Hardenberg, Merlin, Barthelemy und Bacher gewiß am meisten beschleunigt hat!!

Zweimal sah sich das Brüsseler Generalgouvernement genöthiget, seinen stolzen üppigen Königssitz zu räumen und der Fluth und Wuth der französischen Waffen zu überlassen, nämlich im November 1792, als Clerfayt bei Gemappe, nach heldenmüthigem Widerstande, zuletzt dennoch der Uebermacht Dumouriez's weichen mußte, und Ende Juni 1794, nach der über Jourdan doch gewonnenen Schlacht bei

Fleurus, am Todestage Kaunitzens. — Als Beobachter und Kundschafter in den Verwicklungen der Seemächte, in den britischen und batavischen Verhandlungen war der junge Graf Clemens sehr gut gebraucht, schon im Jahre der Wiedereroberung und Behauptung der Niederlande 1793. — Im gleichen Jahre hatte der Erzherzog Carl bei Aldenhoven, Tirlemont und Neerwinden (1., 17. und 19. März 1793) trotz seiner Jugend großen Waffenruhm und glänzende Popularität, aber auch den ersten Grund zu jenem spätern heftigen Antagonismus erlangt und gehegt, der erst nach dem Heldenkampfe von 1809 und nach dem Befreiungskriege 1814 und 1815 durch lange Jahre der Zurücksetzung und des argwöhnisch bewachten Ruhestandes, erst in jenem umgekehrten Kreuzzuge wider das Kreuz und wider die unglückseligen Christen von Hellas, Natolien und Syrien, ohne die mindeste Rücksicht auf die heiligen Orte und auf das heilige Land, auf das heilige Grab, vor Beyrut und Alexandria geendigt hat. — Am Beginne des dritten Feldzuges 1794 war in Oesterreichs diplomatischem Corps ein allseitiges Revirement beschlossen und unser Clemens bereits als Gesandter nach dem Haag bestimmt, als Nachfolger des jungen Fürsten Georg Starhemberg und des hohenrhätischen Freiherrn von Buol-Schauenstein. — Allein der indessen eingetretene Verlust Belgiens vereitelte dieses und führte beide Metternich nach Wien, wo des Sohnes angenehmes Aeußere und seine gesellschaftlichen Gaben allgemeine Anerkennung fanden, aber sein unstetes Abspringen, seine geringe Beharrlichkeit, sein jeder ernsten, männlichen, vaterländischen Richtung entferntes, zerbröckeltes, liederliches Leben und die wenige Wahrhaftigkeit seines ganzen Wesens und Thuns selbst bei den Damen nur geringes Zutrauen behauptete.

Dem österreichischen Nationalcharakter, der Empfindungsweise Wiens und seinen Localitäten stand Er von jeher sehr fern; indessen rückte ein hochbeglaubigter Name ihm näher und näher durch ein Ehebündniß, das seiner gewinnenden Anmuth eben so viel abstoßende Häßlichkeit entgegentrug: der Name Kaunitz. Am 27. Septbr. 1795 vermählte sich der Graf Clemens Metternich in seinem dreiundzwanzigsten Jahre mit der noch nicht ganz zwanzigjährigen Gräfin Eleo-

nore von Kaunitz, Tochter des ältesten Sohnes des Staatskanzlers, der am 27. Juni 1794 verstorben war, des schon am 19. Mai 1797 im Tode nachgefolgten Oberhofmarschalls Ernst Fürsten von Kaunitz, vormaligen Botschafters in Rom und Neapel, und der Fürstin Leopoldine von Oettingen-Spielberg, Erbin mährischer Herrschaften und insonderheit Cojeteins in der Hanna an dem Gränzflusse March. — Es erschien wie eine grandiose Schicksalsironie, daß in gar keinem Geschlechte des czechoslavischen Adels die Neuerungs- und Sectenwuth furchtbarer aufgeflammt war, als in dem der Wladiken von Kunice an der Iglawa. — Ihr prächtiges Austerlitz war der Sitz der Wiedertäufer, der Picarden und ihres thätigsten Bücherdruckes und Bücherhandels. Ulrich von Kaunitz, der Erzprotestant, schlang durch seine Haupturkunde von 1614 ein kluges Band um das täglich blühendere Municipalwesen der gewerbfleißigen, hochgebildeten Städte und den sinkenden Adel. Das Kaunitz'sche Haus am großen Platze zu Brünn war das Capitol der Reformation und der Conföderation Mährens und Böhmens mit Schlesien und den Lausitzen, mit Ungarns status et ordines et excelsi proceres, mit den österreichischen und steyerischen Ständen, mit dem Siebenbürger Fürsten Gabriel Bethlen, nachmaligem Electus regni Hungariae, wie Böhmen das Haupt der protestantischen Union, Pfalzgrafen Friedrich V. zum Könige nur eines Winters erwählte. Leider trat diesen geistvollen und patriotischen Kaunitzen auch ein Sedlnitzky als Verderber zur Seite, der dumme Feldoberst der ständischen akatholischen Conföderation, überall geschlagen, wo es galt, jämmerlich und ungetreu gegen Bethlen, Rakoczy und Buchheim, gegen die Schweden Torstenson, Oesterling und Paitkul, in jeder Beziehung elend und verworfen, wie aus seinen Urenkeln 1817—1848 in Wien, Graf Joseph Sedlnitzky von Choltitz, das vor keiner Unthat erschreckende Haupt der geheimen Polizei und der verderblichste Wehrwolf in der Censur, in der Nationalbildung, in der Moralität einer vortrefflichen Bevölkerung, der jenes entsetzliche Blut- und Rauburtheil des Lichtensteinischen Prager Blutgerichtes weit triftiger verdient hätte, als der alte Ulrich Kaunitz mit seinen Söhnen Carl und Friedrich, Max und Leo Wilhelm. — Rudolf,

der Sohn Friedrichs von Kaunitz, vermählte sich Elsbethen von Waldstein, des in Eger gemeuchelmordeten Friedland einzigem Kinde, die Neuschloß und Böhmisch-Lippa, den einzigen Rest des ungeheuern confiscirten Vermögens, ins Haus brachte, welchem ein wundersames Verhängniß später auch noch das Vermögen zweier Hauptfeinde des Herzogs von Friedland hinzufügte, des Hofkriegs- und Geheimenrathes Johann Adam von Questenberg und des Grafen Max Ulrich von Werdenberg.

Schon unter Leopold I. waren die tief verunglückten Kaunitze wieder in Flor und nahmen den von den alten czechischen Wladiken als unnational verschmähten deutschen Reichsgrafenstand an. Leo Wilhelm von Kaunitz und Andreas machten ihr Glück in der Diplomatie, in den Ryswicker Verhandlungen und in den mit Johann Sobiesky, Max Emanuel, Johann Georg und dem großen Kurfürsten in Krakau, in München, zu Dresden und Cöln an der Spree eingeleiteten und vollendeten Uebereinkünften zur Erledigung des geängstigten Wien und zur Wiedereroberung Ungarns.

Nestor Kaunitz konnte in seinen Achtzigerjahren dem allgemeinen Loose der Menschlichkeit auch nicht entgehen. In seinem sonst die geringsten, fast noch mehr als die größten Ereignisse der politischen und Höflingswelt im genauesten Spiegelbilde bewahrenden Gedächtniß ergab sich aus den Strömen der Jahre und Jahrzehende eine merkwürdige Sonderung dessen, was dem Staatskanzler aus seiner Jugendzeit mit einer seinem sonstigen Pedantismus ganz entsprechenden Genauigkeit noch gegenwärtig frisch war, und in dem, was er, besonders aus der neuern Zeit, rein vergessen hatte, wenn es auch noch so sehr in den Salon und in den diplomatischen und administrativen Zwinger hinüberstreifte, — die täglichen lächerlichen Grimassen im Schlafen und Wachen, Reiten und Schreiten, in Kleidung, Frisur und Haltung, in der äußersten Mäßigung nach Maß und Gewicht, selbst für die Tasse des Frühstückzuckers. Erzählt doch J. G. Schlosser aus den letzten Sechziger- und angehenden Siebzigerjahren Kaunitzens, welches lächerliche Schauspiel es war, Kaunitz auf der Reitschule seines Palastes in der Mariahilfer-Vorstadt, den er so glücklich gewählt hatte, wie Eugen das

Belvedere, sich zu Pferde wie einen Besessenen ausnehmen zu sehen, die Zügel mit vollem Arm hinüber und herüberziehend und, wenn er passirte, sich ganz zurücklegend, dabei voll komischen Selbstgefühles dem Zuschauer docirend: „Voilà, comme il faut faire! On ne doit jamais voir comment le cheval est gouverné, qui le voit faire, doit croire, que c'est par un ressort intérieur, qu'il fait les tours!" — Eine nicht minder beunruhigende Erscheinung war, daß der alte Fürst häufig in seinen après diners die Diplomaten recht ernstlich über Dinge zur Rede stellte, die er nur aus den Morgensendungen der Intercepte ihrer Berichte oder ihres Einlaufes aus dem Chiffrecabinete wissen konnte?! Diese machten, nebst den Polizeirapporten über die Gesandtenhäuser, ihre Inclinationen, Ausgaben, ihre Verbindungen in der Stadt, täglich seine erste Morgenlectüre aus, wie sie es bis in die neueste Zeit in der Staatskanzlei geblieben sind. Es gereichte rechtlichen Männern zur Wehmuth, wie der ehrwürdige Staatsmann sich in solcher Weise lächerlich machte, Alles besser wissen, über Alles belehren, Jedermann in die Schule führen zu wollen, während alle Welt wußte, daß er längst nicht mehr im Zuge der Geschäfte war, sondern daß Spielmann und Thugut unter die ihm ganz unbekannten, bereits mundirten Depeschen durch die Kalligraphen Joseph Spengler und Max Grimm sein „W. A. Kaunitz" durch's Fenster nachmalten und durch den selten nüchternen Officialen Hübschle, dessen Carrière mit dem Proceß und der Hinrichtung des „bayrischen Hiesels" (Matthias Klostermaier) begann, dahin förderten, wo es paßte. — Kaunitz, der vom jungen Kaiser Franz beim Wechsel der Saisons, der Landaufenthalte oder Jagden noch immer regelmäßige und sehr artige, wenn auch sehr kurze Besuche erhielt, verbarg es, wenn auch nicht sehr glücklich, daß er die Geringschätzung wohl merkte, womit man ihn behandelte und das junge Volk und das sogenannte „Federvieh" am keckſten und schonungslosesten. Nur in den letzten Wochen verschmähte er die Arznei und meist auch die gehörige, hinreichende Nahrung. Von seinen letzten zwei Lebenswochen kann man in Wahrheit sagen, daß er sich, wie der große Cardinal und spanische Staatenlenker, Franz Ximenes de Cisneros — todtgehungert habe! —

Seit den Warschauer Salons-Hetzen, seit den Reichenbacher Conferenzen blieb ihm Lucchesini, wie ihn Spielmann als „Erzspeiteufel“ geschildert, die tägliche Qual und Pein. Besonders widerwärtig war dem greisen, freilich stark verwässerten Samuel dieses Lucchesini's Intimität mit den in der großen Bewegung von 1789 bis 1792 vielbesprochenen Ungarn, Carl Zichy in Wien und Carlburg (Reichsoberrichter und Großvater der dritten Gemahlin Metternichs), mit Niczky, Balassa, Széchényi, Festetits von Tolna und KesztHély, bei den Schwestern Khevenhüller, Thunn, Ruspoli, Thierheim ꝛc. Der junge Clemens Metternich hielt es für's Beste, sich keinen Abend im Salon des fürstlichen Großvaters der jungen Gemahlin vermissen und von den Kaunitz'schen Aberwitzen und Ueberwitzen öfter bis zur Ohnmacht ennuyiren zu lassen, auch manchmal einen Jupitersaugenwink »cuncta supercilio moventis« hinzunehmen, zum Troste das lakonisch hingeworfene Zeugniß eines guten, aimablen jungen Menschen von der niedlichsten »verve,« eines perfecten Cavaliers*).

Aus dieser ersten Ehe des Grafen Metternich mit Eleonoren Fürstin von Kaunitz entsprossen sieben Kinder, vier Töchter und

*) Der greise Staatskanzler dachte alle Welt zu schrauben und bekam bei seiner Altersschwäche immer seinen Theil mit Zinsen zurück; z. B.: »Monsieur le Marquis, ditez moi, à quoi sert donc la mathematique?« — »pour mesurer les hauteurs (le hauteur) votre Altesse!« oder wenn Kaunitz allbekannte Stellen aus dem Claudian oder Silius Italicus als Horazische citirte, wobei jener stachlichte Vorleser und Meister der literarischen und kleinen Vergnügungen Friedrichs des Großen nichts schuldig blieb. So oft in des Fürsten Cirkeln wieder einmal ein Fremder eingeführt wurde, brachte Lucchesini seine alten Lebens- und Salonsartischocken und Anekdoten wieder auf's Tapet und ließ sie regelmäßig wie eine Repetiruhr schlagen. Während der Mission in Warschau beim Könige Stanislaus Poniatowsky war einst Thugut, denselben Morgen erst angekommen, zwischen dem brutal stolzen russischen Gesandten Stackelberg und zwischen Lucchesini wie zwischen spanischen Reutern eingeklemmt. Aus besonderer Aufmerksamkeit zur kleinen Abendpartie nur in Vieren geladen, vor der Antrittsaudienz und ohne den König noch persönlich zu kennen, begrüßte Thuguts Irrthum den sich in gewohnter Hoffart voranstellenden Stackelberg als den König. Dieser ließ ihn aus Bosheit sein Compliment ganz vollenden und sagte alsdann einfach, auf Stanislaus deutend, blos: »Monsieur, voici le roi!« Beim l'hombre wirft Thugut den Buben aus als »roi«; und auf Lucchesini's Rüge: »cher baron, ce n'est pas le roi, c'est le valet!« entgegnet Thugut höhnisch zu Stackelberg: »mon dieu, c'est la deuxième foi aujourd'hui, que je prends le valet pour le roi!« —

drei Söhne. Die letztern starben in der ersten Kindheit; nur allein der jüngste, Victor, ausgezeichnete Gaben verkündigend und bereits der diplomatischen Laufbahn in Paris zugewendet († 1831), — aus den Töchtern hatte Clementine eben das sechzehnte Jahr erreicht, als Hebe von dem berühmten Londner Bildnißmaler Lawrence verewigt, wie er nach Wien gekommen war, die Helden, Faulthiere und monstres des Befreiungskrieges und des Wiener Congresses zu malen. Das himmlische Geschöpf starb am 6. Mai 1820, lediglich als ein Opfer der älterlichen Eitelkeit und Ostentationswuth, einer viel zu raschen körperlichen Entwicklung und gleichzeitiger, ungemeiner geistiger Aufregung in den Tagen des verächtlichen Ministercongresses zu Wien, der hierher von Metternich und Kaiser Franz berufen, dem absolutistischen Lug und Trug der goldenen Berge für den Befreiungskrieg die Krone aufsetzen und, da an sonstigen Triumphen und Ovationen für Deutschland nichts mehr zu verdienen, die Serie der Verwünschungen und Flüche aber desto reichhaltiger war, Metternichs Götzenbild wenigstens als studenticus, demagogicus triumphiren lassen wollte. — Dreißig Jahre (1795 bis in den Frühling 1825) dauerte diese erste Ehe Metternichs aus der Epoche seiner, bis zu der im Sommer 1801 nach dem Frieden und dem Ministerium des Aeußern Trautmannsdorf-Cobenzl beginnenden Dienstes-laufbahn als Gesandter in Dresden, tändelnden Nullität. Von ihrem Gemahl war sie eigens nach Paris gesendet (denn ideelle Ränke und compacte Liebe blieben ihr Kleinod bis zum letzten Athem), Linderung zu finden in finanziellen und polizeilichen Uebereinkünften mit Villele, wo sie am 19. März 1825 nach langen Beängstigungen verblich. Der borgte ihr mehrere tüchtige faux-frères und agents provocateurs von der großen Loge des Orient für Mailand und Venedig, Turin und Lucca, Ferrara und Padua, Florenz, Rom und Neapel. — Welche reichlichen Zinsen und welche militärische und politische Ehren diese so viele Millionen verschlingenden Inquisitionsanstalten gebracht haben, wiesen die Märztage des verhängnißschweren Jahres 1848 reichlich aus.

Von Metternichs erster Vermählung 1795 dauerte es noch ein

volles Jahrzehend (1805) und er bedeutete noch so gut als gar Nichts in den Begegnissen und in den großen Geschäften Oesterreichs. — Noch ein Jahrzehend — und es umstaltete sich (1805—1815) die ganze Physiognomie Oesterreichs nicht nur, sondern der europäischen Welt: die Aera des Habsburgischen tiefsten Unheils, Sinkens und Verwitterns in Kaiser Franzens ersten zwanzig (1792 – 1812) Jahren hört plötzlich auf und verkehrt sich durch den Sturz eines der gewaltigsten Feldherrn der Neuzeit nicht nur, sondern (in concreto darf man es fast sagen) ihres größten Mannes vom Zenith aller irdischen Herrlichkeit, durch einen bloßen Charivari des österreichischen »Tu felix Austria nube! in ein für den schwer verfolgten Franz wahrhaft goldenes Alter ($\frac{1816}{1846}$), das nur der stets vor dem Falle gehende Hochmuth und frevler Mißbrauch zur schwerverdienten Strafe reifen konnte, wie Bonaparte — vis consilii expers, mole ruit sua, vim temperatam dii quoque provehunt in majus, iidem odere vires omne nefas animo moventes — vom Throne der Welt auf drei stets dem Verbrechen zugewiesene Eilande herabgeschleudert ward — auf Corsica, auf Elba, auf Helena!!

Höchst merkwürdig ist, welche Aehnlichkeiten und welche Contraste im Leben des Kaisers Franz und seines Metternich auf einander stoßen und welche schlimme Bürgschaft für Gleichgewicht und Vorurtheilsfreiheit, für Schärfe des Urtheils und Beobachtung es gewähren würde, an ihre ein halbes Jahrhundert erfüllende Laufbahn in jeder Epoche 1792—1805—1815—1835—1848 durchgehends den nämlichen Maßstab anzulegen, überall denselben Mann, dieselben Kräfte, dieselben Richtungen im Thron- und Privatleben zu erblicken, durch einzelne Glanzpartien sich blenden, durch viele schlimme Wendungen sich zu ungerechten Schlüssen verlocken zu lassen. Im Ganzen war es mitunter ein Zeichen jener Beschränktheit, die man ungerechter Weise den Geisteskräften, der Erkenntniß und dem Urtheile der wahrhaft gemüthvollen, anlagereichen und loyalen österreichischen Nationen beimaß, daß der Kaiser Franz bei seinem Leben (nach dem Hinscheiden hat freilich das Blatt sich schnell und schmählich gewendet) eben so sehr an Gerechtigkeitssinn und Gemüth überschätzt, als sein Verstand

und List unterschätzt worden sind! — Ueber die bis zum Ekel gefeierte Anpreisung seiner Güte und Gerechtigkeit mußte er in der Stille oft selbst lächeln und machte darüber manchen Sarkasmus vom gediegensten Witz. Es hatte dieser Fürst alle und jede Erbsünden seines (des Habsburgischen) Hauses an sich, ohne daß noch Jemandem eingefallen wäre, ihm auch die schönen Seiten, die unwiderstehliche Ritterlichkeit, Heiterkeit und Kühnheit des ersten Rudolf, den romantischen Aufschwung des ersten Max, die Seelenreinheit und Duldung des zweiten Max, den Lichtblick und das Wohlwollen beider Josephe, oder die wahre Gottesfurcht seiner in Allem wahren und grandiosen Ahnfrau Theresia beizumessen, inmitten des todten Meeres von absolutistischer Lobhudelei! — Kleinlich und unwahr ist Er durchgehends gewesen. Er hielt es für Staatskunst, daß man ihn immer für etwas Anderes halte, daß man ihn immer anderswo suche und besonders lieber eine geringe Idee von ihm hege, als ihn errathe und durchschaue. Die stereotype Lobhudelei ist wohl vom Conferenzsaal bis herunter nach Stall und Küche nirgend jämmerlicher getrieben worden, außer in den Vorhallen des alten Byzanz, oder in den Boskets des Serails, oder in Laxenburg, oder in vielen Hunderten der lächerlich geknechteten Wiener Blätter, die in den Märztagen seiner sechsundvierzigsten Thronbesteigung 1848 in die wunderlichste Klemme gerathen wären.

Franzens auf Stadtthoren und Devisen überall laut verkündete Gerechtigkeitsliebe: «Justitia regnorum fundamentum» — «fiat justitia et pereat mundus!» kam bei ihm, wie bei allen großen und kleinen Tyrannen und Tartuffen, hauptsächlich nur zum Vorschein in Wiederholung dieses Selbstlobes und in dem «humiliavit potentes et exaltavit humiles.» Damit hat er oft nur seiner Selbstliebe und seiner Privatrache geschmeichelt und dem Volke, das in der Erniedrigung des Hohen fast noch mehr sich gefällt, als in der Erhöhung des Niedrigen. Das «mundus vult decipi» übte Franz auch gegen sich selbst: immer mußten im Staatsrath, im Controleurgange der Burg ein paar tüchtige Juristen umhergehen: die Fechtig, Zeiler, Ristel, Pratobevera, vor Allem Pfleger, die ihm selber, und wer es hören wollte,

vordemonstrirten, „Alles was er wolle, sei auch im vollsten Recht und Gesetz begründet!“ Der Proceß gegen den Modeneser Zweig, das Absolutorium des Herzogs Albert als Vormund der kaiserlichen Brüder, die Ausscheidung des Familiengutes und Aviticalvermögens vom Fideicommiß und der Primogenitur, wie z. B. auch bei den Ambrasser Schätzen, gewann allmählig eine von den vertriebenen, blutarmen Lothringern schwerlich je geträumte Expansionskraft!? Auf seinen vielen Reisen, wo Franz immer mit agirte, gubernirte und am Rathstische referirte, rügte er es an jedem Kammerprocurator oder Fiscal, „daß er dem Aerar oder Fiscus so viele Processe verlöre.“ — Franzens Eifersucht wider seine begabtern Brüder, namentlich Carl, stiftete viel Unglück, viele Verfolgungen! Franz konnte gegen Diebe und Mörder, ja (wo Joseph unerbittlich und grausam war) gegen Staatscassenangriffe barmherzig sein: nur gegen politische Vergehen oder Verbrechen, gegen Verachtung seiner Person, Legitimität und Absolutism und gegen Ungehorsam war er, wie es manche alte Betschwestern von Königen in Sacrilegienfällen oder Verunehrungen der Bilder gewesen, unerbittlich und der eigentliche persönliche Rächer seines droit divin, das wohl kein Fürst persönlicher genommen: — ein wahrer Ludwig XI., kaum etwas verwässert und gemildert nach den Sitten und der Empfindung der neuesten Zeit. Wie Ludwig XI. über das Jammerflehen des unschuldigen Cardinals im eisernen Käfig der Kerkernacht zu Loches nur harte Verweise für seinen Henker Tristan hatte, daß der verwünschte Käfig an Eisen und Holz viel zu theuer gekommen sei, hat man von Franz ähnliche Aeußerungen über lombardische Staatsgefangene auf dem Brünner Spielberge, wovon dem einen der Fuß abgenommen werden sollte und nun die Frage entstand, wie er dennoch die schwere Kettenstrafe tragen sollte?? — Ein junger Mann von Erziehung desertirte zweimal, weil sein Major ihm wegen angeblich incorrigibeln Liberalism das Leben zur Hölle machte. Die Officierswillkür war auch in Oesterreich bis $17\frac{2}{8}\frac{7}{8}$ schlimmer, als die Galeeren. Das Kriegsrecht verurtheilte ihn zur großen Spießruthenstrafe. In der Verzweiflung des Schmerzes reißt er einem begleitenden Unterofficier

seine Muskete weg und schießt auf den die Execution commandirenden Major, den er aber trotz der großen Nähe fehlt. Er hofft nun den Tod: auch rückt das Commando sogleich ein und das Kriegsgericht spricht ihm die Kugel zu. Wegen der Seltenheit wird der Fall in's Cabinet abgefordert und erhält den Bescheid: „Er will sterben? Er soll nicht sterben: Er ist begnadigt zu fünf Jahren Festungsarbeit und alle Jahre am Jahrestage seiner Insubordination zum Gassenlaufen!!" — Wie viele solcher Züge wären nicht nachzutragen! — Kaiser Franz selbst äußerte: „im Versöhnen und Verzeihen sei er ein schlechter Christ: es komme ihm gar schwer an. Der Metternich sei darin viel milder." — In der That, die lombardische Amnestie konnte Metternich bei Lebzeiten des Kaisers Franz in Mailand nicht durchsetzen. Nur auf Franzens Tod wurden jene unglücklichen Gefangenen von ihren Kerkermeistern vertröstet und jede Krankheitsneuigkeit den Wiener Briefen mit schwerem Gelde aufgewogen. Zuletzt regierte Franz nur in der Polizei und durch die Polizei und hätte, wie unter Tiber, über seine Cabinetsthüre setzen können: «quo quis audacior et distinctior accusator, eo magis tutus et quasi sacrosanctus erit!» Bei seinem Regierungsantritte befahl Franz, alle anonymen Denunciationen ungelesen zu verbrennen: — bei seinem Tode waren sie das theuerste Besitzthum des Cabinets, und ein Jammerpudel, wie der schon als junger Kreishauptmann wegen Unfähigkeit, Trägheit und Eigenmacht zweimal von Amt und Gehalt längere Zeit suspendirte elende Sedlnitzky, war der wichtigste Mann!! Nicht selten mußte die oberste Justiz der Polizei Zaum und Gebiß anlegen und ein eigener neuer Paragraph §. 278 mußte die Verleitung zum Verbrechen und ihre Steigerung, diesen Schandfleck der Menschheit, verhindern.

Bei Josephs und Leopolds Lebzeiten war Franz nicht ohne perennirende Anflugsreste des Febronius, ja der Sorbonne, der gallikanischen Schule, der deutsch-Episcopal- und metropolitischen Emser Punctation und der Rizzischen Synode von Pistoja, die aber auch bald den Mantel etwas nach dem Winde drehten. Inzwischen bleibt es bemerkenswerth, wie wenige Fürsten ihre Jura circa sacra

im Ganzen so beharrlich behaupteten, wie die Habsburger, die doch sonst für die Sacristeien und Capellen viele Vorliebe hatten. Von seinem droit divin hatte Kaiser Franz übrigens einen so hohen Begriff, daß er zwischen sich und dem ewigen Vater im Himmel, trotz aller Scheinheiligkeit, höchstens einen Unterschied zugab, etwa wie der selige Bundestag zwischen Erlaucht und Durchlaucht!! — Ueber alle unter Joseph erlaubten Bücher verordnete der Cabinetsminister Colloredo eine vollständige Recensurirung, in der vorzüglich der Germanist, Hofrath und Professor Fölsch anrüchig ward. Saurau allein, obgleich gelehrter Jesuitenzögling, blieb selbstständig, reiner Despot, Pfaffenhasser, Alles angreifend, was von Widerstandskräften noch aufrecht stand, und nur schonend, was sich niedergeworfen. — Den rohen, wilden Lehrbach haßte und verachtete Saurau. Lehrbach hatte von einem Wesen wie Metternich gar keine Vorstellung, war selbst zum Pfaffenknechte zu gedankenarm und zu gesinnungsleer. — Die umsturzlüsternen Jacobiner brachten doch einen Umschwung. — Durch sie kam, bei beklagenswerther Unsittlichkeit, die Frömmelei, mit Cichorien, Runkelrüben und andern Surrogaten, an die Tagesordnung, als antirevolutionäres, niederschlagendes Pulver, als eine, selbst im Innersten des Hauses, selbst für den Beichtstuhl und für das Grab supplirende Gensdarmerie, Disciplinärpolizei und Espionage. — Der Lebenswandel, die gesellschaftlichen Velleitäten und ehelichen Centrifugalitäten Metternichs und anderer Häupter der sogenannten crême de la société waren Franzen von Herzen zuwider. Es erwuchs allmählig eine Art Cartell, davon und von geistlichen Dingen lieber gar nicht zu reden! — Man weiß, daß „die beiden Klingsberge" Kotzebue's einer belustigenden erotischen Collision von Vater und Sohn Metternich beim sogenannten „grünen Faßl" auf dem Kohlmarkt entnommen waren, wo späterhin von den Begegnissen der Frau von Apraxin-Tatischeff so Manches zu melden gewesen: und welches Aergerniß gab es nicht im Rastadter Congresse, wo der alte Metternich die kaiserliche Botschaftersstelle, der Sohn wiederum (wie vor sieben Jahren bei der jüngsten Krönung) eine Grafencollegiums-Ambassade bekleidete und,

wie in Wien zu allen Stunden des Tages, so auch hier am Rhein, im nächtlichen Feuerlärm, im tiefsten Schlafhabit, am Kammerfenster der schon im Geymüller'schen Palais der Wallnerstraße vielbesuchten Maitresse des um den Aufstand wegen seiner dreifarbigen Fahne von dort gewichenen Botschafters Generals Bernadotte, nachmaligen Königs von Schweden, zum Gräuel der Säcularisanden zu erblicken war! — Wie wurden derlei Dinge noch überboten durch das öffentliche Aergerniß, das später die Fürstin Bagration, diese von so vielen Begünstigten entgegengesetzter Farben leichterdings erkaufte Metze, ohne Schranken und Rücksichten gab!? — Kaiser Franz war nicht zu bereden, Iffland eine Privataudienz zu gewähren wegen seiner verkehrten hellenischen Liebesrichtung (hesternae occurrere coenae), trotz der eifrigsten Correctheit seiner politischen Gesinnung. — Ebenso wenig war er durch lange Zeit mit dem ihm doch so wichtigen Friedrich von Gentz zusammenzubringen. Sein sardanapalisches Schlemmen und unehrenhaftes, ihn oft schon in Berlin verflüchtigendes Schuldenwesen, auch seine zierliche Weise und Sprache waren es, die Franzen anwiderten und die er so wenig vergessen konnte, wie, daß an einem heißen Julisonntage 1804, während des Besuches des Prinzen Louis Ferdinand in Wien, in der langen Wagenreihe von Hietzing und Schönbrunn zum Burgthor herein eben jener in den üppigsten englisch-russisch-polnischen und deutschen Salons schwelgende, in den geheimsten auswärtigen und finanziellen Angelegenheiten doch nur mit wunderlichen Bruchtheilen von Vertrauen arbeitende Friedrich von Gentz mit seiner alten Liebe, der Berliner nun Wiener versetzten Schauspielerin Eigensatz, nachmaligen Pedrillo und nochmaligen Gräfin Herberstein, kurz vor des vorüberfahrenden Kaisers Carosse umgeworfen, in ziemlich dissoluter Hülle, zur Schadenfreude des ganzen Publicums, zu Boden lag! — Die Laufbrücke zu dem dornigsten Theile des Kampffeldes, zu den Wirren der Finanzen, bildeten unter dem Premier Saurau die Brüsseler Limpens, Crumpipen, Osy, der Lederer'sche Anhang, der des schwarzen Bartenstein (Christophs), Müller-Hornstein, Füljod, insgemein „Vieljud" genannt! — Gentz hatte fast jede

Woche, diesen Wassertretern gegenüber, ausführliche Memoires über das Geld, dessen rasche Herbeiziehung und unfehlbare Sicherheit zu entwerfen: Memoires, die, um die wahren oder simulirten Bedenken und Anstände der wichtigsten Häuser Europas, in Hamburg, Amsterdam, Rotterdam und London zu bekräftigen oder zu verscheuchen, dort in loco die Runde machen mußten. — Für das immer einbrechende Sturm- und Hagelwetter neuer bodenloser Bedürfnisse war aber in Hinsicht auf Umfang und Geschwindigkeit kaum die Bancozettelscheere rasch und durchreißend genug, die zugleich am wenigsten Kopfbrechen kostete.

Doch waren Finanz- und Kriegesnoth, Mißjahr oder Todesfälle der Individualität des Kaisers Franz bei weitem nicht so verhaßt, als gelehrte oder vollends nach politischem Einfluß und Verbindungen strebende Frauen. Um so mehr steigerte sich, zumal wo Schönheit und Geistesmacht hinzutraten, dieser Widerwille in der Kaiserin Therese und dennoch drängte sich eine Nebenbuhlerin politischen Einflusses in ihre nächste Nähe und zum ausschließendsten und gefährlichsten Einfluß im Haus und im Cabinete.

Mephistophelische Häßlichkeit und mephistophelische List war kaum irgendwo vollständiger als in den Zügen des Ministers Thugut ausgedrückt, dagegen, wenn und wo sie wollte, dämonisch bezaubernder Ausdruck und Geist in seiner Freundin Victoria, der höchst jugendlichen Gemahlin eines heldenmüthigen Husarenrittmeisters von heißem wallonischen Blute, Charles von Poutet. Ihr improvisirte späterhin, als sie zu Macht und Ansehen so hoch gestiegen, die schwelgerische Phantasie des flandrischen roi d'armes Ch. Beydaels einen getrockneten Stammbaum als Gräfin Folliot-Crenneville. Bei dem schimpflichen Ueberfalle der Tranchéen von Gyurgewo, Juli 1790, wo der commandirende Prinz Coburg (eine von Suwarow'schem Gehirn, Herzblut und Fett zehrende: sancta simplicitas) davongeritten, der Artilleriegeneral Graf Thurn zusammengehauen, General Auffeß, Commandant der Belagerung, schwer verwundet und der Affront vollständig geworden, verlor Alles den Kopf, außer dem einzigen Civilisten und der einzigen Frau im Lager: dem Minister Thugut und seiner

Freundin Poutet, die auch, wie billig, allerwärts plötzlichen ungemeinen Ruf gewann und die verdiente Anerkennung erntete. Als ihr tapferer Mann in der Wiedereroberung Belgiens an den Folgen einer in der Erstürmung der Aldenhover Schanzen erhaltenen Wunde fiel, wo auch sein tapferer Oberst und Freund Pforzheim von Latour Dragonern ritterlich umgekommen, weilte die Witwe zu Wien, von Thugut treu gefördert und seiner eigenen Hauptstütze, dem allvermögenden Cabinetsminister Colloredo, anempfohlen, ja durch ihn in den Hofstaat der Kaiserin gebracht, die ihr die Obhut ihres ersten Kindes, der Erzherzogin Marie Louise, vertraute, späterhin als Aja, zuletzt als Oberhofmeisterin. —

Der Frau von Poutet erstes Kunststück war, daß sie den allwissenden und vielvermögenden Colloredo befreite und das Cabinet säuberte von einem durch das Uebergewicht seiner Kenntnisse gefährlichen, übrigens mittelmäßigen, furchtsamen Doctrinär, dem höheren Geschichts- und Rechtslehrer des jungen Kaisers, Professor, jetzt Cabinetsrath Schloißnigg und diesen zum Vicepräsidenten der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, Herold und Wappenkönig des goldenen Vließes verhalf. — Sie hatte diesen Pinsel von Malvoglio alles Ernstes glauben machen, die junge Kaiserin sei sterblich in ihn verliebt, worauf diese trotz der Lächerlichkeit der Sache verlangte, des unbegreiflichen Perrückenstockes quitt und ledig zu sein. Sie war nicht weniger thätig beim Sturze von Spielmann, der sich vom Thugut'schen Joche zu emancipiren dachte, wie seine Gemahlin, die bei der oberwähnten ministeriellen Häßlichkeit doch auch nicht allein die plutonischen, klingenden Interessen behüten und mehren wollte, beim Sturze von Philipp Cobenzl, dessen unzufriedenes Gewäsch und Geträtsch ihn (komisch genug!) auf die Liste der Wiener Malcontenten und Maulhelden, der larmoyanten Dichter Brandstetter, Alringer, Blumauer, Hackl, Gelineck brachten und in den Kleien des Saurau'schen Polizeipulvers gewissermaßen den Tafelaufsatz bildeten. Auch der schreckliche Tod des schönen und geistvollen Palatins, Alexander Leopold, öffnete die traurigsten Rückerinnerungen an das Berliner Comité der ungarischen Banderien und Parteihäupter, und Carl Zichy (der Großvater

der Fürstin Melanie Metternich,) wurde als Judex curiae der Blutrichter gewesener Freunde und Mitschuldigen. — Unter den Damen Thunn, Ruspoli, Lichnowsky, Khevenhüller, Thierheim befanden sich auch Statistinnen und Hauptfiguren des Hamilton'schen lebenden Bildercirkels der berüchtigten Königin Caroline von Neapel, der das Martial'sche Epigramm: »in Baccham tribadem« ganz eigens con amore geweiht schien. — Victoria's Klugheit war in ihrer chamäleontischen Stellung zur Königin Caroline höchst bewundernswerth und wie sie selbst in den eigenen Günsten zwischen Jupiter Thugut und dem Thugut'schen Polizei- und Finanzminister Franz Grafen von Saurau gewendet und gewechselt (der schon in den Knabenjahren des Theresianums, mehr im Ernst als im Scherz, Carl Zichy nach dem Leben trachtete), nur darin einig und alliirt noch einer andern Riesenschlange wider den Erzherzog Carl, alliirt dem, wie früher lange Zeit in München, so jetzt im Heere brutal umgreifenden und vociferirenden Grafen Lehrbach!! Seine ehrlosen Anschwärzungen des Erzherzogs bei Russen und Engländern haben noch 1805, in der dritten Coalition, das verderblichste Unkraut unter den Weizen gesäet. — Jenes verkehrte, aber von Wien durchaus befohlene Zaudern und Stillestehen des edeln Prinzen im Westen der Schweiz und am Oberrhein, — Alles, was einen grandiosen Anstoß von engerem und glühendem Verbündniß der Deutschen, von großartiger Nationalbewaffnung, Landsturm hinderte, was, wie der Rastadter Gesandtenmord, der deutschen Ehre, ohne den geringsten Nutzen, schwere Wunden schlug, entsproß mittel- oder unmittelbar von dieser ruchlosen, nur mit den eigenen Ränken und Interessen beschäftigten Clique. — Die freilich höchst beklagenswerthe Krankheit des Erzherzogs gab dem trauernden Heer eine Scheinursache seiner Abberufung aus dem Heerlager von Doneschingen, warf aber der Erisäpfel in desto größerer Menge hinein.

Jener klare, hell- und scharfblickende, ungestüm tapfere Natursohn, Paul Kray von Krayowa, dessen herkulische Jugend jenen schrecklichen Nicolà Ursz vulgo Horja, der (wie 1846 die galizischen Bauern durch einen vermeintlichen Brief Kaiser Josephs fanatisirt,) sammt seinem

Mönch Kloska Ivàn in Entsetzen und Gräueln, Blutströmen und Flammen das Land durchzogen, mit der sinnreichsten List, Schnelligkeit und Kühnheit in schweren Ketten eingeliefert hat — Kray, der in Hennegau und Flandern wie an der Sambre und am Niederrhein meistens sieghaft gestritten und vielen Ruhm erworben, — Kray sollte es jetzt auch in ganz gleichem Maße, wie in Italien, auch am Rhein und an der Donau, unter himmelweit verschiedenen, durchgängig ungünstigen Umständen!

Immer noch tödtlich erschrocken an dem Gedanken einer so schnellen Wiederberufung des dem Heere rührend theuern Erzherzogs Carl, vereinigte man sich für das immer wieder neu entzweite Heer, in welchem Kray, Sztàrray, Werneck ꝛc. am liebsten einander selbst befehdet hätten, auf einen geistvollen und liebenswerthen, beim Erzherzog Carl und im neapolitanischen Boudoir besonders wohlgelittenen, noch nicht achtzehnjährigen vornehmen Knaben, der freilich noch nie ein Heer, noch minder eine Schlacht gesehen: — auf den Erzherzog Johann. — Beigegeben wurde ihm der im Festungskrieg, am Rhein, in Fortlouis und vor Mannheim und Mainz ausgezeichnete Generalgeniedirector Franz von Lauer aus dem berüchtigten Krems, Bruder zweier beliebten Kammerdienerinnen der oft erwähnten (Faustina und Theodora) Caroline von Neapel. — Lauer selbst hatte mehrere Jahre an der wundervollen Meerenge verlebt und Geschütz und Genie, vor Allem die durch den herrlichsten Pferdestand begünstigte Reiterei organisirt, womit er aber doch Nichts vermocht hatte, aber auch Nichts vermögen konnte in jenen beiden verunglückten Heereszügen über Rivoli und Bassano, zur Befreiung des alten tapfern Husaren Wurmser in Mantua. — Das Streben Alvinzys endigte ebenso hoffnungslos.

Auf deutscher Erde hatte die Hohenlindner Schlacht von Oesterreichs Heere nur Trümmer übrig gelassen. Nun war die ganze Hauptstadt nur ein einziger Schrei des Frohlockens über den jetzt endlich unausbleiblichen Sturz Colloredos und Thuguts und ihre Verbannung. (??) In Prag erfuhr Colloredo die längst verdiente Demüthigung, das Wiederergreifen des Befehlshaberstabes fast kniefällig erflehen zu müssen. Endlich gestand es der Erzherzog dem winselnden Cabinets-

3*

minister in Kremsmünster großmüthig zu. In Stadt Steyer erfuhr er das ersehnte Lied der abgeschlossenen Waffenruhe, freilich aus bitter verhaßtem Munde, von des Erzherzogs Vertrauten, Chef des Militärdepartements, Grafen Philipp Grünne und vom Chef des Generalstabs, der Camarilla und der russischen Partei, Oberst Weyrotter, mit Chasteler, dem Mignon Souworows. — Der Friede, den (der Premier und Generalissimus im Werbezelt und im Kriegsrath Sir John Falstaffs,) der General Graf Joseph Saint Julien in's Hauptquartier Altötting und in's Cabinet des Kaisers Franz mitgenommen hatte, traf gerade in den Mißmoment, wo der englische Geld- und Blutvertrag eben wieder erneuert worden, um sich vom sieghaften Frankreich weit schlechtere Bedingnisse vorschreiben zu lassen, wie denn mit der Zersprengung des Heeres in den Forsten von Hohenlinden, Mattenpoit, Kirchensur und Wasserburg, Nichts mehr übrig blieb, als Ergebung in den Willen Moreau's, der bereits von den stolzen Hügeln der Donauburg Mölk heruntersah. — Durch die schnelle Ernennung des Senators Nonperre de Champagny, eines altadeligen Marineofficiers, nachmaligen Herzogs von Cadore, als Botschafter nach Wien gab Bonaparte unstreitig auch ein äußeres Zeichen friedlicher Gesinnung, gleichzeitig mit den britischen Negotiationen und mit jenen unter dem Sternenbanner der schon fast unermeßlichen Union Nordamerikas. Damit lag auch die Reconstruction Deutschlands ganz nahe und mit ihr das nicht länger aufschiebbare Revirement der österreichischen Diplomatie.

Doch da Metternichs Laufbahn durch seinen Uebertritt aus dem rheinischen oder sogenannten Reichsadel in den czechoslavisch-deutschen eingeleitet und vollendet ward, namentlich durch sein Amalgam mit dem allerdings erlauchten Namen Kaunitz, so sei es vergönnt, nach seinem ersten, auch seine folgenden Ehebünde mit ihren nächsten Rückwirkungen zu erwähnen und an das Hinscheiden der ersten Gemahlin die allzukurze Idylle seiner zweiten Ehe und sofort des Höllenbreughel und Salvator Rosa der dritten gleichmäßig sine ira et studio zu gedenken, mit dem wahrheittreuen Licht, aber auch keineswegs ohne die ebenso getreuen und dunkeln Schlagschatten.

Unter den unzähligen Abenteurern und Glücksrittern, von denen Wien wimmelte und davon es aus Rußland und Britannien, aus Deutschland und Belgien, Italien, der Schweiz und Polen unversiegbar scheinende Zuströmung hatte, war auch die (wie Einige wollten) von einem wohlhabenden Miethkutscher aus Wetzlar abstammende Familie Leykam. — Sie war, gleich den Brints, gleich den Lilien, den Wunsch, den Westerhold, parvenirt im fürstlich Taxis'schen Postdienst und aus diesem, wie so häufig, im österreichischen und in jenem geistlicher Wahlstaaten, namentlich Cöln und Trier. — Der Reichsreferendar Leykam war in den Reichsgeschäften, am Reichstag unter Franz I., namentlich in den scandalösen Wendungen der Kammergerichtsvisitation, mit gar schlechter Ehre genannt und wäre ohne compromittirende Verbindungen, namentlich in der Staatskanzlei, wo man, vielleicht nicht mit Unrecht, besorgte, die Geschäfte des deutschen Reiches und seiner meist unwürdigen Fürsten nicht so verknechtet, nicht so nach Willkür in Händen zu haben, wie durch Leykam und durch seinen durchaus käuflichen weitverzweigten Anhang, nach Josephs des jungen Kaisers oft in großer Aufregung ausgestoßenen Wünschen rasch amovirt worden. — Aus den jüngern Söhnen hatte Ambros von Leykam durch einige Zeit in Italien und in den deutschen Reichskreisen eine freilich sehr untergeordnete Rolle in der Diplomatie erlangt, in Neapel aber, wo die Wienerischen Empfehlungen an die Königin Caroline und ihre dortigen und mitgekommenen Freunde manchmal hohen und vielen Nutzen bringen konnten, eine Sängerin und Tänzerin, Namens Bretella, geheirathet, übelberüchtigt wegen ihrer Sitten, wegen ihres Eigennutzes, ihrer in den Hamilton'schen Orgien und lebenswarmen Tableaux gebildeten Manieren, Nuditäten und Schaukünste und ihrer mit großer Ausdauer gebrauchten Versatilität und wilden Heftigkeit! — Es war in Neapel und Palermo angenommen, daß sie ihre Gunst »post varios casus et tot discrimina rerum« auch dem stets lebensmächtigen und lebensfreudigen König Ferdinand IV., diesem Vorbild eines ächten „Lazzaroni," zugewendet habe. Einmal habe der König sie besucht, die nachlässige Kammerjungfer des ihr anvertrauten Schildwachepostens vergessen und so

sei Ambros von Leykam ganz unvorhergesehen plötzlich in das Schlafgemach gekommen, allwo seine feurige Gemahlin und Ferdinandus Rex in zoologischen Experimenten sich geübt hätten, deren auch im Othello gedacht ist. Erschrocken umkehrend, glitschte Ambrosius auf dem Parket aus, brach in der überschnellen Umkehr das Bein und ging zeitlebens auf Krücken. Der ehelich-königliche Succurs kam zu spät zur Rettung der geraden Glieder. — Ferdinand, aus seinen göttlichen Reichen vertrieben, » vede Napoli e puoi, mori! « — von Land zu Land irrend, wich gleichwohl nicht von den langen Erinnerungen und alter Anhänglichkeit. — Die Freundin durchzog die Länder mit ihren Kindern: auch München hat von ihr Denkzeichen bewahrt. Das größte Aufsehen machte in Wien die auffallende zarte Schönheit ihrer am 25. Aug. 1806 geborenen zweiten Tochter Antonia, namentlich auf den durch das Ableben der ersten Gemahlin (19. März 1825) in Paris verwickelten Fürsten Metternich. — Unvermuthet und überraschend rollte es wie ferner Donner durch die Salons: die Säule der Aristokratie, der genealogischen Blutesreinheit, der Ebenbürtigkeit, der Duodezlegitimität stehe auf dem Punkt einer ungeheuern Treulosigkeit im Princip, das er zwar schon in Baden, in den Herrn von Hochberg (blos aus perfider Mißgunst gegen Bayern) verletzt und verhöhnt und dessen noch folgenreichere Gefährdung durch Carignan ihm Carlo Alberto so herrlich vergolten hatte ($\frac{1821}{1848}$)! Der den Congreß und pfäffisch-polizeilichen Weltbau auf beiden Achseln tragende Atlas, die „Taschenprovidenz" vermählte sich der auserlesen schönen Tochter der Bretella, der ganzen Anstandswelt zum Entsetzen, aber leicht vorherzusehen aus jener restaurirten neapolitanischen Königsmacht, die nach dem Siege Bianchi's bei Tolentino und nach der Capitulation von Casalanzi, den unsterblichen Clemens zum Herzog von „Bordella" erhoben hatte. Die damals in Wiens bevorrechteten Ständen vorgefallenen Scenen, hätten sie doch ein weit schöneres als das Medusenhaupt erblicken lassen und würden allerwärts europäischen Vaudevilles überflüssigen Stoff geliefert haben! — Am 8. Octbr. 1827 wurde Antonie von Leykam zur Reichsgräfin von Winneburg und Beilstein geknetet. — Am 3. Novbr.

darauf sollte auf dem, Bonaparte's Schönbrunn ganz nahen kaiserlichen Lustschlosse Hetzendorf, beim Schwager Herzog Ferdinand von Würtemberg, im Beisein von des Fürsten desperaten Mutter und Schwester, die Trauung vor sich gehen! — Schon war Fürst Clemens auf der Staatskanzleitreppe, den prachtvollen Hochzeitswagen zu besteigen. Auf ihrem untersten Absatz hält der athemlos herbeistürzende Oberst Appel, Adjutant des Kaisers Franz. Während das Personal in freudiger Adoration auf den weltumstaltenden und welterhaltenden Bräutigam schaut, beschwört der Oberst den Fürsten bei der in der Hand haltenden Depesche, sogleich umzukehren und ihm zu Sr. Maj. dem Kaiser zu folgen. Lächelnd entgegnete der Fürst, er fahre eben zur Trauung: wie er aber davon heimkehre, werde er sich dem Monarchen augenblicklich zu Füßen legen. — Appel sagte aber, die Wichtigkeit dieses Papiers entschuldige sein dreistes Bitten, ihm sogleich zu folgen, und fügte leiser die große Kunde hinzu von dem » untoward event « des 20. Octbr. bei Navarin. Die Berufung der ägyptischen Horden, als die türkischen Bluthunde, erlahmt in dem Gräuel der flammenreichen und blutgetränkten Zerstörung, sei auch gescheitert! — Codrington, Hayden und Rigny hätten die Schiffsmacht der Ungläubigen nebst seinen zahlreichen Landtruppen angegriffen und vernichtet: eben berichte darüber articulirt und vollständig Oesterreichs Generalconsul auf Corfu, der wachsame Hauschild.

Völlig versteinert, augenblicklich umwendend, kehrte Metternich aus seinem Basteigärtchen, über die Bellaria in das Cabinet. — Der nicht minder überraschte Monarch stand über die böse Kunde gleichfalls Niemandem Rede und Antwort und trieb den Kanzler fort nach Hetzendorf, wo die vornehmen Gäste und Zeugen bereits versammelt waren und über das lange Ausbleiben der Hauptperson wohl gar schon Hoffnungen Raum gaben, sie habe sich wohl etwa noch im letzten Augenblicke, so vielen und so rührenden Gegenvorstellungen nachhängend, eines Bessern besonnen! — vergeblicher Wahn, durch einen andern überraschenden Unfall im ersten Aufflammen sogleich wieder erlöschend. Die Fürstin Mutter übersah nämlich eine Stufe vom Traualtar herab und beschädigte sich empfindlich am Knie, was in den

auf der Staatskanzlei harrenden, entschiedenen Freunden, aber auch piasterdurstenden Turkophilen Friedrich von Gentz, Adam Müller und dem stets gehorsamen Abgesandten und Allerweltsgeneral von Tettenborn sehr gemischte Empfindungen zu Tage rief: — ein Quadrat- und Kubikscherz in so vielen vornehmen Matronen, alten Genossinnen der Ueberraschungen und Täuschungen, der Freuden und Schmerzen!

Mit der in der Wiener Antichambre- und Lakaienwelt hergebrachten „Ordinaripost" (der matinösen Erkundigung über das Befinden kranker Freunde und Freundinnen) kam diesmal durch einen heitern Verstoß die Erwiederung, statt im Namen der geistig und körperlich, oben und unten verletzten Fürstin Mutter, Beatrix von Metternich-Kageneck, im Namen der jungen Fürstin Braut, Antonie von Metternich Leykam:

„Ihro Durchlaucht die Frau Fürstin haben nach Umständen eine recht ruhige Nacht gehabt. Auch die Schmerzen waren nicht mehr von einiger Bedeutung — und es ist seit gestern Abends Alles ziemlich im Alten!"

Diese wahrhaft attisch begonnene Erscheinung währte nur fünf Vierteljahre. — Antonie von Leykam, an idyllischer Anmuth und Schönheit der über die Wolken entführten Wundertochter Clementine gleich, freute sich kaum fünfzehn Monate ihres zarten Glanzes, den Folgen der Geburt eines bildschönen Knaben Richard unterliegend (17. Januar 1829). Ob dieser Namenswechsel Richard mit den, ziemlich ströhernen und kurfürstlichen Namen Clemens Wenzel Lothar die immer stachlichter und schneidender hervortretenden Specimina von Bruder Yorks Moral und von einem gewissenhaften schönen Gloster bezeichnen sollte, dem der Höcker und der Klumpfuß und die gierigen Wolfsaugen, kurz alle Scheusals-Zuwagen nach innen getreten waren, und das perennirende Geschäft der Lüge dem milden und lockenden Aeußern bezeichnen sollte, steht dahin?? Wie die blutlechzendsten Mord- und Fanghunde heute noch an der Màros, Latorcza, Save, Neckar, Isar und Rhein — Basta, Caraffa, Belgiojoso, Castaldo, Melac, Turenne, Trenk und Bärnklau gerufen werden, wie es noch, wenn die armen Landleute in Schweiß und Blut an der Scholle sich

mühen, der sie verknechtet und zugeschmiedet sind, heißet: — sehet da Bastas Pflug!" so mögen künftig auch: Metternich, Sedlnitzky, Münch=Bellinghausen, Weiß=Starkenfels, Roschmann, Rapp, Frint, Job, Ziegler, Jängerle, Torresani, Martinolli, Salvotti zc. die neuesten infernalen Anrufe und Nachklänge sein, allenfalls auch Zichy, von jenem greulichen Kammerherrn, Kammerpräsidenten Stephan Zichy, einem Hauptverräther und Angeber in der Wesselenyischen Verschwörung, bis auf Anton Zichy, der seine Waffenbrüder mitten im Waffenspiel an Herbeville verrieth — und dem Kammerpräsidenten und Judex curiae Carl Zichy unter Joseph, dem schlimmsten Judas am Vaterlande und unter Franz, Verräther und Richter seiner Mitschuldigen, später noch hundertfach Böses stiftend, durch seine üppig schöne, geistvolle und leidenschaftliche Enkelin Melanie, Freundin und Nachfolgerin der Leykam (geboren den 28. Jan. 1805, vermählt am 30. Jan. 1831), leidenschaftliche Botanikerin: — »habitat in collibus«: — „Sie wohnt unter Hügeln!" ihre stabile Classification, mit dieser dritten Ehe noch ein tertium comparationis bildend, das unter dem ewigen Fluche des schönen und biedern, ausschweifend gemüthlichen und geduldigen Oesterreich, das verfinsterndste und verfolgendste Pfaffenthum, Jesuiten, Liguorianer und Redemtoristen mit dem von ihnen und von eben dem Carl Zichy geschmiedeten Kaiserworte gleich Truthähnen aufgeblasen: — »totus mundus stultizat et constitutiones imaginarias quaerit. Vos habetis constitutionem a saeculis — et ego amo illam et illaesam ad posteros transmittam!«

Welches Lügenwort, welcher Eidbruch hat den Zichy'schen Finanzräubereien, Falsen, Arrosements und Sündfluthen und der so viele Hunderte der edelsten Familien bis in's zweite und dritte Glied in Armuth und Verderben stürzenden Bankozettel=Schneiderei noch gefehlt?? — Doch welche Gräuel sind nicht zu freier Waltung in den so häufigen alten Hochverraths= und Confiscations=Processen, nach dem: memoria ejus damnata?? — Unter wahrhaft Tiberische und Caligula'sche Probemuster gehört doch auch aus der Friedländischen Prodition die Anfrage, ob nicht der wegen des Pilsener Reverses und seiner

verhängnißvollen Clauseln bereits nach jeder Art der peinlichen Frage zum Schwert verurtheilte Oberst Schafgotsch, behufs der Enthüllung wichtiger Mitverschwornen, allen Foltergraben noch einmal unterzogen werden möge?? Securissime, war die Antwort, da der Schafgotsch ohnehin schon nach Urtheil und Recht wegen majeurer Indicien und Verdachtsgründe zum Schwerte verurtheilt, somit gar kein Mensch mehr sei, sondern lediglich ein servus poenae, ein cadaver mortuum und nur mehr als ein solches zu betrachten und zu behandeln.

Worauf es eigentlich abgesehen war, sagten die von Wien auserkornen jesuitischen Inquisitoren in's Gesicht den Mißvergnügten, die zugleich erste Würdenträger des Reiches und vom Papste hochverehrte katholische Eiferer waren: »domui Austriacae multum negotii quandoque peperistis; jam pauci et debiles facti, non eritis cuipiam offendiculo.«

Es giebt keine Regierung des barbarischen Orients, die verabscheuungswürdiger und blutiger wäre, wie die Leopolds I. in Ungarn, Ferdinands II. in Böhmen gewesen ist. Was für eine Schutzwehr gab etwa der Privatcharakter, gaben die Privattugenden des Regenten und seiner Familie?? Das hat sich unter jenen gütigen und weichherzigen Fürsten schauderhaft herausgestellt, die Millionen confiscirten und alsdann den Hingerichteten und Beraubten über 1000 Seelmessen aus ihrem Vermögen lesen ließen, auch die Mutter Gottes in Mariazell reich beschenkten, um sie zur Fürbitte für die armen Seelen der in gleicher Stunde grausam auf offenem Blutgerüst Umgekommenen zu bewegen! Welches schauderhafte Rechtsgefühl in ihren Gerichtshöfen waltete, mögen einige wenige Gewissensscrupel der Richter aus den Leutschauer, Neustädter, Preßburger Acten bewähren. Diese wurden seiner Zeit sogleich von den rechtswidrigen ausländischen Richtern rechtswidrig in ausländische Archive verschleppt und vertuscht, lange für verloren geachtet, erst 1823—1824 unter einer Sündfluth seit lange keines Blickes mehr gewürdigter, längst vergessener und als Maculatur zum Einstampfen bestimmter Massen wieder aufgefunden.

* * *

* * *

Wie, seit der größte Padischah Suleyman, der Gesetzgeber, der Eroberer, den gegen Aegypten und Persien, gegen Rhodos und Belgrad siegreichen Halbmond von Buda auch vor Wien geführt (1529) und seit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation entschiedener Zerrissenheit im westphälischen Frieden zu Münster und Osnabrück (1648), die mittlern Octobertage Jahrestage großer, wenn auch keineswegs glücklicher Erinnerungen gewesen sind, so entging es den Geschichtsfreunden keineswegs, wie ebendieselben Octobertage die größten Seesiege des stolzen Albion bezeichneten. — Am 21. October 1639 richtete Martin Harperz Tromp im Canal die seit Philipps II. „unüberwindlicher Armada“ gegen seine Schwägerin und Braut, die große Elisabeth, stolzeste spanische Flotte gänzlich zu Grunde, — am 21. October 1702 der Admiral Rooke, auf der Rhede von Vigo, die Hoffnung Ludwigs XIV. und Philipps V., die erste Silberflotte aus ihrer neuen Welt, — der 21. October 1805, an dem die caudinischen Gabeln von und bei Ulm unrettbar entschieden waren, gab bei Trafalgar Nelson den Tod, aber auch wenig Augenblicke vor ihn aus dem Mastkorbe des Schiffsjungen mörderische Kugel getroffen, im Tode den glücklichsten Tag seines Lebens! — Die ganze große französisch-spanische Flotte war an jenem Tage und wenige Tage darauf genommen, untergegangen, in Brand gesteckt, die Admirale Villeneuve, Gravina, Cisneros, Alava, Dumanoir sammt und sonders gefangen, 15,000 Mann zu den größten Dingen, namentlich zum Ruine des britischen Handels in Westindien und Südamerika bestimmter Landungstruppen unter Contamine in Feindesmacht. — Es wurde an diesem Tage die dritte Touloner Flotte vernichtet: die eine vor zwölf Jahren, in des Artillerielieutenants Napoleon Bonaparte erster

Waffenthat, der Wiedereroberung jenes Seeportes, unter seinen Gönnern Dugommier und Moncey, die zweite durch eben seinen kurzsichtigen Starrsinn, der des edeln Brueyies herrliche Seemacht, statt schleuniger Rückkehr in die heimathlichen Häfen, allzulang auf der ungünstigen Rhede von Abukir aufgehalten. — Des Admirals Villaumez und Hermittes Streifzüge gegen Westindien, gegen die afrikanische Westküste, gegen Martinique und zum Beistande des spanischen Antheiles von Domingo, selbst jene gegen die englischen Grönlandsfahrer, endigten ohne Ruhm und mit schnellem empfindlichen Untergange, der den Franzosen viel theurer zu stehen kam, als dem Handel Albions. Selbst der kühne Linois, der die ostindischen Gewässer mit dem Ruhme seines Namens erfüllte, mußte gleichwohl auf dem Marengo seinen Degen dem britischen Warren überreichen, der ihm selben, den heldenmüthigen Gegner ehrend, gleich wieder zurückgab.

Ebenso in den langen Schiffsreihen der offenen Seeschlacht, wie in kleinen Abtheilungen, einzeln, unterlagen die Franzosen den Briten beständig. — Selbst wo sich kleine Flottillen aus den Mündungen der Flüsse herauswagten, waren sie rasch genommen oder zerstört. Unwiderstehlich auf dem festen Lande, ward des Soldatenkaisers Uebermuth allerwärts strenge gezüchtiget, wo die französische Flagge der britischen gegenüber wehte. — Welche Herrlichkeit hatten nicht einst Venedig und Genua, als Königinnen der Meere, welche ungemeine augenblickliche Bedeutendheit hatten nicht Pisa und Amalfi, ja sogar der Nachlaß des alten Epidaurus, das kleine Ragusa, in der Levante und Ponente, in den afrikanischen und syrischen Gewässern, in den Händeln des byzantinischen Kaiserthums und dem Archipel der dortigen Meere behauptet?! Die Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere zur Himmelfahrtsfeier auf dem Bucentoro war durch Jahrhunderte keineswegs ein großprahlerisches Ridicul: aber kaum waren jene Freistaaten in Bonaparte's Gewalt, als auch kaum mehr ihre Fischerbarken und Küstenfahrzeuge es wagen durften, den nächsten Bereich zu überschreiten und nicht allein vor der britischen, sondern selbst vor der zur See wenig furchtbaren russischen Flagge sich zu

retten suchen mußten, wohin sie nur immer konnten! — Es setzte dies Bonaparte in desto grimmigere Wuth, je höhern Werth er auf die Aneignung der liburnischen Küsten und des flanatischen Meerbusens, auf seine weitaussehenden Plane auf die jonischen Eilande, auf Hellas und auf die südöstlichen Küsten gelegt hatte. Schon in den kurzen Momenten des „vae victis!" in Preßburg sprach Talleyrand mit dem Fürsten Johannes Lichtenstein über eine nun durchaus nöthige, unvermeidliche, ununterbrochene Verbindung zwischen der Ost- und zwischen der Westküste des adriatischen Meeres und über die (für das bedrängte Oesterreich) freilich höchst gefährliche, jetzt aber unabwendbare Servitut eines beständigen Durchmarsches, einer stabilen Etappenstraße durch Istrien und durch das gesammte österreichisch gebliebene Litorale, die auch einen gerechteren und gemäßigteren Gegner zu beständigem Trachten nach demselben und nach Triest selber, hätte hinlenken müssen!? Zu welchen Inconvenienzen und Gefahren konnte nicht ein solches Zugeständniß führen in dem jetzigen ungleichen und darum um so erbitterteren Seekrieg! — Allein weder die Berufung auf das Beispiel des vorigen Besitzers Venedig, dem in Jahrhunderten eine solche Zumuthung nie eingefallen war, noch andere ebenso staatsrechtlich als politisch motivirte Gegengründe und dringende Einwendungen des Grafen Stadion fanden von Bonapartescher Seite eine andere Erwiederung, als die Drohung unverzüglicher Erneuerung der Feindseligkeiten, — als die Vermehrung der in Deutschland zurückgebliebenen, die Monarchie von Eger bis Salzburg umgarnenden Streitkräfte, — über die feierlich zugesicherte Entschädigung der Nebenlinien des Erzhauses aber lange gar keine Antwort oder die nichtswürdigsten Ausflüchte, — fortwährende Verweigerung der friedensschlußmäßigen Rückgabe der Grenzfestung Braunau und Vorenthaltung des rechten Isonzo-Ufers unter höhnischen und einfältigen Vorwänden, als gehörte es zum Königreich Italien als uralt und unverbrüchliches Gebiet des Marcuslöwen von Venedig.

Eine natürliche Folge der seit der letzten verunglückten britisch-russischen Landung in Neapel vermehrten Aufmerksamkeit auf jene

Gestade war das unvermuthete Erscheinen eines wohlgerüsteten russischen Geschwaders an den Küsten Albaniens. — General Lauriston zögerte hinterlistigerweise mit der Uebernahme jenes unter den damaligen Conjuncturen doppelt bedeutenden Ländchens weit über die gesetzliche Frist hinaus, gegen das Erbieten und die Bereitschaft des österreichischen Hofcommissärs Marchese Philipp Ghisilieri und des Generalgouverneurs Baron Brady. Am **11.** März **1806** landete der russische Commodore Heinrich Bailly an den Bocche di Cattaro und besetzte dieselben. Sie blieben nun ein volles halbes Jahr, bis in die Hälfte des August **1807**, bis nach dem Frieden von Tilsit, in russischer Hand und wurden der Schauplatz eines hartnäckigen kleinen Krieges der Russen und der ihnen enge angeschlossenen Motenegriner unter ihrem kriegerischen Bischof und Vládiká Petrovich.

Das Wiener Cabinet that das Unmögliche, in den Tuillerien die Aufrichtigkeit seiner Haltung bei diesem blos dem absichtlichen Zaudern der französischen Behörden zur Last fallenden Ereignisse darzuthun. — Ghisilieri wurde auf eine Festung gebannt, jedes Erbieten, Cattaro durch die eigenen Waffen wieder zu nehmen und mit den Russen deshalb in Kriegszustand zu treten, wurde in Paris treulos abgelehnt. — Bonaparte ließ sogar die Heimkehr der Kriegsgefangenen mehrmals mit empörender Willkür sistiren. — Der bleibende Etappen-Durchmarsch der französischen Truppen durch das Küstenland wurde in Wien nachgegeben. Es wurden Oesterreichs Häfen zum empfindlichsten Nachtheile der Handelsblüthe und der Nationalwohlfahrt den englischen und russischen Fahrzeugen völlig verschlossen. — Alles vergebens: denn gerade diese Verwicklung war Bonaparte vielmehr das Allererwünschteste, um Oesterreich fortwährend im Schach zu halten während seiner neuern Gewaltstreiche in Italien und in der batavischen Republik, die für den lendenlahmen Ludwig Bonaparte ein Königreich Holland wurde. — In der Adoption seines Stiefsohnes Eugen Beauharnais, den er mit der anmuthreichen Prinzessin Auguste von Bayern vermählte, auf eine ganze Reihe Longobardenkönige aus der bayrischen Theodelinde, Tochter Garibalds, hinzuweisen, bis fast auf das Geburtsjahr Carls des Großen

der junge König Adelbert gegen den Thronräuber Ansprand den Sieg und das Leben verlor. Die Anspielungen auf das alte große Frankenreich, auf sein Streben durch die waffenstrahlenden Majordome, die Pipine und Carle, auch die großen avant–terres (Thüringen, Bayern, Sachsen, Friesen) zu erobern und einzuverleiben, das Idol und Ideal von Carl dem Großen, wurden nun das tägliche Brod, und Bonaparte fand, daß die Geschichte und die Nationalität ganz gut zu brauchen seien! — Der Papst in seinem Hinüberkommen jenseits der wilden Alpen in das schöne Frankreich, die Unterhandlungen in Kirchensachen, die Einweihung und Krönung hatten insgesammt Vorspiele und Bestandtheile des herrlichen europäischen Spectakels gebildet, das diesem Welttheile zum großen Theile den neuen Boden legen mußte. — Nur die wüste See wollte nirgend ihr Ja dareingeben. —

In dem umsturzreichen Halbjahre vom Jänner bis Juli 1806, vom Preßburger Frieden bis zum Rheinbunde trat Napoleon auch mit seiner furchtbaren Unterscheidung zwischen dem „directen" und zwischen dem „indirecten Reich" hervor: — „das vermeintliche Gleichgewichts-System sei nur ein den Rechtszustand immer wieder neu erschütterndes und in Frage stellendes Schwankungs- und Schaukelsystem. — Möglichst gleiche Kräfte, möglichst gleiche Ansprüche seien blos ein unerschöpflicher Gährungsstoff der Eifersucht, des Krieges und seines Elends. Darum sei vielmehr Gravitation, darum sei ein gebietendes Uebergewicht, eine ganz entschieden vorherrschende Macht, das großartigste und dringendste Bedürfniß. — Eine solche präponderirende Macht aber sei nur Frankreich, und nur des „großen Kaisers" starke Hand vermöge es, dieser Volkszahl von beinahe siebenzig Millionen die gleiche Richtung zu geben!?"

Zu dieser Gravitation war freilich ein furchtbares Belege, was zuvörderst im Innern des großen Reiches geschah zur letzten Vollendung des Bonaparteschen Absolutismus und Militärdespotismus, — was im untern, im mittlern, in Oberitalien, was überhaupt jenseits der Alpen, was in Holland geschah, zuvörderst die Zertrümmerung des deutschen Reiches und sein auf's

Bedenklichste untergeordnetes Anschließen und Bündniß mit Frankreich, jene ähnlichen Entwürfe und Anfänge aus den Tagen Ludwigs XIV. weit überstürzend! — Die Familie Beauharnais hatten Bonaparte's Adoptionen bereits zu königlichen Ehren in zwei der ältesten deutschen Kurhäuser, Wittelsbach und Zähringen, Bayern und Baden, gebracht. Als Coadjutor des Kurerzkanzlers, des Bewahrers der Reichsverfassung und der Gesetze, wurde ein Oheim Bonaparte's, Joseph Fesch, gesetzt, jetzt Cardinal und Erzbischof von Lyon, — vor zehn Jahren im weltlichen Gewande, mit äußerst weltlichem Thun und Lassen, Bonaparte's Magazinaufseher und Mehlwurm, Pretiosen- und Gemälderäuber bei der siegbekrönten Armee von Italien (26. Mai 1806).

Graf Philipp Cobenzl, seit dem Teschner Frieden (1778) Staatsvicekanzler neben Kaunitz und Spielmann, bis ihn mit der Wiedereroberung Belgiens (1793) Thugut verdrängte, darauf den niederländischen Geschäften, längere Zeit aber den Finanzen und dem durch den Seekrieg nicht wenig beeinträchtigten Handel und Schifffahrt gewidmet, war in dem neurömischen Bonaparteschen Paris (Septbr. 1801) eine fast lächerliche Erscheinung: Gezwitscher des einsamen Sperlings inmitten des Adlerhorstes. — Französischerseits eilte man diesmal (1806) mit der Wiederanknüpfung der Verbindungen. Schon am 24. März hatte der französische Botschafter la Rochefaucault beim Grafen Stadion und beim Kaiser Franz seine Antrittsaudienz. — Der Bonaparte schon lange, seit den geheimen Conferenzen von Bassano mit Clarke bekannte und von ihm geachtete General Vincent war gleich nach Paris abgegangen in außerordentlicher Sendung. Die förmliche Ernennung als Botschafter hatte, wie gesagt, Graf Metternich. Er sollte aber die gewaltige Umkehrung in Deutschland und den traurigen Ausgang der Haugwitz'schen Unterhandlungen noch in Wien mit eigenen Augen sehen, zumal (am 11. Juni war mit ungemeiner Feierlichkeit die Kriegserklärung Englands gegen Preußen ergangen,) die Gestaltung des Rheinbundes, als dessen Protector Napoleon sich erklärte für die Mitglieder Bayern, Würtemberg, Kurerzkanzler, Baden, den Großherzog von Cleve und Berg, Hessen-

Darmstadt, Nassau-Usingen und Weilburg, Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Salm-Salm und Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein, Lichtenstein und von der Leyen. — Alle übrigen Fürsten, Grafen, Reichsritter und Reichsstädte des deutschen Südens wurden mediatisirt, unter Hoheit der Paciscenten dieser Bundesacte; dabei, man würde auch andere darnach verlangende deutsche Stände nach Maßgabe des gemeinsamen Interesse diesem Bunde beigesellen!? — Der sollte zu jedem Landkriege Frankreichs 60,000 Mann stellen, Frankreich dagegen die neue Schöpfung mit 200,000 Mann gegen jeden innern oder auswärtigen Feind beschirmen. — Augsburg und Lindau sollten feste Waffenplätze werden. Der französische Geschäftsträger Bacher zeigte den Gewaltstreich der Reichsversammlung in Regensburg an: fünf Tage darauf legte Franz II. die deutsche Reichskrone und die mitverbundene Reichsregierung nieder und erklärte die deutschen Erbstaaten vom heiligen römischen Reiche deutscher Nation für ewig getrennt. Er nannte sich nun Franz I., Erbkaiser von Oesterreich.

Als es Bonaparte endlich beliebte, die Zeitungsnachricht auch dem Berliner Cabinette mitzutheilen, es sei ihm gefällig gewesen, dem deutschen Reiche einmal ein Ende zu machen, im mittlern und Süddeutschland das Schutz- und Trutzbündniß des Rheinbundes zu gründen, sich als dessen Oberhaupt und Beschützer aufzuwerfen, verband er auch damit die hinterlistige Aufforderung, in Norddeutschland einen gleichen Bund unter der Hegemonie Preußens zu gründen. — Abermal war Haugwitz leichtgläubig und kurzsichtig genug, Bonaparte's besagte Aufforderung für wahr, für baare Münze zu nehmen, wiewohl er hierüber die plumpesten und beleidigendsten Täuschungen hinnehmen mußte. Mit Sachsen und Hessen-Cassel meinte er stündlich und unbedingt unterzeichnen zu können: aber im gleichen Augenblicke versprach Bonaparte Fulda an Hessen, wenn es dem Rheinbunde beiträte, und drohte ihm Hanau zu nehmen, falls es sich an Preußen schlösse. Lübeck, Bremen und Hamburg erhielten das bestimmteste Verbot, als freie Punkte des Welthandels in den nordischen Bund zu treten. Sie sollten ausschließende Goldgruben

des Unersättlichen bleiben. Dem Dresdner Hofe wurde der Königstitel und die Mediatisirung sämmtlicher Ernestinischer Herzogslande von Weimar, Coburg, Gotha und Altenburg verheißen, wenn er, wie jüngst der Erzherzog Großherzog von Würzburg, dem Rheinbunde sich anschlösse. Wunde auf Wunde, Hohn auf Hohn zwangen endlich Preußen, unter den allerungünstigsten Umständen den Handschuh hinzuwerfen, was es gerade ein Jahr vorher, im Spätherbst 1805, unter den günstigsten hätte thun können und nach dem Potsdamer Vertrag ebensowohl, als nach dem dringendsten Rufe der Ehre, wie der Politik hätte thun müssen! — Wie konnte dieser Verzweiflungsstreich unterlassen werden, da man in Berlin Beweise hatte, daß in den geheimen Verhandlungen der Abgeordneten Rußlands, Frankreichs und Englands, mit Oubril, mit Lord Lauderdale und Yarmouth, Rußland eine bedeutsame Vergrößerung durch einen großen Theil von Preußisch-Polen geboten worden, England aber die Rückgabe Hannovers (das Bonaparte Preußen sogleich wieder zu entreißen versprach) als Friedensgrundlage zugesichert worden sei!

Das undurchdringliche Stillschweigen des Wiener Cabinets in jenem durch den Cordon wider das gelbe Fieber und durch Bonaparte's Umgreifen in Italien bezeichneten Frühjahr 1804/1805 war es, bei seinen gleichzeitigen Organisationen und Rüstungen vorzüglich, was die süddeutschen Staaten mit ungeheurer Furcht für ihre nächste Zukunft erfüllte, was sie endlich zwang, sich dahin zu erklären, wo die Furcht für ihre nächste Zukunft sie führte, was sie endlich zwang, sich dahin zu erklären, wo die Furcht und die Hoffnung für sie am größten waren! — Bayern besonders, wie hätte es sich in die Arme der Macht werfen sollen, von der ihm seit einem halben Jahrtausend, von der ihm seit dem Ahnherrn Rudolf von Habsburg, offen und heimlich nichts als Plane der Zerstörung und Zerstückelung entgegengekommen waren! Beim wirklichen Ausbruch (Sept. 1805) an dem eigenen Herd überfallen und umzingelt (zum Glücke langsam und ungeschickt), blieb ihm Nichts, als „à trompeur, trompeur et demi," dem es auch einzig seine Rettung verdankte.

Daß der in der Wahl seiner Mittel nie verlegene Lucchesini

dieses: „Imbrattare la lealtà teotonica“ nennt, in seiner „Geschichte des Rheinbundes,“ ist eine seiner gewohnten Unverschämtheiten, zumal wenn er auf seine eigenen Winkelzüge und Fußangeln aus Reichenbach, aus Szistová, aus Warschau, vor Allem aus Grodno rückdenkt, wie jüngst in Wien und Paris, und an seine für einen von Haus aus kriegerischen Staat doppelt unrühmliche Politik des unaufhörlichen crassesten Egoismus, des materiellsten Gleichgewichtes, des überall im Trüben Fischens ohne eigene Anstrengung und Opfer, ja ohne nur das Schwert zu ziehen! — Lucchesini behauptete frank und frei, Bayern hätte im September 1805 jedenfalls die blinde und willenlose Dupe der Carl Schwarzenbergschen (obendrein durch die bataillonsweise Untersteckung seiner braven Truppen schimpflichen) dem Kurfürsten Max Joseph mit wedelnder Reitpeitsche dictirten Ueberrumplung sein sollen, „denn, continuirt Lucchesini sein schamloses Raisonnement „eine Reihe von Tractaten“ mit Oesterreich, mit England, Rußland und Preußen würden Bayerns Existenz und Integrität zureichend beschirmt haben!!“ Kaum braucht Herr Bignon in der ganzen Folge Bonapartescher Staatsverträge $\frac{1796}{1815}$ eine so lange Reihe schändlich verletzter und verspotteter Tractaten zu rechtfertigen, zu beschönigen, hindurchzulügen, wie 1813—1816 jene zwischen Oesterreich und den Alliirten einer- und zwischen Bayern anderseits! — Ein Blick darauf, was die lange Reihe der Uebereinkünfte von Ried, Wien und Paris, nach dem vollständigsten Siege über Napoleon, Bayern genützt hat, macht sie wahrhaft lächerlich die Induction, was ihm eine, ebenso unbündige Reihe von Verträgen nach den furchtbaren Schlägen von Ulm und Austerlitz genützt haben würde? — ihm, als dem Schwächern, gewiß noch viel weniger, als Oesterreich ebendamals der Potsdamer Vertrag und der Histrionen-Schwur am Grabe des großen Friedrich! — Der Schleier ist längst zerrissen, daß Metternich seit Wrede's Rieder Vertrag es offenbar nur auf Zeitgewinn, auf Hinhalten, auf Mystification Bayerns, auf listigen Gebrauch der Augenblicke abgesehen habe, — daß es ihm mit der Treue, mit dem Worthalten gegen Bayern, keinen Augenblick Ernst

gewesen sei! — Metternich, dieser glänzende bavard, wäre er doch ein ebenso guter Bavar gewesen!! — Die Altbayern, kein unbedeutender germanischer Urkern, hätten es (durch ihren mahomedanischen Katholicism und mittelst des stets parallel mit demselben fortlaufenden Absolutism ohnehin verknechtet), ihr stiftmäßiger, stets nach Wien schielender Adel hätte es dankbarlichst erkannt! — Uebt ja doch, nach beständiger Feindseligkeit hintansetzend und überlistet, der alte, sogar facto längst nicht mehr existirende Habsburgische Kaisername einen unbegreiflichen Zauberklang, daß, wenn das Cabinet Metternich-Sedlnitzky nicht überall den höchsten Gütern der Menschheit, dem Licht und der Freiheit, sich entgegengestemmt, wenn es nicht intra et extra muros überall als Bundesfreund jedes Druckes, jeder Lüge, jedes Unrechts sich bethätiget, wenn es nicht die schwärzeste Perfidie der Cabinette gegen die Völker und gegen die feierlichsten Verheißungen und Eidschwüre gehegt und gepflegt hätte, in den Deutschen, namentlich in den Bayern das willigste Vergessen unaufhörlicher gefährlicher Anschläge und Unbilden, die leichtgläubigsten Stützen, Vergesser und Nachbeter zur Seite gestanden wären! — Als nach dem Leipziger Gottesgericht und dem Anzug der Alliirten an den Rhein (im Novbr. 1813) ganz Coblenz berauscht schien von der Ueberlieferung des freisinnigen Grafen Solms über die Gesinnungen und Vorsätze seines Jugendfreundes, des Grafen Clemens Metternich, mit welcher Indignation hörten sie um nächste Pfingsten aus demselben ritterlichen Munde: „aber, Clemens, was hat doch das unverdiente Glück für einen Spitzbuben aus Dir gemacht?“ — und: „Lieber Solms, Du hast doch niemals Maß und Ziel in Deinen Ausdrücken!“ —

In den Stiftungstagen des Rheinbundes, vor er nach Paris abging, predigte Metternich in Wien selbst ganz ereifert: „wie man sich denn nur einen Augenblick über den Abfall der süddeutschen Fürsten habe wundern können? Man hätte vielmehr, wenigstens seit dem Lüneviller Frieden und dem Reichsdeputationsschlusse von 1803, aufrichtig und unaufhörlich daran denken müssen, ihnen Vertrauen zu zeigen, sich eine Vormauer aus ihnen zu bilden, den alten, bald offe-

nen, bald heimlichen Erbkampf zwischen den Höfen von Wien und München gründlichst zu beschwichtigen, daß Bayern endlich im ruhigen Gleichgewicht eines wahren Mittelstaates, nimmer nöthig haben sollte, gegen Oesterreich stets den Schutz Frankreichs zu suchen!?" — Wie in so vielen Dingen, schlug aber auch hier der Lügengeist vor? — Verdiente Bayern wirklich den Namen eines „Jungpreußen," verdiente es alle die jetzt von den Centralisten, von den Zerstörern der Dynastien und Nationalitäten erhobenen Vorwürfe und Verdächtigungen, die „das politische Testament des österreichischen Kanzlers Hocher" ihm schon längst machte, so muß man gestehen, daß kaum ein Minister Oesterreichs mit mehr Feindseligkeit, und mit grandioserem, nachhaltigem Erfolg, an Bayerns Zerbröckeln und Herunterkommen gearbeitet und bei allem Salbadern von Legitimität, von urkundlichem Recht und von geschichtlichem Boden den Beweis triftiger geführt habe als Metternich, daß der Schwächere dem Stärkern immer nur als Werkzeug diene, bis Gefahr und Noth vorüber sind, und daß es auch nach dem Sturze des Bonaparteschen Soldatenkaiserthums und der Gravitation und Präponderanz Frankreichs immer noch zweierlei Recht gebe: — eines für die Schwächern, ein anderes, ganz hiervon verschiedenes, für den Stärkern! — Diese Ansicht konnte in dem jungen Botschafter unmöglich fester vorgebildet, ja versteinert werden, als durch seine ebenso schnelle als enge Verbindung mit zwei geschichtlich höchst merkwürdigen Männern: — mit dem Polizeiminister Joseph Fouché, Herzog von Otranto, einem vom Militärdespotismus Bonaparte's an die Kette gelegten Ungeheuer der Schreckenszeit, und mit Christian Moritz Talleyrand, aus dem erlauchten Hause Perigord, früher Bischof von Autun, Flüchtling nach England und nach den Freistaaten Nordamerikas, dort ein Unglücksgefährte Ludwig Philipps, Herzogs von Orleans, von Bonaparte gleich nach seiner feldflüchtigen Heimkehr aus Aegypten in den größten Fragen des Staates und der Zeit vorangestellt, mit der Buhlerin Legrand arglistig-planvoll verheirathet und von Pius VII. doch wieder zu Gnaden aufgenommen! — Talleyrand, ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit als Historiker, als Publicist,

als Theolog, Canonist und Casuistiker, fiel doch damit Niemandem lästig oder ließ sein ungeheueres Wissen auch nur ahnen. — Sein Verstand war durchaus epigrammatisch, seine Beobachtungen abstrahirend. Sonderbar nahm sich, inmitten jener theologischen Ueberreste, seine völlige Unfähigkeit aus, eine moralische Seite oder Behandlung aufzufassen!? Der Eigennutz, die Bestechlichkeit ist wohl von keinem der Revolutionsbösewichter unersättlicher und schamloser betrieben worden, als von Talleyrand in der ganzen Epoche seiner Macht (1799—1808). — Bonaparte, obgleich seine reiche Begabung vollständig erkennend und nach ihrem Vollgewichte schätzend, verachtete und mißhandelte ihn sogar körperlich. Er mußte einmal die Strecke von Warschau bis Tilsit, von Gicht heimgesucht, theils aufrecht kniend, theils aufrecht und vorwärts in den Wagen gelehnt, zurücklegen, den Aufschluß liefern, die Rathschläge geben, die man von ihm verlangte, und dann gleich wieder ohne die gehörige Ruhe und Rast umkehren, seine Conferenzen mit dem General Vincent und mit den Ministern mehrerer Rheinbundsfürsten, namentlich dem sächsischen, schleunig fortsetzen. — Niemand widerrieth eifriger als Talleyrand die Invasion der pyrenäischen Halbinsel, jene Cataracte der Treulosigkeit und der mannigfaltigsten Verbrechen. — Bonaparte darob erzürnt,, wählte gerade Talleyrand zum Kerkermeister der spanischen Prinzen, Ferdinands VII. und Don Carlos, und drang ihm die äußerst kostbaren und in jeder Hinsicht überlästigen jahrelangen Gäste auf seinem Schlosse Valençay auf. — Solche Dinge entglühten freilich in Talleyrands Sumpfseele jene großartige Geduld des Hasses, die zuletzt Bonaparte's persönliches Verderben bereitet hat. — Nicht nur zwanzig Jahre des Alters, nicht nur das große Wissen der verschiedensten Thatsachen und das unaufhörliche Selbstdenken und Schaffen bildeten einen ungeheuern Abstand zwischen Talleyrand und Metternich, sondern auch die Kühnheit, ja Frechheit der in so gebrechlicher Hülle geschaffenen ruchlosen Entwürfe. Er liebte Metternichs angenehmes Aeußere, die Schärfe seiner Beobachtungen, das Geschick, die Rundung und Annehmlichkeit der Kundschaft, wo Er selbst nicht hindringen konnte oder mochte. — Die Weiberwelt

war nicht Talleyrands eigentlichster Boden, so oft er sich auch darin bewegte. Schon in seiner priesterlichen Jugend, wie während der Flüchtung in die nordamerikanischen Freistaaten, wo sich die Intimität mit Orleans und Louis Philipp auf's Engste gesponnen, erprobte Talleyrand bemerkenswerthe Ausdauer und Treue, auch gegen hochgestellte Naturen, wie Madame de Souza, nicht blos gegen gemeine, aber überschwengliche Reize, wie bei Madame Legrand. Die Raschheit und Beharrlichkeit, womit sich Metternich schon im Spätfrühling 1808, als er kaum in Paris als Botschafter beglaubigt war, bei Napoleons Lieblingsschwester Caroline Murat, Großherzogin von Berg (sehr schnell Königin von Neapel), festgesetzt hat, veranlaßte zwar Bonaparte's Uebermuth, bei einer großen Cour, bald nach Metternichs Ankunft, barsch und rauh sie anzuschnarchen: »amusez ce niais là! Nous en avons besoin à présent!« — Aber bald wurde diese Verbindung so bedeutend, daß Fouché selber sich ihrer bediente, gewissen Dingen auf den Zahn zu fühlen, und der kaltfreche, verwegene Savary rundum gestand: »Mr. de Metternich avait poussé ses informations si loin, qu'il serait devenu impossible pour un autre, que l'empereur, d'y parvenir au fond. — Il disposait en dominateur d'une personne, dont Mr. Fouché avait un besoin indispensable. La discretion m'empêche de la nommer: cela serait une revelation inutile« *). —

*) Noch im Februar 1814, als die Alliirten bereits die Marne und Seine berührten, wurde von einer englischen Brigg ein neapolitanisches Fahrzeug weggenommen und in selbem, mit vielen andern hochwichtigen Correspondenzen, zwei köstliche Liebesbriefe des Fürsten Metternich an die Königin Caroline Murat, ihr die triftigsten Warnungen ans Herz legend über die gefährliche Zweideutigkeit ihres Gatten, Königs Joachim, die unmöglich gut ausschlagen könne, die auch nur sein Verderben und sein niedrigtragisches blutiges Ende bezweckt hat. — Der General Graf Nugent überschickte diese Briefe ins Hauptquartier der Alliirten nach Troyes, an seinen Freund, den hannöverschen Cabinetsminister, den Grafen Münster, als eine höchst merkwürdige Variante über Metternichs gleichzeitige Bourbonsche Hyperlegitimitätsansichten bezüglich Spaniens, beider Sicilien, Parmas &c.

Auch Lord Castlereagh machte über diese zärtlichen Episteln solche essigsaure Gesichter, wie um dieselbe Zeit über ein von Wrede's Streifparteien aufgefangenes Schreiben des schwedischen Kronprinzen Bernadotte an seinen alten Freund

An Originalität und Schöpferkraft, an classischer Einfachheit des Ausdruckes, an geschichtlichem Wissen stand Talleyrand ohne allen Vergleich hoch über Metternich. Die Redaction des Letztern hob sich in der deutschen Muttersprache niemals über die Mittelmäßigkeit. Im Französischen war sie academisch rein, aber der glänzenden Vollendung der Salons näher verwandt als der historischen oder jener der Gerichtsschranken. Wenigstens ist Gentz mächtig zu Hülfe gekommen in Demosthenischen Donnern, wie in Tullius Honigseim, jedoch erst in einer viel spätern Epoche, erst seit im October 1809 Metternich das Portefeuille mit dem Frieden von Stadion übernommen, aber auch da noch selten und durchgängig erst, seit Metternich zum englisch-russisch-preußischen Bunde herübergenöthigt wor-

---

und ehemaligen Adjutanten, den General, nachmaligen Marschall und Botschafter Maison, und über einen von Winzingerodes und Tettenborns éclaireurs intercipirten Brief des Würtemberger Vitellius, Königs Friedrich, der sich nach Napoleons in der Champagne, bei Vertus, Etoges und Montmireuil über Blücher, Kleist und Alsufief erstrittenen Vortheilen der nahen Rückkehr unter seine »drapeaux heureux« freute und deshalb auf ein Haar Stuttgart umringt und sich durch Vacquant längstverdientermaßen zur Abdication gezwungen gesehen hätte! — Abermals wenige Tage später fiel den Alliirten ein Brief Bonaparte's in die Hände an den Vicekönig Eugen, jubelnd über die angeblich „bittere Reue des Königs Max Joseph von Bayern über seinen Abfall von Napoleon und vom französischen Bunde" und über die auf's Aeußerste gereizte üble Laune Wrede's hinsichtlich der Unterordnung und Zurücksetzung seiner Person bei den Alliirten sowohl, als der angeblichen kurzsichtigen Rachgier und insidieusen Ränke Metternichs gegen Bayern! — Eugen wurde darin von seinem Adoptivvater Napoleon vorgezeichnet, am Mincio nur eine starke Division gegen die Oesterreicher vor Mantua zurückzulassen, die sich gleichfalls in nichts Ernstes einzulassen habe, die Lombardei für den Augenblick ganz preiszugeben, im Flug über die Alpen zu gehen und sich im Rücken der Verbündeten, etwa ob Lyon, mit Bayerns Heer unter Wrede zu vereinigen, der hierzu ebenso bereit sei, wie vier Monate früher, am Inn, zu dem schlechtgelohnten Uebertritte zu Oesterreich und zu dem bei Leipzig sieghaften Bunde. — Es zeigte sich jedoch dieses Intercept als ein unächtes und in teuflischer Absicht geschmiedetes Kunststück, das Vertrauen der Alliirten in seinen Grundvesten zu erschüttern und sie vielleicht gar zu einem voreiligen und verderblichen Gewaltstreiche zu verführen?! Wrede's Thun und Lassen gewährte aber die völligste Sicherheit gegen jeden solchen Argwohn und entlarvte von selbst den höllisch kühnen Trug: mag aber doch Metternich, wenn auch nicht zu redlichem Treu und Glauben, doch wenigstens zu mehr Vorsicht und pflichtschuldiger Rücksicht veranlaßt haben. — Die Rede davon verstummte schnell, welches Glück (nebst vielem andern unverdienten) Metternich überhaupt gehabt hat!

den, seit dem Scheinbeginn und dem ebenso schnellen Zerfließen des Prager Congresses im August 1813.

Zwischen der kalten Grausamkeit eines Fouché und Metternichs sybaritischer Weichheit und Weichlichkeit, dieser geschichtlich wunderseltenen Mischung nordischer und morgenländischer Blutstropfen, zwischen dem Ideengange Beider wird gleichfalls Annäherung und Austausch schwer begriffen. Die „Noyaden“, die Fusilladen, die „republikanischen Heirathen“, aus des Erstern entsetzlichen Jugendtagen, scheinen jenseits der Marken abendländischer Begriffe und Gefühle gelegen und den hyperbolischen Gräueln des Morgenlandes verfallen. — Metternichs Nervensystem würde kaum den Anblick einer strengen Militärstrafe aushalten: aber dem namenlosen Unglück und Leiden, der schmerzvollen Entwürdigung ganzer Nationen und Welttheile, dem Entsetzen der Seele, wie auf Hellas, in den spanischen Colonien, in manchem germanischen Duodezreiche, hat Er sich stets gewachsen gefühlt!

Metternichs Vergnügungswuth, Zerstreuungssucht und sowohl eigenthümliche, als öfter sogar affichirte Frivolität führte, was er mitunter gewollt, zu unrichtigen, die Glut unter der Asche ganz übersehenden Urtheilen über ihn, wie seine Geschmeidigkeit und sein Ignoriren Bonapartescher Rohheiten nicht selten stürmisch überbrausende Naturen zu muthwilligen Insulten aufstachelten. Jener Ajax des Bonaparteschen Heldencyclus, der bei Aspern umgekommene Marschall Lannes, Herzog von Montebello, zu dessen Tugenden freilich die Nüchternheit ganz und gar nicht gehörte, stand einst hinter den mit Bonaparte in lebhaftem Gespräch begriffenen Freunden Talleyrand und Metternich, und brach, als sie kaum hinweggegleitet, in ein wieherndes Gelächter aus. Um den Grund desselben befragt, entgegnete er: — „über Carolinens*) Geschmack! Ueber diese Hundedemuth und Nichtigkeit. — Ich hätte ihm während des Gespräches mit Dir**)

*) Madame Carcline Murat, 1806 Großherzogin von Berg, 1808 Königin von Neapel.

**) So durfte nur Lannes, der alte Siegesgefährte von Castiglione und Arcole, den Weltbeherrscher anreden.

einen Tritt geben wollen und Du solltest vorne nicht das leiseste Zucken des süßen Mundes wahrgenommen haben!"*)

*) Bonaparte's große Audienzen sind, zumal in politisch-gewichtvollen Momenten, eine wahre Scylla und Charybdis zwischen dem Maß und Ziel seiner Beredtsamkeit und seiner politischen Zurechnung und Auffassung gewesen. — Am merkwürdigsten waren hierin zwei solche Scenen, die gerade Metternichs à plomb, Gelassenheit und diplomatisches Selbstgefühl auf die Feuer- und Wasserprobe zugleich stellten, — die eine vom August 1808, als die Dupirung des ohnehin verhaßten Marschalls Bernadotte, welchem Romana ein ganzes schönes Armeecorps Spanier von den dänischen Eilanden auf die britische Flotte entführte, — der Verlust so vieler Seeporte und Küstenplätze ebenso vieler Waffenplätze für die Engländer, — die Ergebung der aus den Dardanellen heimkehrenden russischen Geschwader des Admirals Siniavin, — die Hiobsposten über Hiobsposten von Junots kleinem Heer aus Portugal, — aus der Sierra Morena, von Dupont und Vedel, fast aus allen Gegenden der Halbinsel, allerdings noch gesteigert durch die täglichen Kunden des Botschafters Andréossy über Oesterreichs große Rüstungen und Anstalten, Landwehren, Reserven, Remontirung, Artilleriematerial, Fortificationen, geheime Verständnisse und insurrectionelle Bewegungen, an deren Spitze selbst Prinzen des Hauses stünden?! — Bonaparte's erste Wuth fiel in jener Audienz auf den neapolitanischen Botschafter Marquis de Gallo; „denn Er habe ihn verleitet, Oesterreich in Leoben Waffenruhe, in Passeriano gar den Frieden zu schenken, — seine Königin Caroline, eine unermüdbare Megäre der Zwietracht, sei nicht nur die erste Messaline des Jahrhunderts, sondern auch eine Tribade!" — Er nannte zugleich ihre Freundinnen und Genossinnen, außer der Lady Hamilton und ihren Orgien, die Fürstinnen Lichnowsky, Ruspoli, Jablonowsky, eine Gräfin Thierheim ꝛc. Er warf Metternich offen und grob seine Zusammenkünfte vor in den Cabinetten und Glashäusern von Talleyrand und Fouché, und durch sie mit spanischen und portugiesischen Oppositionshäuptern, mit Infantado, San Carlos, Castelfranco, Lima, Palmella ꝛc., und seine hierauf gegründeten, falschen Berichte nach Wien ꝛc.

Alles zitterte und bebte; Metternich allein blieb ruhig und würdig, so daß auch die elendesten Schranzen und Zitteraale verwundert auf ihn schauten. — „Zwar hätten die französischen Heere jenseits der Pyrenäen einigen Verlust erlitten (tobte Bonaparte): doch sollten, noch vor dieses Jahr ablaufe, kein einziges Dorf in Spanien oder Portugal mehr aufständig, seine Adler in Lissabon und Cadix wieder aufgepflanzt, der scheußliche Leopard, dessen Tritt noch das feste Land besudle, in's Meer gestürzt sein! Er rufe jetzt drei Conscriptionen auf einmal auf, nicht nur um den spanischen Krieg schnell zu beendigen, sondern auch um Oesterreich gehörig im Schach

zu halten, mit welchem er übrigens gegenwärtig in gar keine Irrung verwickelt sei. Ueber vier weit furchtbarere Coalitionen triumphirend, würde Frankreich gewiß auch vermögen, nöthigenfalls zugleich gegen Spanien und gegen Oesterreich siegreich die Waffen zu erheben. Jeder Krieg auf dem Continent habe seine Macht nur vermehrt und England sich gröblich getäuscht. — Vergesse das Wiener Cabinet, vom Reichsadel und von seiner eigenen Aristokratie aufgehetzt, Bonaparte's Großmuth, vergesse es, wie Bonaparte den Kaiser Franz an jenen mährischen Wachtfeuern begnadigt und den großprahlenden Russen vergönnt habe, friedlich nach Hause abzuziehen, so habe das Haus Lothringen, stets übermüthige Großofficiere der Krone Frankreich, zu regieren aufgehört!"

Das merkwürdige, freilich diametral entgegengesetzte Gegenstück dieser prahlerischen Herausforderung hatte nach dem Gottesgerichte von Rußland, nach den Schlachten von Lützen und Bautzen, nach Bonaparte's durch eine kaum begreifliche Verblendung eingegangenem Waffenstillstande mit den Russen und Preußen von Anfangs Juni bis Ende Juli 1813 mit Metternich in Dresden statt, als Bonaparte Oesterreichs Vermittlung angenommen und somit nach einer formell sehr plausibeln Auslegung die beschränkte Allianz vom 12. März 1812 dem Wiener Cabinette zurückgegeben hatte und damit seine Freiheit.

In Dresden erzählte Napoleon selbst einem seiner vertrautern Generale: »Mr. de Metternich achève ses negociations avec Mr. de Bassano. — Il ne fait plus difficulté sur rien. Il est facile sur toutes les formes. C'est evidemment un homme, qui a pris son parti!« und wie Metternich eintritt im fortwährenden grimmigen Auf- und Niedersteigen: „Sagen Sie mir doch, Metternich, wie viel Geld haben Sie denn von England dafür empfangen, gegen mich jetzt diese Rolle zu spielen? — Ich könnte vielleicht ein großes Vertrauen setzen in die persönliche Anhänglichkeit meines Schwiegervaters (!??), aber über die Politik seines Cabinets bestehe ich diesen Augenblick eine harte Probe. Diese Politik ändert sich niemals. Die Bundesverträge, die Vermählungen können ihren Gang etwas aufhalten, aber ablenken nie. — Nie verzichtet Oesterreich auf dasjenige, was es abzutreten gezwungen ist. Als Schwächerer nimmt es freilich seine Zuflucht zum Frieden, der ihm aber immer nur ein Waffenstillstand ist und bei dessen Unterzeichnung es immer gleich wieder an den neuen Krieg denkt. — — Schaut nur auf die letzten zwanzig Jahre. Nachdem es sich in sechs hitzigen Feldzügen mit uns geschlagen, entschließt es sich 1797 in Leoben nur darum zu einer Unterbrechung der Feindseligkeiten, weil ihm die Mittel fehlen, unsern Einzug in Wien zu verhindern. Ein Jahr später, als es mich und mein Heer in Aegypten weiß, 1798, beginnt es den Krieg alsogleich wieder und unterzeichnet 1801 den Lüneviller Frieden blos deshalb, weil die Hauptstadt den Siegern von Hohenlinden abermal offen steht. — 1805 glaubt es uns mitten in unsern Rüstungen zur

Landung in England überfallen zu können: aber diesmal verliert es Wien ernstlich und erfährt die beispiellos harten Schläge von Ulm und Austerlitz. — Es muß sich daher schon noch einmal unterwerfen. Kaum jedoch verfließen drei Jahre und schon sind alle diese tüchtigen Lehren wieder rein vergessen. Es sieht uns 1809 im tiefsten Spanien verwickelt und greift uns mit erhöhter Zuversicht an, und nur nachdem es Wien und die Wagramer Schlacht verloren, willigt es wieder in den Frieden. Jetzt glaubt es, die Würfel lägen ihm günstiger als jemals, und ihr seht, wie es sich gleich wieder als Feind erklärt.

Durch die Eröffnung der Ausgänge von Böhmen wird es den Verbündeten gestatten, die Stellungen des französischen Heeres zu umgehen, es in den Rücken zu nehmen, es von Frankreich abzuschneiden!! Mit einem Wort, Oesterreich kann Nichts vergessen. Es wird unser Feind bleiben, nicht nur, so lange es Verluste wieder zu ersetzen hat, sondern auch, so lange die Macht Frankreichs ihm neue Demüthigungen drohen könnte. Dieser Instinkt von Eifersucht ist mächtiger, als alle Interessen, als jede Zuneigung: daraus könnt ihr die Fruchtlosigkeit meiner Bemühungen beurtheilen.

Ist denn das System unserer Feinde nicht beständig feindselig gewesen? Wann haben sie uns je einen Frieden gewährt? Beständig mußten wir denselben erobern; wohlan, wir müssen ihn wieder erobern! Glaubt mir: derjenige, welcher den Frieden immer dictirt hat, kann sich demselben seinerseits nicht ungestraft unterwerfen.

Ich kann viel abtreten. Um den Preis eines allgemeinen Friedens würde ich mich gern schwächen. Das ist aber ganz anders bei einem bloßen Continentalfrieden. Hier ist der Frieden immer wieder nur ein bloßer Waffenstillstand, während dessen England unermüdlich neue Coalitionen anknüpft. Da alsdann Nichts geendiget ist, muß ich immer wieder neue Angriffe voraussetzen und so mächtig als möglich zu bleiben suchen. Ich will wenigstens nur so viel abtreten, als gerade sein muß, und keinen Fuß breit mehr. Das ist meine ganze Politik. — Ihr seht aber, wie gierig Oesterreich die Forderungen meiner Feinde steigert, indem es sich an ihre Spitze stellt. — Laßt daher euern Irrthum fahren und euch nicht länger täuschen durch die glatten Worte Metternichs."

Ebenso merkwürdig war die berühmte lange Unterredung in Dresden vom 28. Juni. — „Sie sind nun hier, Metternich! Seien Sie willkommen. Wenn Sie aber den Frieden wollen, warum kommen Sie so spät? Wir haben schon einen Monat verloren und Ihre Vermittlung wird beinahe schon allein dadurch feindselig, daß sie mit Gewalt unthätig ist. Es scheint, Sie finden es nicht mehr passend, die Integrität des französischen Reiches zu garantiren?? Nun gut; aber warum haben Sie mir dieses nicht früher erklärt? Warum ließen Sie mir dies nicht ganz aufrichtig sagen bei meiner Rückkehr aus Rußland durch Bubna oder jüngst noch durch Schwarzenberg? Viel-

leicht hätte ich dann noch Zeit gehabt, meine Plane zu modificiren. Vielleicht hätte ich sogar keinen neuen Feldzug mehr begonnen.

Sie lassen mich neuerdings die größten Anstrengungen machen und rechneten ohne Zweifel auf keine so schnellen Ereignisse .... Der Sieg hat diese kühnen Anstrengungen gekrönt. Ich gewinne zwei Schlachten. Meine geschwächten Feinde stehen auf dem Punkte, von ihren Täuschungen zurückzukommen; auf einmal schlüpfen Sie zwischen uns hinein. Sie sprechen mir von Waffenstillstand und von Vermittlung und ihnen sprechen Sie von Allianz und Alles geht in Verwicklung über.... Ohne Ihre unselige Vermittlung würde jetzt der Frieden zwischen mir und den Verbündeten geschlossen sein.

Welche Resultate hat der Waffenstillstand bis jetzt gegeben? Ich weiß nur von den zwei Tractaten von Reichenbach, die England von Rußland und Preußen gewann. Man spricht auch noch von einer dritten Macht?? Aber das müssen ja Sie besser wissen, Metternich. Sie haben ja Herrn von Stadion daselbst.

Seit Oesterreich den Titel eines Vermittlers annahm, ist es nicht mehr mit mir, ist es nicht mehr unparteiisch, ist es feindlich. — Sie waren im Begriffe sich zu erklären, als Sie plötzlich wegen des Sieges von Lützen doch einiges Bedenken trugen. Da Sie mich wieder so furchtbar sahen, so fühlten Sie das Bedürfniß, Ihre Macht zu vermehren, und wollten Zeit gewinnen ..... Jetzt stehen Ihre 200,000 Mann bereit; Schwarzenberg befehligt sie; er vereinigt sie in diesem Augenblick, hier in der Nähe hinter dem Vorhang der böhmischen Gebirge. Und nun, wo Sie glauben, mir befehlen zu können, nun suchen Sie mich auf! — Befehlen! — Und warum wollen Sie denn nur mir allein befehlen? Bin ich denn nicht mehr derselbe, den Sie noch gestern vertheidigten? Wenn Sie ein ehrlicher Vermittler sind, warum halten Sie denn nicht wenigstens gleiche Wage? .... Ich habe Sie errathen, Metternich! Ihr Cabinet will Vortheil aus meiner Verlegenheit ziehen und diese soviel wie möglich vermehren, um das, was es verloren hat, entweder zum Theil, oder ganz wieder zu gewinnen? Die große Frage für Sie liegt nur darin, zu wissen, ob Sie das Lösegeld von mir, ohne sich zu schlagen, erhalten können, oder ob Sie sich entschieden in die Reihe meiner Feinde stellen wollen?? Sie wissen selbst noch nicht recht, welche von beiden Parteien Ihnen am meisten Vortheile bieten würde? und vielleicht kommen Sie blos hierher, um darüber besser ins Klare zu kommen?? Auch gut! Wir wollen sehen, wir wollen unterhandeln. Wie viel verlangen Sie denn?"

Herr von Metternich antwortete hierauf: — „Der einzige Vortheil, nach dem der Kaiser Franz eifrig strebe, sei blos, den Cabinetten Europas jenen Geist der Mäßigung und Achtung für die Rechte unabhängiger Staaten einzuflößen, von denen er selbst beseelt sei." — „Sprechen Sie deutlicher, sagte der Kaiser, aber vergessen Sie nicht, daß ich ein Soldat bin. — Ich bot Ihnen Il-

lyrien, damit Sie neutral bleiben. Genügt Ihnen das? — Meine Armee genügt vollkommen, die Russen und Preußen zur Vernunft zurückzuführen, und Alles, was ich wünsche, ist nur Ihre Neutralität."

„O, Sire, warum wollen Sie in diesem Kampf allein stehen? (entgegnete Metternich lebhaft.) Warum wollten Sie Ihre Macht nicht verdoppeln? Sie haben über unsere ganze Macht zu verfügen. Wir können nicht mehr neutral bleiben. Wir müssen entweder für Sie sein, oder — gegen Sie."

Bei diesen Worten wurde die Unterhaltung stiller. Der Kaiser führte Herrn von Metternich in das Landkartencabinet. — Nach einer langen Weile erhöhte sich wieder Napoleons Stimme. — „Was, nicht nur Illyrien, sondern halb Italien und die Rückkehr des Papstes nach Rom! und Polen und die Räumung Spaniens! und Holland und den rheinischen Bund und die Schweiz! .... Dies nennen Sie also den Geist der Mäßigung, der Sie beseelt? Sie denken nur darauf, aus allen Wechselfällen Nutzen zu ziehen! Sie sind nur damit beschäftigt, Ihre Allianz von einem Lager in das andere überzutragen, um immer da zu sein, wo es Etwas zu theilen giebt, und Sie wollen mir von Ihrer Achtung für die Rechte unabhängiger Staaten sprechen? Im Ganzen wollen Sie Italien, Rußland will Polen, Preußen will Sachsen, und England will Holland und die Niederlande. — Mit einem Worte: der Frieden ist nur ein Vorwand. Sie wollen alle nichts Anderes, als eine Zergliederung des französischen Reiches! Und zum Triumph einer solchen Unternehmung glaubt nun Oesterreich, — sich blos erklären zu dürfen!? Sie verlangen hier die Wälle von Danzig, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Wesel, Mainz, Antwerpen, Alexandria, Mantua, der stärksten Festungen von Europa, deren Schlüssel ich nur durch Siege erhalten konnte, die sollen auf einen Federstrich vor Ihnen fallen! Und ich für meinen Theil sollte ganz gehorsam gegen Ihre Politik Europa räumen, das ich zur Hälfte besetzt halte, meine Legionen mit aufgerichteten Flintenkolben hinter den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen zurückführen und durch Unterschreibung eines Vertrages, der nur eine ungeheure Capitulation wäre, mich wie ein Narr meinen Feinden überliefern und mich, in Rücksicht auf eine zweifelhafte Zukunft, auf die Großmuth gerade derjenigen verlassen, deren Besieger ich heute bin!? Und dies geschieht zu einer Zeit, wo meine Fahnen noch an den Mündungen der Weichsel und an den Ufern der Oder wehen, wo meine triumphirende Armee vor den Thoren von Berlin und Breslau ist, wo ich hier mit 300,000 Mann stehe, will Oesterreich ohne Schuß, ohne Schwertstreich mich zu solchen Bedingungen zwingen? Das ist ein heller Schimpf, und der ihn ausspricht, ist mein Schwiegervater, und den er dazu schickt, sind Sie! (Hier gesticulirte Napoleon so heftig, daß sein Hut zur Erde fiel. — Metternich, in seiner leichten, graziösen Art, stellte sich so, als ob er es gar nicht gesehen, und machte noch weniger die geringste Be-

wegung, den Hut aufheben zu wollen, was noch drittehalb Monate früher ganz gewiß geschehen wäre.)

Rußland hat zwei wilde Kriegsjahre, es hat die Verwüstung seiner Provinzen bestanden, den Untergang seiner Hauptstadt. Oesterreich hingegen hat gar Nichts verdient. — Nichts würde mich mehr empören, als daß Oesterreich zum Lohne seines Treubruches, seiner Verbrechen, noch die besten Früchte und die Ehre der Friedensstiftung in Europa einernten sollte! In welche Stellung will denn der Kaiser Franz mich versetzen dem französischen Volke gegenüber?? Er irrt sich gewaltig, wenn er glaubt, ein verstümmelter, geschändeter Thron könne bei den Franzosen eine Freistätte sein für seine Tochter und für seinen Enkel!?" — —

* * *

* * *

Herrliche Kronen, wie die deutsche, die ungarische, die czecho-slavische und die der spanischen, sicilischen, lombardischen, transatlantischen Welten, hatten sich vereinigt oder verirrt auf das Haupt zweier, noch nicht zwanzigjährigen, castilianischen oder burgundisch-französischen Welschen, Carl und Ferdinand, — unwidersprochen, unangefochten, denn die sie bestreitenden Häupter der „alten und neuen Regenten," der hispanischen Städtemeister, waren bald kraft „göttlichen Rechtes" vom Rumpfe geschlagen, — in Böhmen erkauft, unter den Zapolyanern, durch Parteigeist und durch die Rache des alten kriegberühmten Palatins gewonnen. — Niemand ahnte, welches Unheil dies Zusammenzwängen so widerhaariger Bestandtheile gar bald für diese Reiche selber, für Deutschland aber und für die Dynastie, für das auf's alte Schweizer Habsburg $\frac{1740}{1780}$ vaccinirte französische Lorraine-Vaudemont haben würde?? Wie aber jene fremden Diademe *) wider die allgemeine Meinung, wider

---

*) An den Kaiser Franz. (Der Graf von Platen.)

Ohnmacht, Zerstücklung, jegliche herbe Schmach
War unser Loos, seitdem Du Germaniens
Reichsapfel nicht mehr wiegst in Deiner
Rechten, o Herr, und von uns verlassen,

Uns alle preisgabst schimpflichem Untergang!
Wohl that Erneurung unserem Reiche noth,
Doch nicht Zerstörung; tief im Busen
Trug es den edelsten Keim der Freiheit.

Du zeihst des Abfalls uns, des Verraths mit Recht;
Wir zeihen Dich, daß über die Alpen stets
Dein Aug' gekehrt war, daß Du Völker,
Deinem Germanien fremd, beherrschtest!

die angestammte Nationalität, fortan zu befestigen, zu nivelliren seien, war bald am Tage und liegt das Wort des Räthsels in einem einzigen Conferenzprotocolle, vom zweiten Ferdinand persönlich abgehalten und unterzeichnet, mit den Familienbotschaftern von Florenz und Madrid, vom Nuntius und Beichtvater und dem Cardinal und Statthalter von Mähren, Franz Dietrichstein und noch drei Consultoren der Jesuitenprovinz. — Die von Rom und Madrid gesendeten und ausgerüsteten Feldfürsten in Oberungarn, Boucquoy und Dampierre, waren höchst unvorgesehen und blutig, vor Neuhäusel jener, dieser vor Preßburg wider den Gegenkönig Gabor geblieben. — Albrecht von Wallenstein, der nachmalige Herzog von Friedland, machte aufmerksam, wie allgemein günstig der Umschwung der katholischen Waffen, und wenig in Folge desselben noch zu berücksichtigen und zu schonen sei,

---

Einst griff sogar nach spanischem Ehering
Habgierig Oestreich; doch es erwarb sich nur
Deutschlands Verlust. — Sein fünfter Karl war
Unser Verderben und ganz Europa's!

Jedwedes Unheil, welches die Welt betraf,
Floß aus der Brust ehrsüchtiger Könige,
Die, unbefriedigt durch das Erbtheil
Ihres Geschlechts, in die Fremde schweiften.

Vergebens hoffst Du, daß der Lombarde je
Dich lieben lernt, daß je es der Pole lernt!
Wohl schleifte Mailand Barbarossa,
Aber es blutete Conradin auch.

Gieb Deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz,
Dann wird fürwahr, frohlockenden Jubelrufs,
Dein wahres Volk aufnehmen seinen
Alten und kummergebeugten Kaiser!

Wer Sklave Moskau's wünschte zu sein, er bleib's!
Wir möchten frei sein, einig und groß; zu uns,
Die Dein in Sehnsucht täglich warten,
Kehre zurück, o geliebter König!

Baschkireneinfall halte von uns entfernt;
Dann beut in Freundschaft Deinem erneuten Volk
Das neue Frankreich auch den Handschlag
Ueber dem heiligen Sarg in Aachen! —

selbst auf der bedenklichsten und schwierigsten Stelle. — Der einzige Fürst Eggenberg murrte in den Bart: „gar so leicht müsse man sich die Sache doch nicht denken! Zwar wollten die Ungarn Nichts, als ihr altes Herkommen und Recht: nur das Verletzen, mit Füßen treten und Schänden all und jedes Achtungswerthen hätte die stolzen und kriegslustigen Magyaren abermals so sehr in Harnisch gebracht. Wolle man dies schreiende Unrecht abstellen und die Ungarn ihres alten Rechtes versichern, so könne man bauen auf 30,000—35,000 Mann; es würde sich die ungarisch-kroatisch-illyrische Nationalmacht auf des Kaisers Seite stellen und seine Hausmacht bedeutend erhöhen, sogar starken Zuzug herbeiführen an selber und aus den gemischten Schwärmen selbst von Deutsch-Protestanten und von geworbenem Volk aus der Grenze.“

„Das sind ja nur eitle Possen!“ entgegnete der Botschafter Graf Ognate und sein stolzer Sohn, — wird nur der Zweck im Großen erreicht, stellt ja der katholische König mit Freuden noch andere 40,000 Mann und verschafft aus Krakau eine nicht geringe Zahl Tataren und Kosaken und polnischer Towarczicz auf eine Reihe von Jahren: — Krieger, wie sie schon öfter das Marchfeld und Steinfeld verwüstet und die Gassen Wiens durchsprengt haben! — Die Hauptsache bleibe immer und ewig, die Ruhe von den Türken zu kaufen und durch sie die Malcontenten, die Andersglaubenden zu gleicher Ruhe zu zwingen. — Der oft erwähnte Kammerpräsident Zichy habe auch ganz gute Canäle zu den Moscowitern und Rußniaken, zwar nie in der Hauptsache und zum Hauptstreiche, wohl aber durch die Theilung der Parteien und durch Spaltungen zwischen den Altgläubigen, den streng schismatischen und dann wieder den armenischen, ruthenischen und lateinischen Griechen. — Sei denn das Beispiel Hispaniens ganz verloren, das aus allseitiger, völliger Haltungslosigkeit, Provinzialism und Separatism endlich doch in die völligste Centralisation und Willkürherrschaft übergegangen sei? — Vor Allem müsse man jenen Barbaren stets deutsche, welsche, spanische, wallonische, irische Gubernatoren setzen, denen Sprache und Sitte sogar völlig fremd seien, bei denen die Ungarn niemals ein Recht fänden

und die selbe gewaltthätig oder mit aufreizender List und Wortbruch also plagen und drücken, wie solche Naturen es am allerwenigsten aushalten. Wendeten sich diese Wilden deshalb nach Wien, so dürfe vor Allem der Kaiser (der gutmüthige Gnome von Ferdinand und das gleichgesinnte Söhnlein Leopold, dieses Decoct und Consommé eines Jesuitenprocurators und Provinzials) aus der monotonen Ruhe des Oratoriums und der Sacristei ja nicht herausgeschreckt werden. — Alle, selbst die unruhigsten, den Krieg nur um des Krieges, um seiner Wechsel, Genüsse und Schätze willen liebenden Gladiatoren und Spartacus-Jünger dürften der eben damals tagtäglich allgemeiner wogenden und brausenden Idee ja nicht nachhängen: „daß die schon allzulang in den Gräueln der Religions- und Bürgerkriege geschliffenen Waffen jetzt endlich einmal mit aller Macht zu dem intent möchten employiret, vor allen den Gräcis der Weg möchte gezeigt werden, wie sie bei jetziger Gelegenheit und augenblicklich, wo der großtürckh mit den Persianern*) so starkh impegniret und all sein macht dahin wenden thuet, sich wieder aus demselben schweren Joch und Dienstbakeit cheftens wiederum möchten herausreißen."

Doch kein Halt an solch christlichen und menschenfreundlichen Ideen! Die Wiener diplomatischen Agenten, Kufstein und Lustrier, verriethen sie vielmehr über Hals und Kopf dem schlauen und thätigen Emissär des Zichy, Szombáthelyi István, und dieser jene Anschläge Bethlens dem Reis Effendi. Alsbald verlautbarten wiederholte Hinrichtungen den Gang der Sache und bald entledigte man sich in Wien des in einem halben Hundert hitziger Schlachten und Treffen unverletzt gebliebenen Siebenbürgerfürsten und Gegenkönigs Gabriel Bethlen (»Electus regni Hungariae«) durch den dienstfertigen und geübten Tribauer Wassersuchtsdoctor, ebenso wie seines gewaltigen Oheims Botskay durch die sympathetischen Pulver und Arcana des Leutschauer Abdeckers. — Alsbald und doch zu spät landete nun am hundertsten Gedächtnißtage der Augsburger Confession des

*) Murad IV. statt die Donau herauf, gen Wien, vielmehr vor Bagdad, gegen den großen Schach Abbas.

zuerst überlisteten, dann vergifteten Bethlens Schwager, der große Gustav Adolph mit seinen Schweden auf der Insel Rügen und an den pommerschen Küsten. —

„Die spanischen Streitkräfte (fuhr der Botschafter eifrig fort) seien weder durch die ungeheure Vertreibung der Moriskos, noch durch den glücklichen Abenteurerkrieg der Geusen, noch durch die Gährung mit Portugal und beiden Sicilien*), noch unter des Basken, Catalanen und Aragonesen, noch im Veltlin und Graubündten (Hohenrhätien) gehemmt und zurückgehalten und der Zweck und die Stärke des Bundes gegen die Rebellen gebrochen. —— Wahrhaft nachtheilig und von augenblicklichen bösen Folgen sei nur Alles, was die Macht und selbst den Schein der Macht bei den protestantischen Ungarn vermehre und stärke, wodurch die Magyaren »nimis locupletes fieri possent;« das „Anmessen böhmischer Hosen,“ das „Ausrupfen der ungarischen Hoffartsfedern,“ das sei die Hauptsache. Es dürfe z. B. ja Nichts übersehen werden, einen Hauptschlag auf sie zu führen, ihnen die Pulsader des Lebens und der Kriegsmittel entzwei zu schneiden zur tödtlichen Verblutung, so z. B. der für den Danziger, polnischen und russischen Verkehr so wichtige, Arm und Reich, Jung und Alt verlockende Jahrmarkt von Sintau an der Waag. Hier käme ungeheurer Reichthum an Produkten zum Austausch und ganze Haufen von Gold zusammen. In den blutigen Händeln, die dort gewiß nicht ausbleiben, erblühten Gelegenheiten genug, über die wildentzweite Menge rücksichtslos und blutlechzend herzufallen und, nach dem Ausdrucke des Ambassadeurs Ognate, Nichts zu verschonen, „was der ungarischen Sprache mächtig, über eine Elle hoch und über zwölf Jahre alt sei!?“

Ob in Folge dessen das (wie es schien, nur zum Hohne) vom Himmel so begabte, so reich gesegnete Ungarland noch durch eine Reihe von Jahren oder von Jahrzehnten durch Zwietracht und Bürgerkrieg aufgehalten, gehemmt, verwüstet werde, daran sei dem alleinseligmachenden, durchaus parallelen Absolutism und Ka-

*) Massaniello, Bedamar, Fuentes, Rohan.

tholicism blutwenig gelegen! — Nur so würden Willkür und concentrisches Wirken ihren spitzen Grenzpfahl alle Jahre tiefer, fester, weiter hinein in den gelockerten Boden schlagen! — Sei es ja in der durchaus verwässerten und angegönnten Congreßzeit von Wien und Aachen bis Laybach, Troppau, Verona, Lemberg und München-Grabenetz dahin abgezielt gewesen und eben so gegangen!? Die Bonaparte'sche Universalerbschaft von Treubruch und Willkür auf den Wiener Ministercongressen, die Bündnisse der Fürsten gegen ihre eigenen Unterthanen und zum Meineid an ihren altgeschichtlichen und neuvertragsmäßigen Rechten (ihre Veröffentlichung durch den Druck war freilich eine höchst unwillkommene surprise), sprächen sie etwa nicht laut genug trotz aller Verheimlichung, Unterdrückung, Beschlag- und Wegnahme?? — »en toute proprieté et souveraineté« sei im Deutschen sogar unübersetzbar und vor dem schmachvollen Preßburger Frieden ganz unbekannt gewesen, wo es den deutschen Fürsten der Judaslohn geworden, dafür, daß sie dem Soldatenkaiser Deutsche wider Deutsche auf das Schlachtfeld zugeführt!"

Die Metternich-Zichy'sche Mischung von osmanischer Willkür auch in Connivenz und Gunst, wie in Ungunst und arbiträrer Strenge, in Anforderungen, Voranstellungen und von Geldsubsidien ohne Reichstag, hatte mit den Umgriffen in Italien von Messina bis an die Apenninen und Alpen $\frac{18}{18}\frac{22}{26}$ trotz so vieler Zurechtweisungen unter den abwechselndsten Larven fortgedauert und nach dem Winde sich gebogen und gebeugt oder theilweise vorwärts getrieben. — Doch war es ein Zichy gewesen, der in seinem Parke zu Ziffer an der Waag einem Unterhändler der Krone, welcher jene constitutionswidrige Geld- und Mannschaftserpressung mit dem Bedürfnisse des Augenblicks entschuldigen und nicht mehr davon geredet wissen wollte, — Carl Zichy war es, der ihm kurzweg entgegnete unter seiner berühmten „Rákoczylinde": »non dimittitur peccatum, nisi restituitur ablatum!« welche derbe Kürze dem alten Kaiser Franz so wenig gefiel, daß er darauf entgegnete: „Da schaut's, der red't gar mit mir, wie der Beichtvater mit dem Dieb!" — Diese mit der Julirevolution

ziemlich coincidirende dritte Ehe Metternichs brachte eine kaum begreifliche Mischung von Leidenschaftlichkeit in Local- und Familieninteressen Ungarns an die Tagesordnung. — Metternichs heillose Wirthschaft mit den in den verworfensten Polizeiintriguen, in den endlosen diplomatischen Ränken, Bestechungen und Vertheilungen vergeudeten Staatsgeldern, die ihm die in den Hauptquartieren von Rötha (vor Leipzig) und von Brienne (October 1813 — März 1814) von Kaiser Franz ausgestellte carte blanche preisgegeben hatte, war zum Entsetzen und zur Todesangst des geheimen Oberzahlmeisters Mayer bis zu Franzens Hinscheiden (1. März 1835) ohne eine Zeile Metternich'scher Quittung oder Empfangscheines, nur allein auf die geheime Cabinetscasse, über dreizehn Millionen Gulden angewachsen, — bis endlich nach Kaiser Franzens Tode, nach beharrlichem Widerspruch und Widerstande der Fürstin und seines nächsten innern und äußern Anhanges, die Zurücknahme jenes orientalischen Unfuges durch die allgemeine Empörung des Publicums, durch den Unwillen der Erzherzoge, vor Allem durch Kübecks Mannhaftigkeit, statthatte. — Das Haus Metternich war ursprünglich arm und die bevollmächtigte Ministerschaft bei den drei rheinischen Kurfürsten machte es wahrlich nicht reich. Fetter war die Zuordnung zu den großmüthigen Generalgouverneurs Belgiens, zu so vielen erlaubten, reichen, auch überreichen Quellen, deren ordentliche, planmäßige, nicht das Ei und die Henne mit einander verzehrende Ausbeute Niemandem spröder versagt schien, als Vater und Sohn, Franz Georg und Clemens Metternich. — Niemand auf Erden dictirte, meisterte, musterte und kanzelte Andern conservativer und wirthschaftete für sich selbst corrosiver und destructiver, als Clemens, der Sohn, aus innerer angeborner Lust an aller Verflüchtigung, aus Haß gegen alle Gebundenheit und Beständigkeit: dabei der rechte Oberpriester einer endlosen Stabilitätspredigt. — Ordnung und Evidenz in den Finanzen war ihnen Beiden, Vater und Sohn, ungleich widerwärtiger und verhaßter, als die tollste Vergeudung und strafbarste Beamtendieberei und prasserischer Weiberlug und Trug gegen sie selbst, als ein anderes Gegentheil, als ängstliche und gewissenhafte Ordnung und Treue eines Dieners, dessen sie

sich, zumal wenn er von ihnen selbst Aufschlüsse und Belege begehrte, baldmöglichst in gütlicher Weise entledigten. — Hübsche und wohlredende Frauen, Schwestern und Töchter mit ihren vom Himmel verliehenen Naturreizen involvirten hierin freilich wesentlich mildernde Variationen. Dem alten Fürsten Franz Georg konnte man einen größeren Gefallen nicht erzeigen, als sich für einen Bastard von ihm auszugeben und mit großartiger Unverschämtheit Geld und Gut aus diesem Titel von ihm anzusprechen. Clemens der Sohn verlangte aber doch dazu die Unterlage einiger Probabilitäts-Stammbäume, wie auch sein Gentz, der seine Impotenz wohl erkannte und auch eingestand, doch stets sehr geschmeichelt war über alle ihm zugewälzten Paternitäten von unantastbarer Blondheit. — Einen treuen Vertheidiger voll Rechtlichkeit und gesunden Menschenverstandes hatten die Metterniche dennoch inmitten der nichtswürdigen Prellereien gefunden an dem würzburgisch-toscanischen Geschäftsträger von Odelga, der sie mancher nichtswürdigen Ueberlistung, frechen und durchaus lügenhaften Ansprachen erledigte und später beim Verkaufe von Staats- und geistlichen Gütern die schönsten Gelegenheiten benutzte, auch durch ohnschwer erworbene und belassene Darlehen große Summen festgestellt hat. Wer wollte hier noch reden von den französischen Contributions- und Entschädigungsmillionen, von den endlosen Reluitionen und Arreragen, — von den Metternichisch-Rothschild'schen Theilungstractaten und Cours-Auf- und Abdrücken, von den Deutschlands Wehrstande so lange Jahre vorenthaltenen Festungsmillionen?? Wer möchte die in dreißig Friedensjahren unübersehbaren ostensibeln Geschenke, seit Sevres »service pour service« 1810, wer alle die bezahlten oder herabgehandelten Pariser, Gitschiner, Reichenbacher, Töplitzer, Frankfurter ꝛc. Friedens- und Loskaufs-Uebereinkünfte, Bußgelder gleich den Ochsenhausen'schen, wer möchte alle die Evacuations-, Ausgleichungs-, Erwerbe- und Schifffahrts-Millionen zählen, die wohl in die Hunderte betragen, wo es aber gar zu häufig hieß: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ oder: „Unrecht Gut gedeihet nicht!“ (mit wenig Ausnahmen.) — Eine der solidesten, gerundetsten und der reichlichsten Meliorationen fähigen, zu den günstigsten Bedingun-

gen gemachten Erwerbungen war die ehemalige böhmische Prämonstratenserabtei Plaß im Pilsener Kreise, wenige Meilen von Prag und von der Grenze, mit ihrem mächtigen Reichthume an Eisen und an den herrlichsten Waldungen, deren Holzreichthum auf drei verschiedenen Wässern bis nach Prag schwemmbar wird.

In der mailändisch-lombardischen Glanzepoche des Barbarossa gestiftet von seinem Freunde König Wladislav zur Errettung aus so vielen Mailänder Gefahren und Nachstellungen, würde Plaß von Prinzen und Großen so freigebig bereichert, daß die Zahl der frommen Brüder daselbst, fast fabelhaft, bis auf ein halbes Tausend stieg, daß die Przemysliden häufig Hof- und Jagdfeste dort hielten und neue glänzende Stiftungen aus Plaß nach Gredit, Wellehrad, Königsthron rc. entsendeten. — In den Hussitenwirren und in ihren utraquistischen, taboritischen und Picarden-Nachwehen litt Plaß verhältnißmäßig wenig durch Zizka, durch die beiden Procope und durch den großen Podiebrad. Desto mehr Gunst und Glück erwarb es aber in dem sonst so schrecklichen dreißigjährigen Kriege durch treue Aufopferung für den König Ferdinand gegen den „Winterkönig" Friedrich V. und seine Verfechter, den Thurn und den Mannsfeld. Noch lohnender war Plaß die glückliche Verborgenheit und liebevolle Pflege des aus den Fenstern des Prager Schlosses mit dem Slawata herabgestürzten Ministers Martinitz und die großmuthvolle Sorge, womit der Abt Georg Wasmuth den wichtigen Waffenplatz Pilsen dem Kaiser erhielt.— Im Juni 1785 fiel Plaß mit so vielen andern Klöstern durch Joseph II. das Loos der Aufhebung anheim und es blieb durch Jahrzehende eine Religionsfondsherrschaft. Im Jänner 1826, der Epoche der großen Krankheit des Kaisers Franz, kam der fette Bissen um wohlfeilen, nach einem Vierteljahrhunderte noch nicht einmal bezahlten Kaufpreis und mit wiederergänzten Zubehörden und wegverschleuderten Parcellen an den Fürsten Metternich mit seinen großen, in neuer Zeit bestgeschonten Forsten und Waldungen, Teichen, Steinbrüchen, Steinkohlenlagern, Eisen-, Alaun- und Vitriolwerken. Der Fürst war in diesem Ankaufe (so weit er überhaupt baares Geld wirklich dafür bedurfte und ausgab??) reichlich unterstützt durch mächtige Summen des

vielfach restaurirten, vielfach behüteten und gemehrten steinreichen Hauses Modena-Este! — Freilich war die steinerne Beatrix eine große Schuldnerin (von den alten Mailänder Tagen gar nicht zu reden) für die Bonaparte'schen Anfänge $\frac{1796}{1797}$, für die Heirath des Kaiser Franz mit ihrer herrlichen Tochter Ludovica unter Umständen, die manchen mittelalterlichen Leibarzt zu schlimmem Tod oder in eine noch schrecklichere Oubliette hätten bringen können, für so manche Sünden und lächerlichen Ambitionen ihres classisch-dummen und gemeinen Erstgebornen Franz und für die äußerst folgenreichen, auf keine Weise zu entschuldigenden oder zu beschönigenden enormen Fehler zweier sehr ausgezeichneten Söhne, Ferdinand und Maximilian, von Ulm, Ràszin und Warschau (des spätern galizischen Gräuelvulkans nicht zu gedenken), der lächerlichen Farçe „Saragossa in Wien," der Jesuitenthürme bei Linz und der mit dem Zeitgeiste so grotesk contrastirenden hanswurstischen Restauration des deutschen Ordens! —

* * *

Bei der Wiederherstellung der so vielseitig lebensvollen diplomatischen Verhältnisse der Wiener Staatskanzlei nach Josephs II. Ableben für's gesammte deutsche Reich (die schon beim bayerischen Erbfolgekriege sehr alterirt wurden und wie viel mehr noch in Josephs erbländischen und auswärtigen Neuerungen?) fielen freilich diejenigen Stände vorerst zu beachten, die das Wiener äußere Ministerium als vorgeschobene, etwa wohl auch hie und da verlorene

Schildwachen, Observations= und Kundschaftsposten, auch Sammelpunkte betrachtete: die drei geistlichen Kurhöfe des Rheins, Mainz, Trier und Cöln, die Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg, die siebenzig Reichsstädte, die Kreisbezirke und kleinen Territorien, vor Allen die unmittelbare Reichsritterschaft und die fürstlich Thurn und Tarisschen Posten!! — Diese Posten waren dem Hause Oesterreich von gar nicht zu berechnender Wichtigkeit, sie gewannen bessere Localorientirung und entschiedenere Superiorität, als manchmal alle Staatsklugheit und selbst als die Waffen. — Sie gehörten mit in die Rüst=, Kunst= und Wunderkammer Max' I., die er aus den Niederlanden nach Deutschland hereingeschwärzt und mittels deren er, durch Tyrol, Belgien mit Mailand, ja mit Neapel verbunden, den Sforzaischen Verbrechen und der spanischen Allianz den stärksten Kitt gegeben in den Bourbonisch=Pescarischen, Moronischen Verräthereien, und die dem argwohnvollen aragonischen Ferdinand eine Gabe vom Himmel gedünkt hatte! — Dies war der große Vortheil unmittelbarer und schneller Communication entlegener Reiche: aber ein paar Mal trat die sogar unvermuthete Entdeckung hinzu einer reichlichen und jetzt verläßlichen Espionage, die keine Gesandtschaften zu erreichen, zu ersetzen oder zu überbieten vermöchten: nämlich durch das umsichtige Eröffnen und Aufzeichnen der arglos transitirenden wichtigen Correspondenzen fremder Fürsten und Feldherren. — In den flamändischen Intriguen, in den Mailänder treulosen und blutigen Anschlägen finden wir diese wenig Kopfbrechen kostende und doch so mächtige Perfidie schon im vollen Gange. — Im schmalkaldischen Kriege kam diese Satanskunst von Spaniern und Jesuiten tief nach Deutschland herein, und selbst vertraute Oberfeldherren, wie der herrliche Lazarus Schwendi, verklagen den Taris'schen Postdirector Viechhauser, daß er ihnen Correspondenzen „vorbehalten und aufgemacht!" — Wie aber Oesterreich als Kaiser von so Vielem, was es als solcher in Deutschland eingeführt, die Erblande, wenn auch gesetzwidrig, stets frei zu erhalten gewußt hat, gab es auch sein neues Landpostmeisteramt dem neufürstlichen Hause Paar und schloß Thurn und Taris auf immer davon aus! — Nur hatte dieses in

Wien seinen bevollmächtigten geheimen Rath und sein Centralbureau, das, mit einer gerade jetzt unter Joseph II. von Kaunitz auf die höchste Stufe gebrachter polizeilicher und inquisitorischer Vollendung, mit der Wiener Polizei und mit des Kaisers eigenem innersten Cabinette eng zusammenhing. Es hieß etwas später „das Chiffrecabinet“ und war in der Kaiserburg selbst in dem auf den Josephsplatz hinausgehenden Viereck, „die Stallburg“ genannt, wo zugleich die Verfassung und die Auflösung aller diplomatischen Chiffren von Pariser und neapolitanischen Adepten auf eine noch nie erhörte Vervollkommnungsstufe begonnen und unaufhörlich getrieben worden, über die freilich manche der größten Calculateurs den Verstand verloren, die überhaupt mit ihren Familien ein sorgenfreies und reichliches, aber das traurigste Leben gleich Staatsgefangenen führten. Sie standen unter schärfster Polizeihut: man wußte genau, was sie depensirten; ob sie Vergnügungen liebten; wer sie besuchte, ihre Söhne und Töchter? — Am liebsten, wenn Staatskanzlei, Cabinet, Chiffrecabinet unter sich am meisten zusammenkamen und gewissermaßen einen geschlossenen Cirkel bildeten. Einer fremden diplomatischen Person, die sich einzuschleichen versucht hätte, wäre es schlimmer ergangen, als einem entdeckten Taschendiebe. — Der Polizeibogen mit dem Morgenrapport über die Stallburg und die Staatskanzlei auf des Kaisers Arbeitstisch zeigte immer auf einen Blick, wo jeder der vertrauten Arbeiter Tags und Abends vorher gewesen war. Die Sache hatte ihre pythagoräisch-militärische, bewundernswerthe Einrichtung. — Talleyrand, der diese Partie besonders liebte und verstand, schickte öfter Anfragen und verfehlte Auflösungen, und während der zwei Monden französischer Occupation Wiens $\left(\frac{\text{13. Novbr. 1804}}{\text{13. Jänner 1805}}\right)$ hinkte er wie oft von der Gräfin Rombeck, Louis Cobenzls Schwester, in die Stallburg herüber. — Leider aber auch an Ehre und Gewissen wurden die Arbeiter mehrfach gekränkt, da sie öfter genöthigt wurden, Correspondenzen zu „suborniren“ (zu schmieden, oder in der Copie zu verfälschen), was in Paris sehr früh, in Wien unter Kaunitz, Cobenzl ziemlich selten und zumal unter Stadion sehr selten, aber noch sehr spät in demagogischen, in carbonarischen, Metternichisch-Münchisch-

Sedlnitzky'schen Umtrieben häufig geschehen ist, wo von Wahrheit, von Ehre und Gewissen längst keine Rede mehr war.

Das Furchtbare an der ganzen Sache war die altvenetianisch-strenge Unterordnung und Verbindung des Chiffercabinets mit der geheimen Polizei, mit ihren politischen Spürereien und die Verbindung mit der französischen Polizei in Paris und Lyon, wobei Villèle den eifrigsten Beistand leistete, selbst mit der Fürstin Metternich noch in ihren letzten Lebenswochen conferirte und in den Freimaurerverbindungen, namentlich in der Loge „vom Orient" (in der auch die spanischen Logen, den Großmeister Arguelles el Divino an der Spitze), viel Spielwerk alter Kinder getrieben und wie in Piemont, durch den nichtswürdigen Prinzen von Carignan Hunderte unglücklich gemacht wurden. — Mehrere Officiere, die Carl Albert als Alter Ego schriftlich zu Dem und Jenem angewiesen, ließ er in der Folge (sein Papier in den Händen) hinrichten. Das Metternich-Ouvrard'sche Gold konnte ihn nicht weißbrennen, als er den Trocadero von den feigen und feilen Cortes erkaufte. Erst Spanien und Italien (Mailand, Neapel) haben der Metternich'schen Hofpolizei diese Ausdehnung, diesen Charakter gegeben. — Wahnsinnige Summen flogen dafür hinaus, die Steuern stiegen fort und fort bis in die Wolken: — Executionen, Güterverkäufe, Tumulte, Bauernkrieg, qu'importe? — „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht": — jetzt ist er gebrochen!

Durch ganz Deutschland theilten sich die Taxis'schen Postbureaus in Postlogen und Nichtlogen (mit dem Wiener Chiffrecabinet Verbundene und Nichtverbundene), Logisten und Nichtlogisten. — Erstere waren zugleich gut besoldete und numerirte Beamte des Wiener Chiffercabinets, in welchem auch der ganze Reichthum der Chemie, Mechanik und sinnreichsten Kochkunst auf der Retorte entfaltet war. — Uebrigens wurde Wiens Hauptpost Schlag sieben Uhr geschlossen und ging scheinbar ab: die respectiven Felleisen fuhren aber rasch zum Chiffrecabinet in den geschlossenen Hof der Stallburg. Hier wurden die verdächtigen Gesandtschafts-, Bankiers- und sonstigen auswärtigen Correspondenzen blitzesschnell und umsichtig ausgesucht, gemu-

stert, geöffnet und abgeschrieben, was fast immer bis über elf Uhr, oft bis ein Uhr dauerte; dann erst fuhr die Post wirklich ab.

Die Polizei legte ihren Nachtrapport über die Gesandtschafts-orgien, über geheime Conferenzen und Winkelverständnisse über etwa neue Liebschaften und Anhäkelungen des „Diplomatenpacks" dem Chiffercabinetsberichte bei, und beide Fascikel, auch über alle verdächtigen Häuser, schickten in der jüngsten Zeit, etwa von Carlsbad bis zur Julirevolution ($\frac{1819}{1830}$), die Hofräthe Cronenfels oder Eichenfeld meist noch dem aus seiner Siebenuhrmesse kommenden Kaiser in sein Arbeitscabinet hinüber, der nun daran sein großes Morgenplaisir hatte und seine joyeuse entrée in der Intriguenwelt, wie man ihn und seine größern Vorgänger glauben gemacht: denn nicht nur der gerne finassirende und intriguirende, allen Lüsten ergebene Leopold, sondern sogar Joseph unterhielt sich mit Nichts angelegener und lieber, als mit Polizeikünsten jeder Art. — Eine eiserne Maske, ein Casanova konnte bei ihm alles Andere verdrängen und beschäftigte ihn weit mehr.

Was aber der Sache die höchste Bedeutung gab, war, daß die Taxis'schen Logen über ganz Deutschland, von den baltischen Küsten bis Ostende und durch's ganze Innere, ein jedem Staats- und Familiengeheimniß in die Länge unentrinnbares Netz spannten!! Freilich blieb dieses nicht lange verborgen durch die Wichtigkeit und Größe der Entdeckungen, z. B. seit Leopold I. über alle die Intriguen zur spanischen, zur polnischen, zur schwedischen Königswahl, oder viel später über den ganzen Verkehr zwischen Berlin und Petersburg wegen Polen und im Türkenkriege, die der Postloge zu Mainz 1772 in die Hände gefallen, wo der unkluge, heftige Herr von Dietz residirte, auch noch schreiendere Fälle. Deshalb wurden auch schon früh Territorial-Posten angelegt und die Taxis'schen streng ausgewiesen von Preußen, von Sachsen, von Hannover. — In geistlichen Staaten, bei der Hanse, in Reichsstädten, wie Augsburg, Nürnberg, wo immer Wiens Reichs- und Kreisgesandte ihren Schild darüber halten und die Ruthe schwingen konnten, in den vielen, oft trefflich gelegenen Gebieten der Reichsritterschaft blieben sie unange-

tastet, ja sie operirten nicht einmal immer vorsichtig und decent. — Oesterreich that Alles, sie zu erhalten oder einzudrängen. Freilich gingen 1805 durch die Riesenschläge von Ulm und Austerlitz die vordern Reichskreise endlich ganz verloren und der Preßburger Friedensschmach folgte allzubald der Rheinbund. Aber nach acht Jahren, wo die Taxis wieder Fuß faßten gleich Raubvögeln (1814), war wieder die alte Geschichte, und es hat z. B. das Frankfurter deutsche Haus die Rolle der ehemaligen von der Wiener Stallburg übernommen, beim Attentate den Wiener provocateurs, Naderern und Pilaten gut vorgearbeitet, anderer solcher Logen nicht weiter zu erwähnen, die, wie der Influenzpunkt Eisenach, die besten Dienste gethan.

Zwei Cabinetsbeamte stieß der große Friedrich von sich, weil er einige polnische Geheimnisse möglicherweise gar nicht anders als durchaus durch sie verrathen glauben konnte: und selbst Joseph verwundete sich mit dieser seiner eigenen Waffe, ganz irrthümlich, grausam werdend gegen seinen unschuldigen, durch Geist, Manier und Gestalt ausgezeichneten Cabinetssecretär Günther und dessen hochbegabte unglückliche Geliebte (Rahel Eskeles-Flies). — Es war ein eigenes, alleinseligmachendes, allein legitimes, katholisch-austriakisches Indigopulver, womit die Leute selber sich ganz unvermerkt im Schnupfen, Schnauben und Rauchen blitzblau anlaufen ließen und mit sehenden Augen hartnäckig blind wurden!! So waren noch in Carlsbader Zeiten alle sächsisch-hannöverschen Warnungen vergebens. — Die sächsischen Herzoge, voran Weimar, führten Taxis wieder im Triumphe zurück und die alten Brints-Berberich, Lilien, Westerhold'schen ꝛc. Escomotagen retournirten ad majorem dei gloriam, zum Hohnlachen alle der Metternich-Münchisch-Sedlnitzky'schen „Götter des Erbrechens" und altvenetianischen Löwenmäuler.

Die Wiener Reichskanzlei hat (es mochten nun Gauner an der Spitze stehen, wie Leykam, Lassolayee, Hügel, mitunter Borie, selbst Fahnenberg, — oder edle Tugendspiegel, wie der letzte deutsche Referendar Baron Peter Frank) aus dem gesammten Deutschland Millionen auf Millionen in den Schlund des Wiener Staatsbanko ge-

zogen, von Hoch- und Domstiftern nicht nur, sondern auch vom Rhein, der Lahn und Saar, von den größten Familien, nach dem Luneviller Frieden durch die Thugut-, Limpens-Saurau'schen Arrosements, durch die plötzliche Unaufkündbarkeit, durch das Zahlen (selbst der Interessen) in dem nichtsnützen Papier, statt in Münze, durch die Interessenherabsetzung, durch alle kleinlichen und frechen Beutelschneidereien des Carl Zichy'schen Finanzministeriums, des O'Donnel'schen Edictes gegen Gold und Silber und jenes großartigen Ritornells der heiligen Schuster Crispus und Crispinus, vom „Stehlen der geistlichen Güter und Beschuhen der verschwendeten Staatsgüter durch selbe!!" — Einen eben so großen Einfluß, wie die Taxis'sche Post, übte an hundert und hundert Orten die freilich durch die preußische alsbald in großer Keckheit beeinträchtigte Reichswerbung. — Wie durch den Reichsadel eine Schule der trefflichsten, bemittelten, gebildeten Oberofficiere, so erhielt Oesterreich eine unschätzbare Schule von Unterofficieren für die damals noch ziemlich wilden und bei der empörenden barbarischen Behandlung wahrlich nicht gebildeten slavischen, ungarischen, wallachischen Truppenmassen. — Doch bleibt Oesterreich die Ehre: solche Gräuel und mehr als holländischen Seelenraub hat die österreichisch-kaiserliche Reichswerbung sich niemals zu Schulden kommen lassen, wie diese das Salz und Brod der preußischen auf allen Stationen ausgemacht haben.

Post und Werbung boten einander an den Stellen, wo Straßenzug und Ortslage sie zusammenführten, überraschend die Hand. Wie viel ächt deutsches Wesen und nach Umständen Lebensglück und freie Bewegung durch dieses barbarische Philisterthum österreichischer und preußischer aufeinander gestützten Polizeikünste verloren gegangen, möge das folgende Exempel einer einzigen Couriersexpedition lehren.

Die preußischen Ziffern (deutsche und französische) waren längst aufgelöst, die österreichischen meistens wohl auch; doch gab es noch mehrere, die es nicht waren und es auch gar niemals geworden sind. — Die preußischen Cabinets-Couriere, bis auf zwei, waren schon unter der Oberleitung des hierin Josephs vollstes Vertrauen

(selbst pecuniär) genießenden Hofraths, Polizeidirectors der Residenz, Joseph von Beer auf Lebenslang versorgt, verführt, bestochen. Auf der Einbruchsstation bei Pirna war ein eigens nach allen möglichen Rücksichten neu erbautes Häuschen, eine nur den Postbeamten zugängliche Filiale des Wiener Ziffercabinets, von mehrern Beamten desselben bewohnt, die sogleich den längst mit Ungeduld erwarteten Berliner Courier und sein Felleisen in Beschlag, letzteres gleich mit ihm in ihre Postchaise nahmen, im raschesten Fahren, auch sehr kurzen Zwischenräumen Ruhe, es operirten, lustrirten, copirten. Diese Künste alle waren auf dem Giebel des scharfsinnigsten und ruhigsten Raffinements. — So ging es fort bis in ein detto geheimnißvolles sogenanntes Mauthhäuschen außer der letzten Poststation vor Wien — Langenzersdorf — wo das unkenntlich wieder geschlossene Felleisen dem Courier rückgegeben wurde und in der dritten Stunde darauf der preußische Gesandte, Graf Keller, Haugwitz oder Lucchesini seine Depeschen aus den Händen des Couriers im Gesandtschaftshotel in der Wollzeile, ebenso bona fide und quasi de re optime gesta empfing, wie in gleicher Stunde, lächelnd und hochwiegend, Spielmann und Kaunitz am Ballhausplatz in der Staatskanzlei.

Diese nichtswürdigen, altvenetianischen Späße haben manchem Armen auf ewig Freiheit und Lebensluft gekostet und die Ausbeute ist bei weitem nicht immer des Geldes, der Mühe und der Verbrechen werth gewesen. Doch hielt man sie damals für die Spitze der Staatskunst und für einen Triumph derselben. — Weit weniger Mühe, Unkosten und Angst machten sich vor dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges 1828 die Metternichisch-Rothschild'schen Expositi, um zu Fischament (die zweite Post auf der ungarischen Wiener Straße) der türkischen Post des Internunciatur-Tataren von Constantinopel vorzuwarten, damit man Zeit gewinne, bei zwei, drei Börsentage vorhinein, den Cours zu machen und jedesmal für den staatskanzlerischen, Zichy'schen und der andern Diebeshelfer Beutel Hunderttausende zu gewinnen, ihn an der Spitze, den deutschen Festungs-Schlüsselbewahrer, „den König der Juden und Juden der Könige!" —

An den auswärtigen großen Höfen, in Petersburg, London, in

Paris, in der italienischen, in der pyrenäischen Halbinsel war das Gesindel gewisser Art, nämlich thätige oder verunglückte Literaten, brodwerbende Künstler, Gaukler und Meister verhalten, sich in achtungsvoller Entfernung von den Gesandtschaften zu halten. Man wollte nicht, daß sie ihre Kreise berührten und sie in ihre manchmal unerbaulichen Händel mithineinzögen. Anders war es auf deutscher Erde, in Wien und Regensburg, und, wie schon oben gesagt, auch in Frankfurt, wo daher auch der polizeiliche Weizen auf's Ueppigste blühte. — Berlin war in jener Zeit vom Fürstenbunde bis zu dem Separatfrieden und der allgemeinen Pacification von allen solchen diplomatischen Afterbeigaben aus Wien völlig frei, und Oesterreichs Gesandtschaft auf's Würdigste besetzt mit Männern hoher Abkunft und sogar evangelischen Bekenntnisses, nacheinander mit zwei Fürsten von Reuß-Plauen, Heinrich XIII. und Heinrich XIV., zwei Brüdern, die auch Generaldirectoren der Reichswerbung in Frankfurt gewesen; der jüngste, Heinrich XV. Reuß, Befehlshaber in Tyrol, Gouverneur in Galizien, in Venedig, zuletzt Feldmarschall, war es, der am 8. Octbr. 1813 als Befehlshaber in Oberösterreich mit dem Marschall Wrede zu Ried jenen berühmten Vertrag abschloß, der Bayern von Napoleon ab und zu den Alliirten herübermystificirt hat.

Der Gesandte und General Heinrich XIV. Reuß vermählte sich zu Berlin im Juni 1797 mit der in allen gelehrten Salons und in der gesammten Crême der Societät hochberühmten Frau von Eybenberg (Anna Meyer), der berühmten Freundin von Gentz, welchen sie gegen Oesterreich hingewendet, sich zuletzt, als der Fürst Reuß (April 1799) verblichen, mit Gentz vermählt, ihn bei dem Revirement **1801**, von dem hier die Rede, in die Intimität des neuen österreichischen Ministers Grafen Philipp Stadion, und durch diesen an seine prächtige und einflußreiche Stelle im Wiener Ministerium und zugleich im englischen gebracht hat (Octbr. 1802). Wahrlich Niemand, nicht einmal Heinsius, jener große Lenker der batavischen, ja überhaupt der maritimen, zeitweise der europäischen Geschicke, konnte mit so gediegenem und schwerem Rechte „der Groß-Pensionär von Eu-

ler Kantone

ropa" genannt werden!? (als Gentz!) denn Gentz genoß zugleich Pensionen von Sultan Mahmud und von den armen Griechen.

Je weniger die vereinigten Wienerischen Ziffer-, Polizei- und Espionagekünste in Berlin ihren schweigsamen wimmelnden Circus erschlossen, desto thätiger waren sie in Wien selbst, wo ein Männlein von weitverbreiteten Kenntnissen, von hoher classischer Bildung, von der quecksilberndsten Unruhe und den fast unübersehbarsten Connexionen, der Marchese Hieronymus Lucchesini, gerade in der allerunruhigsten Zeit zu beobachten war, bald bei Zichys, in Carlburg, bei Balassa, Viczay, Szechenyi, zur Zeit des ungarischen Berliner-Comité, bald zu Laxenburg im Jagdhofe und im Sterbehause des Palatins, bald bei dem griechischen Mehl, das in die administrativen Umgebungen der Heerlager des Prinzen von Coburg und des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen ergossen ward, des Erzherzogs Ferdinand und des (dem großen Firmian höchst unähnlichen) Mailänder Ministers Khevenhüller. — Das deutsche Entschädigungsgeschäft rief Lucchesini nach Paris. — Ursprünglich hatte er in den österreichischen diplomatischen Dienst gestrebt: Kaunitzens üble Laune trieb ihn vor Jahren nach Berlin.

Es ist ein eigenes Geschick des Hauses Habsburg gewesen, daß die rachlustige Empfindlichkeit einzelner, unzeitig beleidigter Männer ihm mehrmals weit größern Schaden als manches verlorene Treffen zugefügt hat. Unter diesen sehen wir allerdings auch Lucchesini. Er hat nicht nur Oesterreichs höchst unglückliches Decennium, nicht ohne seine Beihülfe, mitgemacht, sondern auch Preußens noch weit tiefere Erniedrigung 1806 mit ansehen müssen, aber auch zuletzt dessen heldenherrliche Wiedererhebung und den Sturz Napoleons. — Bei der zweiten großen Ironie der wahren Providenz über den Dünkel und Frevel der Metternich'schen Taschenprovidenz und der Emancipation seines Italiens schlief er schon viele Jahre im Grabe.

Es war in Wien ein sehr richtiges Gefühl, daß man bei der Wiederbesetzung der deutschen Gesandtschaften erkannte, für Berlin gehöre ein Name ersten Ranges, und der war auch der neuernannte Minister Graf Philipp Stadion, mit seinem Bruder, dem noch gelehrtern und gemüthreichern Domherrn, bald nachher auch Gesandten

am Regensburger Reichstage und in München, Friedrich Stadion vor Allen genannt. — Philipp Stadion war Gesandter in Stockholm gewesen, Zeuge des Krieges zwischen Gustav und Katharina, der überraschenden Gegenwehr des ersteren, der in seinem eigenen Adel, in seiner Leibwache wider ihn gesponnenen Meuterei. — Die Heimreise von Stockholm zur Krönung Leopolds II. nach Frankfurt ging über den Haag, wo Preußen, England und Holland zwischen dem Wiener Cabinet und dem rebellischen Belgien vermittelten. — Stadion erhielt die Mission nach London. Er hatte aber, bei seiner ritterlichen Offenheit, die zu rein zu Zweideutigkeit, zu stolz zur Lüge, zu hochsinnig und zu zartfühlend für die Miasmen ihrer Zeit war, — strenge deutsch gesinnt und Deutschland nicht bloß als Oesterreichs Vormauer und Schlachtfeld, als sein reichsgesetzliches Opfer und legitime Dupe betrachtend, nicht das Glück, dem Orakel der österreichischen höhern Diplomatie, dem Grafen Mercy d'Argenteau zu gefallen und zu genügen und noch weniger jenem infernalisch geistsprühenden und kraftvollen Plebejer Thugut. — Bald gingen die wichtigsten Depeschen nach London an den Grafen Mercy*), und Minister und Diplomaten sammelten sich um ihn. Das wurmte den ritterlichen Stadion. Wo er auf seinem Posten nicht mehr der Mann des Vertrauens war, da wollte er lieber gar nicht sein!! rundum begehrte er von Thugut seine Entlassung, erhielt sie auf der Stelle in lakonischer Kürze und Kälte und hatte nun beinahe sieben verhängnißvolle Jahre theils auf seinen Gütern, theils in Wien verlebt, (rasch vermählt mit seiner Muhme Mariane von der Linie Stadion-Tannhausen) und zugleich zusammenlebend mit seinem allgemein verehrten und geliebten Bruder Friedrich.

Zugleich mit dem Grafen Philipp Stadion nach Berlin, wurde vom provisorischen Minister des Aeußern Grafen Ferdinand Trautmannsdorf, dem sein Theil Ehre von diesem Revirement bleiben mag, der junge Graf Clemens Metternich auf den hiermit in naher

---

*) Der seit dem 10. August 1792 aus Paris entflohen und seitdem stabil in London war. —

Verbindung stehenden kursächsischen Hof nach Dresden ernannt, welcher zweimal durch lange Jahre zugleich der königlich polnische gewesen, unbeschadet des eigenen Ministers in schwieriger und kostspieliger Stellung zu Warschau, wo noch jüngst in der fluchwürdigen Theilungsperiode ein edler Ungar, der große Philologe, namentlich Orientalist, Graf Revitzky geglänzt hatte.

Graf Metternich begann oder trat diesen Posten an im achtundzwanzigsten Jahre seines Lebens, in voller Blüthe der Schönheit, der Jugendkraft und all seiner sonstigen reichen Gaben und Redekünste, mit einer durch und durch ausgereiften Bildung im Sinne Diderots, Marmontels und der Romane von Fabre d'Eglantine, Sillery und der Gräfin Genlis. — Studirt, gelernt und erlernt hatte er eigentlich gar Nichts. Aber die Menschen und die großen Begegnisse waren nicht umsonst an ihm vorübergegangen. Durch die Verschwendung, mit der die Natur ihn aus blumenreichem Füllhorn, wiewohl sehr einseitig, ohne all sein Verdienst überschüttet hatte, besaß er unter Anderm das Talent der Erzählung in einem Grade, daß nicht nur irgend ein jederzeit fix und fertiger Novellenschmierer sein Brod hätte finden, sondern selbst ein Eugen Sue den größten Vortheil davon hätte ziehen können. Nur mußten es Ereignisse und Charaktere, — Intriguen und ihre Suiten mußten es sein. — Er hatte übrigens auch einen ansehnlichen Vorrath von den »cris de boulevards de Paris,« sammt allen zugehörigen Escamotagekünsten und Handgriffen, worin er aber allzuleicht in den ihm naheliegenden Fehler der Wiederholung gerieth, der mit zunehmenden Jahren immer stärker wurde, wie denn aus seinen habitués Wenige sein werden, welche die Geschichte: — »comme on attrape les petits oiseaux,« nicht noch 1845, wie 1825 und 1805, aus seinem Munde mit liebenswürdiger Behendigkeit, doch zuletzt nicht ohne Gähnen, vernommen haben.

Was im höchsten Grade interessant, was für einen Historiker, vor Allen für den Biographen, rein unschätzbar gewesen ist, war der haarscharfe Raubvogelblick Metternichs, womit er das ganze Wesen des ihm Vorkommenden in einem — gleichsam Augenblicke — völlig weg hatte, nicht nur in allen Contouren, oder als Schattenriß, sondern

in Miniaturvollendung. Auch Bonaparte hatte dasselbe biographische Talent, unschätzbar für Abbilder ausgezeichneter oder auch überschätzter Militärs. Nur war er selten festzuhalten: denn die Ungeduld oder die Erinnerung irgend einer Versäumniß, oder ein gerechter oder ungerechter Zorn riß den Zügel und unterbrach mit Wachstuben-Ebullitionen das erwartete, ausgemalte Bild. Man möchte sagen, Metternichs Pinsel war von Wachs, Bonaparte's Griffel war eisern. Im Metternich'schen Bilde waren angenehme Intermezzos, Anhauche der Grazie, eine durchaus milde Färbung. — Alles hatte scharfsinnige Bemerkungen beigemischt, daß man sah, welcher Adlerblick, welcher Jägersgriff, welche Lootsengabe diesem Mann inwohne, vorzüglich für alle Gebrechen, Schwächen und Fehler der Gegner. Am besten konnte er mit den Doctrinärs fertig werden: — er blickte nach ihnen gar gütig, wie nach dummen Vögelein, die so freundlich sind, gleich vorn auf seinen Kloben aufzusitzen; wie man ihn denn sogar rührend, ja quasi herzensgut stimmen konnte, wenn man sich in gehörigem Ernste von ihm mysticiren oder dupiren ließ. Wie vortrefflich war z. B. sein Portrait des Grafen Molé, Dessolles, Saint Cyr! Meister Mignet hätte noch viel von ihm lernen können! — Titanen aber, Danton, Collot d'Herbois, Barrère, Fouquier-Tinville ꝛc., wurde er nicht Herr; sogar sein Freund Fouché war Nichts für ihn. — Da blieb er an der Lichtseite kleben; die Gräuel und Schlagschatten von Nantes, von Lyon blieben unerwähnt. Ewig merkwürdig bleibt Metternichs Verhältniß zu Fouché; die wunderliche, schweigsame Verehrung, die der Höllenhund für Metternich als polizeilichen Observateur der Menschen und der Zeit und für seine, gleichwohl sehr erträgliche, ja höfliche sublime Menschenverachtung hatte, und dann wieder die Verachtung seiner Weichheit, des völligen Mangels an wahrhaft grandiosen Conceptionen und altrömischer Beharrlichkeit! — Solches an den Tag zu legen, hütete sich aber Fouché ebensowohl in Paris 1806—1809, als später im Exil zu Dresden, Linz und Triest. — Gewiß ist: Fouché war mit Talleyrand durch Metternich, den er in seinen Glashäusern mit allen Häuptern des spanischen, des portugiesischen Aufstandes, der neapolitanischen, der römischen

Gährung, mit den dornenvollen Papsthändeln bekannt machte und zusammenbrachte, der Anstifter des Krieges von 1809. — Von solchen Lebensbildern, wie sie Metternichs Zwiesprachen einen unnennbaren Reiz gaben, sind aber in Retouchen, Lasur und dem nöthigen Impast jene Portraits wieder himmelweit verschieden, wie er sie im gereizten Unmuthe, wie er sie inmitten des wogenden Geschäftslaufes entwarf, stets eingedämmt in den Schranken der Mäßigung und der scharfen Beobachtung, sein Haß gegen Leidenschaftlichkeit und gegen — Eifer, dem er in der Diplomatie durchaus keinen Nagel breit vergönnen wollte, so z. B. sein Contrastpendant: Friedrich Wilhelms Schwur am Grabe des großen Friedrich — und Friedrich Wilhelm und Haugwitz, letzterer rückkehrend aus Schönbrunn, mit dem Bonaparteschen Todesurtheile; — oder Kaiser Alexander in seinen letzten Lebensmonden, kennend den durchgehends vulkanischen Boden, auf dem er stand, uneinig in seinem Hause, wo er, die Erbfolge mit dem Leichtsinn eines billet-doux ändernd, dadurch eine schwere Palast- und Garderevolution verschuldete, zerworfen mit seinem Clerus, der Velleität nach dem lateinischen Cultus, nach Rom, nach der Abdication, nach der Klosterzelle Carls V. begehrend, — fast sein gesammtes Heer vom drohendsten Geist ergriffen, abtrünnig an den Griechen, die Schuld unzähliger Gräuel an diesen seinen Glaubensgenossen, — entwürdigt durch die Krüdenerschen Nuditäten und Visionen, mit allen Ideen seines Stolzes und seiner Liebe entzweit, — ziemlich klar über die lächerlichen Seiten der heiligen Allianz und doch von den Weissagungen der Prophetenhure schwer getroffen, gleich David, „jenem Manne nach dem Herzen Gottes," der gleichwohl wählen würde vor Nathan eine Strafruthe über sein Volk*), einem tiefen, nagenden Schmerzen in seinem Hause, an seinem Herzen, in seinem Leibe, einem frühzeitigen und zweideutigen Tod!

In diesem Lebensabriß wurde zwar bereits erwähnt, wie Clemens Metternichs galante Abenteuer schon gegen das Ende seiner reizenden

*) Die Springfluth, welche diesmal schon Petersburg mit dem völligen Untergang bedrohte, der keinenfalls ausbleiben kann und wird und worüber schon jener erhabene Barbar Peter Alexiewitsch die Achseln gezuckt hat!! —

[illegible] Clementine mit Namen.

Knabenjahre begonnen, wie sie schon in den Tagen des Rastatter Congresses eclatirt und gleichzeitig zu Wien Kotzebue's so gerne gesehenem (durch Brockmann, durch die Adamberger und durch die beiden Roses verewigten) Lustspiele: „Die beiden Klingsberg,“ das Dasein gegeben haben.

Als die eigentliche Wiege, aus welcher Clemens, freilich nicht als schlangentödtender Hercules, emporgestiegen, — denn die schönglänzigen, glatten Schlangen hielten ihn bis in sein hohes Greisenalter umwickelt, — gab er selbst oft und mit gewohnter Heiterkeit das durch Natur, Kunst und Gesellschaft weithin schimmernde Dresden an, gleichzeitig mit seinem ersten Eintritt in's diplomatische Wirken und in's österreichische Geschäftsleben.

Hier entsprossen ihm insonderheit drei Bekanntschaften, aus denen zwei auf sein ganzes Leben vom größten und vielseitigsten Einflusse blieben; — die Fürstin Bagration, eines russischen Helden reizende, aber unwürdige Gattin: »belle ange nue« genannt, voll Schlauheit, voll Annehmlichkeit des äußern Wesens und Betragens, selbst da noch, als schon, außer der Stimme, Alles an ihr abscheulich geworden war. — Von ihr glaubte der Fürst mehrere Kinder zu haben, schön, fast wie die Eltern, aber sehr unglücklich. Der Fürstin unbeugsamer Antagonism gegen Bonaparte, ihre russische Stellung, das russisch-englische Gold, das dieses Danaidenfaß verschlang und wozu der Fürst nur von Zeit zu Zeit beisteuern konnte (ja, das ihm selbst in der ersten Zeit manchmal, wiewohl selten, aushelfen mochte), ihr Verhältniß in Wien und auf kurze Zeit in Ungarn höchst bedeutend, — dann die drei Kurländerinnen, wovon die zweite und letzte, Hohenzollern und Talleyrand hier gar nicht, die nachmalige Herzogin von Accerenza weniger in Betracht kommt, gar sehr aber die älteste, Katharina, Herzogin von Sagan, 1800 vermählte Fürstin Rohan, 1805 Fürstin Trubetzkoi und 1819 Gräfin Schulenburg (die Intermezzos sind: „Sand am Meere“) bis an ihr plötzliches Ende, — das den Dichter der „Todtenkränze“ und Erfinder des Schmarotzerthums, den dicken Sir John Zedlitz miterschlug, — ein rechter Abendstern in all und jeden politischen und gesellschaftlichen Beziehungen,

immer intim mit dem schönen, reizend schwachen Clemens, auch da sie in Wien das Haupt der antibonaparteschen, Metternich todtfeindlichen Coterie war, — kürzere Zeit auch die sehr unähnliche, aber ebenso gute und noch reizendere Friederike, Wittwe von Preußen, geborne Herzogin von Mecklenburg, erst kürzlich in größter Eile vermählte Gräfin Solms, deren Abenteuer, so wie die der Accerenza, selbst der Schauspielerwelt nicht ganz fremd geblieben, die späterhin nacheinander die Geliebte der englischen Prinzen, des Herzogs von Cambridge und jenes allgemein geflohenen, im offenen Parlamente als „great liar, falsifier, murderer, incestnous" bezeichneten Herzogs von Cumberland, nachmaligen Königs von Hannover, war, der sie 1837 auf seinen verfassungsumstürzenden und jetzt auch mitgestürzten Thron erhob, nach langem Widerspruche der bürgerlich streng tugendhaften Königin Mutter Sophie Charlotte, den erst Graf Münster auf Hardenbergs Andringen behob. Der alten Königin war das successive Verhältniß mit den zwei Brüdern ein Dorn im Auge. Sie hatte Etwas von der Stimme und vom Schrei der Natur in solchen Irrfällen vernommen!! Man hat aber durchaus kein Schreien gehört. — Auf ein, wiewohl im gewohnten Infinitiv, doch sehr bestimmtes Billet aus Berlin: „Was denn das sein? Noch immer nicht am Hofe eingeführt und angenommen sein? Doch meine Schwägerin sein! Sehr unangenehm sein. Die Andern auch nichts nutz sein, — die Andern kein Haar besser sein!" — setzte der „cher Ernest" (Münster) bei seinem Prinz Regenten (Georg IV.) und dieser bei seiner Mutter durch: „surtout parcequ'Elle (die Prinzeß Friederike) donne à présent au bon dieu les beaux restes du diable."

Die Herzogin von Sagan war zwar zu Wien in den drei Jahren der Bonaparteschen Vermählung an Metternich täglich gewöhnt, jedoch mit ihm in beständiger Opposition. Ihre Allmacht erhob sich mit Bonaparte's Sturz. Sie vermochte während des Congresses das Unglaubliche. Wer möchte z. B. zugeben, daß sie Ursache ist, daß noch ein Bayern existirt? Ein genialer, großdenkender und wohlgesinnter Mann war von des unsterblichen Eugen (nachmal auch von Kaunitz und Joseph betriebener) Idee durchdrungen, Bayern zwischen

Tyrol und der Donau, der Salza und dem Lech einzutauschen und dem König Max Joseph das stolze Mailand statt des noch ziemlich rohen München zur Hauptstadt zu geben, mit ansehnlichem Areal-, Populations- und vor Allem mit großem Geldzuwachs.

Max Joseph war bereits ziemlich wankend und dem Vorschlage nicht abgeneigt, in dessen Wagschale noch verschiedene höchst verführerische Motive gelegt wurden. Auf folgenden Morgen sollte die entscheidende Rücksprache zwischen Alexander, Max Joseph und Metternich sein: allein Fürst Metternich war den ganzen Morgen bis tief in den Mittag nicht zu erreichen, sondern unzugänglicher als ein Anachoret der thebaischen Wüste; denn die Sagan boudirte ihn die ganze Zeit mit unerbittlicher Härte, wollte ihn durchaus nicht sehen, wollte seinen Namen nicht hören. Indessen hatte auch die einflußreiche Camarilla Max Josephs, namentlich Wrede, der mit der Feder Alles doppelt und dreifach verdarb, was er mit dem Schwerte kaum gutgemacht, Wind bekommen: Max Joseph wollte Nichts mehr davon wissen und nahm die ganze Sache als „non avenue," als bloßes „pour parler."

Metternich selbst erklärte sich gern über sein Verhältniß zum andern Geschlechte, wie er denn ebensosehr als der ihm höchst ungleiche und überlegene Bonaparte die bavardage liebte. — So sagte er einst zu einem von ihm geachteten Geschäftsmanne, der ihm aber sonst durchaus nicht convenirte, noch in später Zeit, nämlich im Frühjahr 1822: — „Sie machen es ja in Ihrem Hause, wie ich es in Geschäften an Ihnen nicht mag. Der Eifer ist nirgend etwas nütze. Er verdirbt Alles. In Negociationen giebt's nur ein einziges Unglück: „nicht reussiren," — in häuslichen Angelegenheiten wieder nur ein einziges: — „den Eclat." — Dissimuliren, Temporisiren, Laviren, Capituliren, das können Sie nun einmal nicht. Sie sind nur für einen prononcirten Zustand: Ihr ganzes Wesen ist — Leidenschaft. — In dieser thun Sie Wunder und da verlange ich gewiß nicht, mich Ihnen in den Weg zu stellen. Leidenschaftslos aber, sind Sie nichts mehr als ein schlafender Gelehrter, der unglaublich viel weiß. Uebrigens vereinigt Ihr Talent Widersprüche in

sich. Sie sind der geborne tribunus plebis (ein rechtes Prachtexemplar!) und sind zugleich auch der geborne — Polizeimeister von Petersburg. — Sehen Sie z. B., wenn ich hätte handeln wollen, wie Sie, wo wäre ich hingekommen? Die Fürstin entbehrt all und jeder äußern Annehmlichkeiten, hat aber großen Verstand und ich verschmähe keineswegs, politische Chancen vorher mit ihr zu überlegen, wenn es der Mühe werth ist. Wie Wir nach Dresden kamen, gelobten Wir uns festes Zusammenhalten, übrigens das Eine das Andere völlig ungenirt seinen Weg gehen zu lassen. So ist denn aus meinen Kindern nur allein die Marie mein (als vermählte Gräfin Esterházy, † 24. Juli 1820). Die schöne Clementine und Victor mit seinem feinen Geiste sind von Dumoustier, das weiß alle Welt: denn das Verhältniß mit ihm dauerte noch in Berlin fort. Die — ist von T. und die — ist eine wahre Büberei von F. C. S. Der machte sie der Fürstin im Wagen, im Hereinfahren von St. Cloud: daher kommt der kurze Fuß *).

Jenen Dumoustier schilderte Metternich als einen Bösewicht vom durchdringendsten Verstand und von einer an's Erhabene streifenden Menschenkenntniß und Geringschätzung, keine Tugend und kein Laster, überall nur Mittel und faits accomplis erblickend. — Er soll den eigenen Vater verrathen haben, der bei der Flucht nach Varennes, als treuer Garde du Corps verkleidet, auf dem Kutschbocke saß! Nach der Restauration band Dumoustier einen ungeheuern Zopf ein, puderte sich schneeweiß, ging zur Messe und bespritzte sich und all das Seinige mit Weihwasser. Als ihm zur großen Reaction unter dem verruchten Ferdinand VII. die Mission bei demselben zugedacht war,

*) Nach seiner dritten Ehe und nach dem Beginne der Jesuiten- und Liguorianer-Epoche verstummten derlei Aeußerungen des Fürsten, an denen selbst Gentz Aergerniß genommen, völlig. Er pflegte, schlangenartig, Alles mit einem gewissen Schleim zu überziehen. Die Moralstufe der Familie Leykam incommodirte ihn übrigens so wenig, als die feinen und hohen Kuppeleien der Schwiegermama Molly Zichy-Ferraris, die von der Newa bis zum Garigliano Alles umfaßte, was schöne Namen trägt und wahrlich nicht immer solche Silberblicke von Seelenadel bewährte, wie Gabriele Auersperg-Lobkowitz oder Julie Zichy-Festetits gegen die zudringlichsten monarchischen Bestürmungen.

sagte Talleyrand: „Ich hätte nicht geglaubt, daß Wir Spanien doch noch etwas Böses zufügen könnten.“ — Bezeichnend ist, daß diese mephistophelische Kubikwurzel in den Verstand, ja in die Persönlichkeit der Fürstin Eleonore Metternich wie verliebt schien und ihr auf seine Art getreu blieb. —

„In Dresden mit meiner diplomatischen Carrière fing auch meine Laufbahn mit den Weibern an, die mich oft entzückt, oft zum Sterben ennuyirt und in Verzweiflung gebracht haben. Nur war mir das Unverständlichste in der ganzen Weltgeschichte Kosciusco's Schmerzensruf bei Macejowice: — „Finis Poloniae!“ — denn wie mit und in den Polinnen ein Ende zu finden, ist mir heute noch unbegreiflicher als die Räthsel der Sphinx?? Viele schöne Närrinnen haben mich aufrichtig geliebt, obschon ich mir bewußt bin, es mit gar keiner ehrlich gemeint zu haben, — was sie, nämlich in ihrem Dünkel, ehrlich meinen. — Was ich namentlich in Dresden von alten Königinnen, Kurfürstinnen, Großherzoginnen und Herzoginnen ausgestanden habe, davon wäre ein ganzer Roman für schwergeplagte und schlaflose, chronische Kranke zu schreiben. — Aus Verzweiflung griff ich nach Allem, Karten- und Hazardspielen, Taschenspieler- und Bauchrednerkünsten: nur im Schach blieb ich immer zurück und die Hazardspiele reizten mich zwar, jedoch weniger, als man glauben sollte. — Doch könnte ich mich nicht rühmen, jemals als erotischer Riese Ruf gehabt zu haben; aber man pries mich unbegreiflich liebenswürdig. — Wenn ich älter als mein Vater werde, danke ich es blos der Mäßigkeit in allen Genüssen, wobei ich unstreitig etwas Vampyrisches an mir hatte, daß mir oft zugerufen ward: — „Du hast mir das Mark des Daseins ausgetrunken!“

In Dresden hatte Metternich nebst der fast zu großen Güte des königlichen Hauses, darunter die Schwester seines Kaisers, die Erzherzogin Therese, das freundlichste Entgegenkommen in den überaus mäßigen Geschäften und in den leichten Ministern, Grafen von Loß und von Bose. Zum Gesandtschaftssecretär war ihm ein sehr biederer und kenntnißreicher Tyroler beigeordnet, Joseph von Buol, aus der alten und geachteten Tyroler und Bündner Familie von Buol-

Mülingen. Der Mann, der späterhin 1814 plötzlich in Kopenhagen starb, gewann eine Bedeutung durch den politisch-literarischen Cirkel, den er sich damals aneignete. — Buol war im engsten Vertrauen und täglichem Umgange von Gentz, Beide der englischen Tagesliteratur, besonders im Finanzfache, äußerst ergeben. Die verlässigsten und klügsten der englischen Agenten, z. B. Johnson, standen ihm nahe in Dresden und Leipzig, wie später in Wien. — Viel zweifelhafter war das Verdienst Buols, den äußerst talentvollen und beredsamen, aber durch und durch unwahren Sophisten, Adam Müller, nach Wien gebracht zu haben, als dieser seine eigene Hausfrau, Frau von Hazza, ihrem Gatten und Hause entführt, sich einstweilen zugelegt hatte und mit Hardenberg und seinen Reformplanen, gleich Friedrichen von Raumer völlig zerfallen war. — Eben damals kam auch zu Metternich als Haus- und Privatsecretär, trotz seiner Unbedeutendheit, ein damals recht lebhafter und vorlauter Göttinger Studiosus, Joseph Pilat, von sehr zweifelhafter Herkunft aus Augsburg, der aber ein reizendes und liebenswerthes hannöversches Fräulein von Mengershausen aus des Fürsten nächster Bekanntschaft geheirathet hatte und durch mehr als vierzig Jahre, noch jetzt, bei seinem schmachvollen Sturze bei ihm geblieben ist.

Um ihm in jener Schmalhannszeit wenig oder gar Nichts bezahlen zu dürfen, was damals in lebhafter Praxis war, hatte Metternich für Pilat und seine anwachsende Familie den „österreichischen Beobachter" gegründet, den Freund und eifrigen Convertiten Roms, Friedrich Schlegel, alsbald davon ausgetrieben und durch die so nahe liegenden Mittel und Künste ein Zwangsblatt daraus gemacht. — Bald ein halbes Jahrhundert ist nun dieser Pilat'sche „österreichische Beobachter" der Herold alles Verworfenen und Schlechten, Ferdinands VII., Don Carlos, vor Allen Don Miguels, des wildesten Absolutismus und Jesuitismus, all und jeden Rückschrittes, der Verfinsterung und Verdummung, eines wahrhaft mahomedanischen Katholicismus der Liguorianer und analoger Propaganden, und Pilat, dem man sonst seinen Klingelbeutel und seine gottseligen Maskeraden verzeihen und seinen

unersättlichen Geldsack und ebenso unersättlichen Freßwanst füllen und vollstopfen sehen möchte, bleibt doch ein schwerer Sünder an dem ihm so wohlwollenden und wohlthuenden Oesterreich für seine Jesuiten= und Liguorianer=Ränke durch Ausartungen des Klosterlebens, durch verursachte Ehe= und Erziehungs=Zwiste, durch Nachziehen ähnlichen Convertitengesindels, wie Hurter, Jarke, das sich mit dem biedern „Oesterreicherwesen" ewig nie befreunden wird, — durch die beständige Aufreißung der (wie man glauben durfte) seit dem Befreiungskriege überwachsenen und verraseten Kluft zwischen dem akatholischen und katholischen Deutschland, — durch die strafwürdigen Herausforderungen des schweizerischen Sonderbundes und der ultramontanen Zuckungen in Bayern, über welche die Pilat'sche Schule laut großthut mit ihrem Einfluß auf den dortigen Clerus und auf die bayerischen Prinzessinnen, von denen sie ebenso mächtige Wirkungen weissagt, wie solche durch das Einblasen der Ingolstädter und Gratzer Jesuiten leider einst die Mutter und die erste Gemahlin Ferdinands II. auf die blutige und verabscheuungswürdige Gegenreformation und auf den dreißigjährigen Krieg gehabt haben.

Senfft=Pilsach und sein Freund, der gerne rückwärts wirkende Einsiedel, waren damals schon mit ihren mystischen und Muckerbrüdern erregt und angeschlossen den schmutzigen Ueberresten aus der Schule Wöllners und der Madame Ritz oder Gräfin Lichtenau, der helldunkeln Kammer der Geistererscheinungen, der Wollüste und der paphischen Culte eines abgelebten und überreizten, manchem der verderbtesten Cäsarn gleichstehenden Königs.

Im Frieden von Luneville hatte der Kaiser Franz (der ihn des Reiches ungefragt geschlossen), hat das Reich, nachdem durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich mehrere Fürsten ihre Besitzungen großentheils verloren, sie für diesen Verlust in seinem Schooße zu entschädigen gelobt, und diese Entschädigung habe durch die seit dem Passauer Religions= und seit dem westphälischen Frieden üblichen, in Rastatt gesetzlich ausgesprochenen Säcularisationen zu geschehen! — Seit dem Baseler Frieden und seit den österreichischen

Bewerbungen um Bayern und Salzburg wußte man, welchen geistlichen Fürstenlanden und Reichsstädten geheime Verträge vorhinein das Todesurtheil gesprochen hatten.

Es galt nun unwiderbringlich dem Lande, wo Oesterreich und Preußen über ihre Millionen und wo die Reuß und die Hohenlohe in mehr abgetheilten Linien, als über Meilen, dennoch nach denselben Gesetzen, mit den nämlichen Rechten, unter den nämlichen höchsten Reichsgerichten herrschten, wie ganz ohne Waffen die Reichsritterschaft, die Reichsprälaten, die Domcapitel und die Reichsstädte. — Da wir die Selbstsucht, den nimmersatten Ehrgeiz und die völlige Pflichtvergessenheit der sogenannten Reichsoberhäupter in ihrem je dunklern, je liebern Cabinette zu Laxenburg und Schönbrunn wahrheitstreu geschildert haben, mögen wir auch mit den so wahren als beredten Worten von Gentz wiederholen, daß seit dem siebenjährigen Kriege eine mit dem Reichsoberhaupt offenbar rivalisirende Macht sich erhoben, die nicht blos auf ihrem eigenen Gebiete das Ansehen der kaiserlichen Macht vernichtete, sondern auch ihrem Privatinteresse getreu, im ganzen übrigen Deutschland jedem Versuche, noch eine gesetzliche Einheit unter die zerstreuten Glieder zu bringen, mit wachsender Eifersucht widerstand und Alles, was die Trennung erweitern, die Erschlaffung der Gesetze vermehren, den Zusammenhang der Stände mit der Centralregierung vollends *entkräften* und die Anarchie vervollständigen konnte, mit Eifer beschützte, und in jeder deutschen Brust stand es geschrieben:

„Frei war von Schuld — nicht Einer.
Ja von uns Allen Keiner
Ist, der nicht schwer geirrt.
Nur laßt uns frei bekennen
Und endlich das erkennen,
Was uns so lang verwirrt.
Wir stehen in der Reihe
Der edeln Völker doch,
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Des Unglücks hohe Weihe
Giebt uns die Krone noch!“ —

— und jetzt ist die große Frage und die zweifelvolle Hoffnung nach

fast einem halben Jahrhunderte des Befreiungskrieges und glorreichen Sieges abermal und schauderhafter als jemals in Frage gestellt!!

So tief gesunken war damals Deutschland, so wenig durfte mehr eine andere Stimme laut werden, als die des allgemeinen Zwingherrn, daß kaum vier Wochen, nachdem Bonaparte die Rheingrenze für unverletzlich erklärt hatte, ganz Hannover bis an die Elbe fast ohne Schuß, fast ohne Schwertstreich, blos mit den Beinen von einer Handvoll kecker Franzosen unter Mortier erobert ward, daß die willkürlichste Beherrschung Hollands und der schweizerischen Eidgenossenschaft, auch andere Verletzungen der deutschen Erde (wie zur Blutthat an dem Herzoge von Enghien und zur Gefangennehmung des englischen Gesandten Rumbold), die Einverleibung von Lucca und Piombino, der Republik Genua, die drohende Bemächtigung der eisernen Krone rc. als lauter Kleinigkeiten bezeichnet wurden, gegen die vermeintlichen Vergrößerungen Oesterreichs, die in allerlei mittelbaren Gütern und Renten in Schwaben und in der hochkomischen Gleichstellung Lindaus mit Genua und des Bodensees mit dem mittelländischen Meere zugleich den Giebel der Lächerlichkeit erreichten.

Mit dem Dresdner Hofe hatte Graf Metternich bezüglich der großen Umwälzung in Deutschland Weniges von einigem Belange zu verhandeln gehabt. — Die paar böhmisch-sächsischen Enclaven waren bedeutungslos; übrigens war der sächsische Hof ganz im Schlepptau des Berliner, insofern die knechtische Furcht vor Bonaparte nicht noch stärker war. Das Gefühl machte sich doch endlich selbst in Wien Raum, trotz der alten durch und durch verknöcherten Verblendung und morgue, es walte die dringendste und schreiendste Nothwendigkeit ob, den alten Widerwillen und Argwohn abzulegen: — Deutschland sei nur durch eine aufrichtige Annäherung der beiden Großmächte zu retten, und diese könne nur statthaben, wenn zugleich in Wien das heillose, von allen Deutschen verfluchte Verfinsterungs-, Verknechtungs- und Unterdrückungssystem liberalern Gesinnungen und Fortschritten im wahren Geiste der Zeit Platz mache! Es existirte darüber eine treffliche

Denkschrift des jungen Ministerresidenten in Cassel und Frankfurt, Philipp von Wessenberg, der jetzt in seinem Greisenalter und nach langer, zwanzigjähriger Wegwerfung aus den Geschäften (!!) durch seine Wiederkehr in einem so furchtbaren Augenblicke doppelt merkwürdig ist.

Der französische Entschädigungsplan, dessen Ausführung vorzüglich durch Preußen, binnen eines peremtorischen Termins von zwei Monaten, Talleyrand durchsetzte, vernichtete mit einem Schlage zwei geistliche Kurfürsten, Trier und Cöln, das Erzbisthum Salzburg, zweiundzwanzig Hochstifter, darunter so bedeutende, wie Münster, Bamberg und Würzburg, vier fürstliche Abteien, alle Reichsstädte mit Ausnahme der Hanse, Lübeck, Bremen und Hamburg, dann Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und (der Sitze des Reichstages und obersten Reichsgerichtes) Regensburg und Wetzlar. An die Stelle der geistlichen Kurfürsten und Fürsten traten weltliche: eine compacte Opposition statt des alten, freilich auch schmachvollen: „in omnibus wie Oesterreich!“ — Die Kreisverfassung war ganz zerrüttet und nur die beiden sächsischen Kreise unangetastet geblieben, das entschiedenste Uebergewicht bei den Protestanten seit dem Verschwinden der geistlichen Bank: im Kurcollegium, statt wie bisher 5 Katholiken und 3 Protestanten, — nun 6 Protestanten und nur 5 Katholiken, das reichsstädtische, außer dem gemischten Augsburg, ganz protestantisch, im Fürstenrath eine Präponderanz von beinahe 20 Stimmen. — Was auch an der verwitterten deutschen Verfassung zu bespötteln und zu bekritteln sein mochte, kaum waren irgendwo allen Ständen und allen Classen so mannigfaltige Aussichten eröffnet, worauf das eigentliche Fortrücken des menschlichen Geistes beruht! Die Prinzen hatten die Erbfolge, die geistlichen Wahlfürsten waren aus dem hohen Adel, ihre Minister und Räthe aus dem Mittelstande, die meisten Reichsprälaten waren Bürger und Bauern. In keinem europäischen Staate war der dritte Stand so wie hier ausgezeichnet durch das Collegium der Reichsstädte, wo ein Magistrat von lauter Zunftmeistern und Handwerkern unmittelbarer Reichsstand sein und an

dessen Gesetzgebung theilhaben konnte! — So wenig auch die Klöster im Allgemeinen ihrem ursprünglichen Berufe, der Pflege der Wissenschaften und der Landescultur, ausschließend getreu geblieben sind, werden doch S. Blasien, S. Emmeran, Neresheim, Weingarten, Salmansweil und viele andere stets einen rühmlichen Namen in der Literaturgeschichte behaupten. Selbst im protestantischen Deutschland entstanden die meisten Hochschulen, die meisten Bildungsanstalten, aus denen so viele Gelehrte, so viele Geschäftsmänner und schöne Geister hervortraten, lediglich aus Klöstern und behielten bis in die neueste Zeit klösterliche Einrichtung und klösterliche Namen.

So wenig blieb der schamlose Talleyrand'sche Bericht vom 21. August 1802 über sein Bestreben, die Ansprüche des Rechtes und der Politik im deutschen Entschädigungsgeschäfte zu vereinigen, wahrheittreu, daß fast kein einziger Staat nach Rücksicht auf Bestand und Verlust entschädiget ward, sondern die meisten weit mehr erhielten, als sie verloren, manche das Doppelte ihres Verlustes, Baden sogar aus elender Wohldienerei gegen Rußland das Zehnfache desselben und die Verdoppelung aller seiner Besitzungen, — weil die Staatskräfte Badens ohnehin vermöge der geographischen Lage für Deutschland völlig nutzlos und unter den Kanonen von Straßburg lediglich zur Disposition des französischen Soldatenkaiserthums waren. — Es war ein charakteristisches Zeichen, wie Oesterreich seine jüngsten Hoffnungen auf Preußen aufgegeben und wie es nur in den Waffen eine wenn auch noch ferne Abhülfe sah, daß es den Grafen Philipp Stadion im Hochsommer 1803 als Botschafter nach Petersburg (zum Abschlusse der Rettungsbündnisse) sendete, den Grafen Clemens Metternich aber in die Berliner Sandwüste vorrücken ließ.

Inzwischen war doch nichts weniger als Intimität zwischen Berlin und St. Cloud, trotz aller elenden Lucchesinisch-Lombardisch-Kalkreuthisch-Massenbachischen Zuversicht — und Preußen wahrlich nicht auf Rosen gebettet. — Seiner spottend, so wie der von ihm feierlich anerkannten Neutralität Deutschlands, occupirten die Franzosen die Mündungen der Ems, der Weser und Elbe, Bremer und Hamburger Gebiet, setzten den Stuhl ihrer uner-

fättlichen Intendanten und Commissaires-Ordonnateurs nach Belieben auf den Weltmarkt und die Börsen dieser deutschen Städte, Requisitionen, Anleihen oder vielmehr Brandschatzungen fordernd, ja sogar in Cassel vom neuen Kurfürsten den harten Griff in seinen Mammon begehrend und hannöversche Domainen ihm, wie zum Spott, als Unterpfand bietend!! — Ostfriesland und die westphälischen Provinzen Preußens sahen sich abgeschnitten durch eine täglich mehr und mehr feindliche Macht, die ihre Kantonnirungen bis auf ein paar kleine Märsche von der Hauptfestung Magdeburg ausdehnte: Preußen nicht nur, sondern ganz Deutschland fühlte durch die Sperrung der großen Ströme und alles transatlantischen Verkehrs eine Hauptader seiner Wohlfahrt tödtlich verletzt. — Als Dänemark zum Schutze der Elbe und seiner Küsten 30,000 Mann zusammenzog, spottete Bonaparte dieser angeblichen Herausforderung und der „Soldatenspielerei der kleinen Mächte, die den Völkern weit mehr koste, als Spiel und Maitressen!“ — Nur zu tief fühlte Deutschland, die guten Zeiten seien dahin, wo die Achtung vor Preußen in jenem schweren Kriege zwischen dem Baseler und Luneviller Frieden ihnen alle Segnungen des Friedens zu sichern vermocht hatte! Nachdem Oesterreichs unaufhörliche staatskluge Plane auf Bayern und Württemberg gescheitert, desto trefflicher aber jene auf Arrondirung und Consolidation Schwäbisch-Oesterreichs bis zur giftigsten Eifersucht gelungen und ausgeführt waren, lag es auf flacher Hand, daß der nächste unglückliche Krieg auch noch diese vorgeschobenen Posten Oesterreichs in Schwaben unter die Höfe von München, Stuttgart und Carlsruhe vertheilen, daß er selber seine modenesische Tertiogenitur aus dem Breisgau und aus der Ortenau vertreiben und den ganzen altersmürben Reichsverband völlig auflösen würde.

Bei der Lage der Dinge $\frac{1803}{1804}$, als der Seekrieg wieder ausgebrochen, in den auch Spanien mit hineingerissen war, sahen Oesterreich und Preußen sich, so weit auch ihre Bahnen sonst divergirten, bis jetzt doch in dem festen Entschlusse beisammen, einen Krieg um jeden Preis, selbst des Nationalgefühls, selbst der schwer verletzten alten Ehre zu vermeiden! — Oesterreich war auch noch nicht gerüstet: es

hatte sogar in den vier Friedensjahren eher Rückschritte gemacht. Der Staatsrath Faßbender hatte durch sein nicht immer reifes Einmischen in alle (freilich häufig angerosteten) Triebräder der Verwaltung und durch einen nicht immer gründlichen Staatsdilettantismus Alles, zumal das Cabinet, gegen sich aufgebracht. Der Erzherzog Carl wollte durchaus den Frieden. — Vielen, wenig in die Zukunft schauend und nicht einmal die Vergangenheit kennend, galt es als Preußens höchster Ruhm, inmitten so großer Umwälzungen und weltgeschichtlicher Ereignisse den Frieden so unerwartet lange erhalten, sich selbst aber dabei ohne kriegerische Anstrengung sehr bedeutend in Osten und Westen vergrößert zu haben. —

Gerade darum weckte aber das durchgängige möglichste Stillschweigen, das Oesterreich und Preußen gegen Bonaparte's Vergewaltigungen sowohl am Regensburger Reichstage als in Paris und durch ihre Gesandtschaften beobachteten, selbst bei Enghiens empörender Wegschleppung vom freien deutschen Reichsboden zum blutigen Ausgange in dem Festungsgraben von Vincennes, banges Mißtrauen und Furcht in den deutschen Fürsten, zumal des äußerst ausgesetzten Südwestens, daß sie dem Schutze der beiden Großmächte Preußen und Oesterreich keineswegs mehr vertrauten, sondern argwohnten: im bisherigen Vollgenusse der Ruhe zögen jene Mächte nur mehr allein und ausschließend ihre Privatinteressen zu Rathe und kümmerten sich nicht sonderlich darum, daß die mindermächtigen Zwischenstaaten, Bayern, Württemberg, Baden, mitten im Frieden allen Besorgnissen und Unsicherheiten, Drangsalen und Einbußen eines drohenden Kriegszustandes ausgesetzt blieben und sich in dieser steten Besorgniß verzehrten. — Die Stellung der beiden Großmächte selber unter einander war ebenso wenig geeignet, sie zu beruhigen: sie hatten Preußen seit der Pacification des Reiches durch den Luneviller Frieden unaufhörlich in Spannung, ja in offener Feindseligkeit gegen das Wiener Cabinet erblickt, in dem heftigen Widerspruche gegen die Wahl des Erzherzogs Anton auf die erledigten Sitze seines Oheims Maximilian in Cöln und Münster, wegen des Beginnes der Besitzergreifung, namentlich des vermeintlichen Offensivpunktes Passau,

7 *

— wegen des Heimfallrechtes oder droit d'epave, — wegen der Taxis'schen Posten, wegen der Reichsritterschaft und des zu deren Schutze vom Reichshofrath erlassenen Conservatoriums ꝛc. — Kein Wunder also, daß sie sich endlich aus dringender Pflicht der Selbsterhaltung dahin wendeten, wo sie sich (offenbar in der Voraussicht eines neuen Krieges in Deutschland) gesucht und begünstigt sahen, von wo sie am meisten zu hoffen, am meisten zu fürchten hatten!? Lange nach der unbeschränkten Macht, nach jener undeutschen »souveraineté und proprieté« lüstern, wie Preußen, wie Oesterreich sie, in voller Rechtlosigkeit ihrer Stände und Unterthanen, bei sich selbst längst geübt, flößte ihnen der Gang und die Macht Bonaparte's (selbst unter noch republikanischen Formen zu einem fast morgenländischen Despotismus fortschreitend) die Gewißheit ein, der neue Zwingherr müsse wohl überall die schrankenlose Entwicklung einer administrativen, militärischen und finanziellen Centralisation begünstigen, die ihm neue und wahrscheinlich entscheidende Gewichte in seine Wagschale legen würde?? — Oesterreichs Becomplimentirung des Königs von Preußen bei der Fürther Revue 1805 durch den (Niemandem Zutrauen einflößenden und mit dem Grafen Görz tagtäglich auf's Messerzücken gespannten) Baron Hügel, ja selbst der Besuch des Erzherzogs Anton, des ersten Hoch- und Deutschmeisters, der mit einem souverainen Herzoge oder Könige Preußens je zusammengekommen, weshalb man in Wien glaubte, etwas Erstaunliches zuzulassen, — wie die Reise des Prinzen Louis Ferdinand nach Wien, waren folgenlose Spielereien und Blindekuh-Tatonnements gegen des neuen Kaisers Napoleon mächtige Ostentation, jenes Triumphzuges längs des Rheins und gegen sein Hoflager zu Mainz, wo so viele deutsche Fürsten demuthsvoll, gleich neu erkornen Lakaien, sich einstellten.

Man hielt sich in Wien noch unter der ganzen zwanzigjährigen Herrschaft des feilen und feigen Carl Theodor Bayerns ziemlich unbedingt sicher, vorzüglich durch jenen alten und auf immer wiederkehrende Interessen festgestützten, zugleich die perennirende Camarilla bildenden, durch die Brutalität eines Lehrbach gehaltenen und er-

muthigten Bund des altbayerischen Pfaffenthumes und Junkerthumes mit Wien, in seinem festen Wahn, zu Allem geboren oder geweiht zu sein, ohne irgend Etwas zu verdienen! — Indessen dieses Nachteulennest hatte doch unter Max Joseph, dem neuen, höchst liebenswerthen Herrn, durch die neue protestantische Kurfürstin Caroline und am meisten durch den hell und scharfblickenden Minister Montgelas einen bedenklichen Umschwung genommen. — — Max Josephs standhafte Weigerung, sich nicht von Oesterreich zu trennen und keinen Separatfrieden einzugehen $\frac{1799}{1800}$, beharrte zwar höchst rühmlich, trotz der Drohungen, die der bereits an die Isar vordringende Moreau nach des Kurfürsten Zufluchtsort Amberg erließ und die der eigens abgesendete preußische Gesandte Harnier nachdrücklich unterstützte.

Bei dem wiederhergestellten Frieden hätte die Auswahl eines neuen österreichischen Gesandten nach München besondere Umsicht begehrt. — Die Stimmung konnte keine günstige sein: denn eine bösartige Fügung wollte, daß auch ohne die unverantwortlichen Reibungen und Gegensätze einer so langen und wechselseitig einflußreichen Nachbarschaft auch die neuesten Irrungen und Verwickelungen aus dem übereilten Indemnisationswerke fast alle gerade zwischen Oesterreich und Bayern herbeigeführt waren, daß der Gesandte Graf Rechberg in Berlin und in Regensburg eine viele Artikel zählende vermeintliche Beschwerdeschrift zu überreichen hatte, daß die zahllosen Gebietsverwicklungen in Schwaben, in dem Burgauer Dorf Oberhausen den die Gränze schirmenden General Wolfskehl zu militärischen Demonstrationen führten, die im nahen Tyrol durch General Hiller, im Lande ob der Enns, zu Bewegungen unter Bianchi und unter dem Fürsten Johann Lichtenstein führten. — Der letzte österreichische Gesandte zu München, Graf Joseph Seilern, ein reicher Mann von virtuoser Dummheit und Frömmelei, war durch seine Gemahlin, eine Fürstin Oettingen-Spielberg, Schwager des Fürsten Bretzenheim, ein Liebling Carl Theodors und der hochadeligen pfäffischen Clique gewesen, die bald darauf mit der dupirenden

und dupirten Sendung des Generals Grafen Rogarola*) nach Wien so komisch und überraschend auseinanderplatzte. — Wahrscheinlich wäre bei dem Revirement im Sommer 1801 an der Stelle des büffelartigen und andächtigen Seilern Graf Clemens Metternich in München weit besser gewesen, als in Berlin!? Allein Trautmannsdorf (jetzt noch Minister) bestimmte dahin seinen Liebling, und was noch schlimmer war, seinen Zögling, den gewesenen Gesandten im Haag und in der Schweiz, den Freiherrn Carl Rudolf von Buol-Schauenstein, Bruder des Fürstbischofs von Chur, Sohn eines vieljährigen Gesandten bei der Republik gemeiner drei Bünde, nachherigen Bundestagspräsidenten, — einen Mann von den lautersten und besten Gesinnungen, aber unausstehlich durch den Pedantismus all seiner Formen und durch die Starrheit, womit er seine vermeintliche Herrlichkeit als kaiserlicher und als Kreisgesandter festhielt, immer die Courtoisie: „Ew. Kaiserlich Königlichen Majestät allerunterthänigst treugehorsamster Kurfürst und Vetter", stets im Auge zu halten schien, namentlich Montgelas und seine schöne und geistreiche Faustina, Ernestine Arco herzlich langweilte, daher eigentlich gar keine Partei hatte und die Dupe alles Dessen ward, was geschah. — Zwar Buols Gemahlin, Alexandrine Lerchenfeld, war der ganzen haute-volée von München und Regensburg verwandt, und ihr Bruder Lerchenfeld, der Leibhusar der Fürstin Therese Taxis, Schwester der Königin Louise von Preußen und Friederike von Hannover, ein Wissender in unzähligen geheimen Dingen. — Das Blatt wendete sich.

Jetzt gab es in München gar keine österreichische Faction und Coterie mehr, außer etwa ein paar alte Weiber und kopfscheue Pfaffen. — Dagegen erstand eine jugendlich mächtig und kraft-

---

*) Montgelas schickte an den Kaiser Franz diesen Ultraaristokraten, mit der Zusage des unverzüglichen Anschließens der bayerischen Truppen an die Oesterreicher, wie Carl Schwarzenberg mit der Reitpeitsche drohend es gefordert hatte. Indessen zogen aber diese eiligst in der Nacht auf Würzburg zum Anschluß an Bernadotte!! Kaiser Franz sagte zu Rogarola: „Entweder hat man Sie zum Narren, oder Sie haben Mich zum Narren, oder man hat Uns Beide zum Narren!" —

voll anschwellende Partei der alten Waffenglorie und neuen Macht unter Napoleons Gestirn, eine Epoche, das unter dem starren, großen Max, unter Max Emanuel und unter Carl VII. erlittene Versäumniß und Unrecht auf dem Felde der Schlacht und auf dem Bette der Ehren wieder wett zu machen. — Noch war jenen Herbst 1805 in Wien auf Wrede zu rechnen. Der von Mergentheim nach Wien flüchtende Erzherzog Anton empfing von ihm im Reisewagen zu Ellingen treuen und guten Rathschlag: — aber bald nicht mehr. — Bonaparte's Großmuth in Titeln, in klingenden und in liegenden Dotationen überstieg alle billigen Wünsche jenes miles gloriosus, und so wurde jetzt Wrede auf acht Jahre Bonapartisch, bis diesen in der russischen Schneewüste der Würgengel Senacheribs und in den Ebenen an der Elbe sein eigener Starrsinn niederschlug und sein etwas plebejes Scherzwort über Wrede sich richtig zeigte: — »C'est un comte de ma façon, mais ce n'est pas un maréchal à ma façon!« — Jetzt wurde Wrede Monseeisch und Engelhardszellisch. Wenn nach abgestreiften irdischen Fesseln die arme Seele wieder ihre ganze Klarheit gewinnt, möchte es dem tapfern und erfindungsreichen Wrede, im Rückblick auf die ganze Vergangenheit seit dem Vacquant'schen Vertrage (billig vom 14. April 1816) und vom Frankfurter Receß, recht unheimlich geworden sein — über seinen Zwangsplatz in der „Feldherrnhalle" Münchens, neben dem alten, großen Tilly, dem Sieger von Prag, von Lutter, von Wimpfen, von Stadloo, von Höchst, und er sich mehrmals gerne schamroth in seinen Mantel verborgen und verhüllt haben, — wenn er nicht von Erz wäre!

Die dritte Coalition 1805 trat, dem Anscheine nach, unter den hoffnungsreichsten Vorboten zusammen. — Rußland hatte sich Oesterreich, Großbritannien und Schweden, in der Folge auch Neapel enge und redlich verbunden. — Des Krieges Rechtmäßigkeit und seine Nothwendigkeit waren in gleicher Evidenz, und die Kräfte waren unstreitig Bonaparte's großer Macht für den Augenblick sogar überlegen! — Aber wie prophetisch hatte der Fürst Adam Czartorisky (damals Alexanders Ver-

trauter) an den Botschafter Woronzow und an den Grafen Münster nach London dringendst geschrieben von seiner trotz mancher Bedenken tröstlichen Ueberzeugung: »Que vous ne laisserez à la cour de Londres ni paix ni repos, quand il s'agira d'aider les puissances continentales dans leurs efforts et surtout de faire des diversions pour menacer de toute part l'ennemi et partager son attention. — Nous ne saurions assez insister sur le débarquement projeté sur l'Elbe et le Wéser, car autrement notre corps débarqué à Stralsund pourrait dans quelque temps se trouver très-aventuré.« — Dennoch waren leider die unerhörte Schmach von Ulm und die Dreikaiserschlacht von Austerlitz schon vorüber, als englisch-russisch-schwedische Truppen im deutschen Norden wirksam wurden, als am andern Ende des europäischen Festlandes, in Neapel, Lascy's Russen und Stuarts Engländer landeten. Leider hatte es Preußen sogar zu strategischen Zwangsdemonstrationen Rußlands kommen lassen, um die heillosen Berliner Weisheiten zu der so günstig gebotenen als dringend nöthigen Mitwirkung gegen Bonaparte zu bewegen. Dieses ließ bei veränderten Umständen eben dieses Preußenheer sehr verspätet an der Elbe und Saale und an den Eingängen des Thüringer Waldes erscheinen, als Bonaparte sein Heerlager bereits in Wien und Brünn aufgeschlagen hatte und dort gegen jede bessere Erwartung in der cynischen Politik Haugwitzens und im Kleinmuth und der Schwäche Friedrich Wilhelms seine Rettung, wie das Haus Zollern auf sieben Jahre, schwerer als der siebenjährige Krieg, Unehre und Verderben fand, bis der schwache König von den »Jacobins du Nord« in Breslau „als erster Freiwilliger gepreßt" wurde (Febr. 1813)!

Die noch vom Feldzuge 1799 herrührenden Thugut-Lehrbach'schen Verleumdungen gegen den Erzherzog Carl, Deutschlands zweimaligen Erretter, hatten ihn (semper aliquid haeret!) an die Spitze des allerdings zahlreichern und auserlesneren Heeres nach Italien an die obere Etsch berufen, wo Massena ihm defensiv gegenüberstand. — Das deutsche Heer befehligte der Erzherzog Ferdinand von Este, der aus dem Feldzuge des Sommers von 1800 unter Kray

den Ruf der Tapferkeit und der Popularität beim Soldaten hatte: allein er war in Allem seinem Generalquartiermeister, dem redlichen, aber zeitweise verrückten Carl Freiherrn von Mack untergeordnet, noch durch neuerliche carte blanche aus Landsberg, als der Kaiser Franz sein Heer am Lech auf einem raschen Ausfluge besuchte, schnell wieder nach Laxenburg zurückkehrend. — Das treue und muthige Tyrol für seine große Aufgabe begeistern, sollte nach vier liederlich und gedankenlos verschleuderten Jahren, unter ekelhaftem Gamaschenzwiste sonst wackerer Generale, der Mann des Gebirges, der dort und bis in die Waldstädte und bis ins Wallis wohlbekannte und höchst populäre Erzherzog Johann.

Inzwischen hat eine über den langen Sündenlauf mit Recht erbitterte Nemesis kaum je mit also zerschmetternden Donnerkeilen unmittelbar eingegriffen, wie in diesem Beginne der dritten Coalition. Der Vaterlands- und Freiheitsfreund konnte sich nicht einmal recht darüber erfreuen, daß der verworfene Haugwitz endlich abtrat und der zwar noch immer zu sanguinische Hardenberg das Aeußere übernahm, genug verspätet, erst in dem Augenblick, als Metternich seine Uebersiedelung nach Berlin vollendet und Stadion nach Petersburg abgegangen war, den begeisterten Alexander auf den feierlichen Kampfplatz zu geleiten. Doch — welches Ereigniß schlug jetzt dazwischen: versteinernd gleich der Salzsäule, gleich dem Medusenhaupte, der gewaltthätig-räuberische Durchbruch durch Ansbach, die verhöhnende Schändung des preußischen Gebietes! — Die Donau und die in selbe mündenden Parallelflüsse zu umgehen, nicht wie 1796 und 1800 Moreau Tyrol, wie Vorarlberg, beachten zu müssen, den Oesterreichern um so rascher gegen den Inn in den Rücken zu ziehen, ergoß sich Bonaparte jetzt, nicht durch Schwaben, sondern ins Herz von Bayern, auf die Hauptcommunication, auf die Subsistenz- und Rückzugslinie der jetzt mit dem Rücken nach dem Rheine, mit dem Antlitz auf Wien umgedrehten Oesterreicher, die in wenigen Tagen die unerhörte Schmach der Capitulation von Ulm erlebten und erlitten, den Anfang und das klägliche Ende des so großartig begonnenen Krieges in der nämlichen Giftnuß beisammen.

Jetzt traf Alexander als theurer Gast und erwünschter Bundesfreund in Berlin ein. Der Erzherzog Anton flog aus Wien herbei, die ersehnte Mitwirkung zu beflügeln. Am Torgauer Schlachttage (3. Nov. 1805) kam zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen der Vertrag von Potsdam zu Stande, die Wiederherstellung des Luneviller Friedens und eine angemessene Garantie desselben stipulirend, Napoleon noch einmal Preußens Vermittlung anbietend, widrigenfalls die Kriegserklärung aussprechend. — Der Schwur am Grabe des großen Friedrich und Alexanders heilige Versicherungen wehten durch ganz Europa. — Der durch Napoleons reißenden Siegeslauf aus Wien vertriebene Kaiser Franz erhielt den noch immer bezweifelten Potsdamer Vertrag in Brünn und Olmütz, bot ihn in seinen kummervollen Proclamen den Unterthanen und Anhängern als wichtigsten Anker der Hoffnung und schickte dem jungen Metternich das Großkreuz des Stephansordens, weil er doch seinen Namen daruntergesetzt, als die Gewalt der Umstände den gedachten Tractat Alexanders edelm Stolz und Liebe dictirt hatte! Wenigstens vollendete sich jetzt die Vereinigung der Preußen, Sachsen und Hessen, und das ganze Heer bewegte sich in Napoleons Rücken und Flanke nach Sachsen und Hessen, ins Würzburgische und nach Hannover.

Schweden landeten in Stralsund, in Mecklenburg die Russen Tolstoi's, zwischen Elbe und Weser das englische Corps des General Don; die Franzosen evacuirten Hannover und der Herzog von Cambridge mit dem Cabinetsminister Grafen Münster übernahmen die Regierung wieder für Georg III., leider nur auf Tage.

Leider übertrug die kurzsichtige Schwäche Friedrich Wilhelms die Alles entscheidende Sendung an den siegestrunkenen Soldatenkaiser nach Wien dem verworfenen Haugwitz!! In einer Lage, wo jeder Augenblick unberechenbare Gewichte in die Wagschale legen oder daraus hinwegnehmen konnte, zögerte er schon mit seiner Abreise so, daß die Minister Oesterreichs und Rußlands, Metternich und Alopäus, ihn nur in Bewegung setzen konnten durch die Forderung, das große Geschäft lieber ihnen abzutreten! — Mit der Langsamkeit

eines Sterbenden langte er am 30. November in Wien an, um Alles eher bekümmert, als um die zugleich eingetroffenen österreichischen Bevollmächtigten, die Grafen Stadion und Giulay, und herzlich froh, den großen Napoleon in der angestrengtesten Vorbereitung zu einer täglich bevorstehenden Hauptschlacht zu finden, durch welche ihm der Stern des Unüberwindlichen höchst wahrscheinlich alle weitere Mühe ersparen würde.

Der zwar fabelgleiche Fortschritt Napoleons in den unglaublich schmachvollen hundert Tagen vom Aufruf in Boulogne und von Kaiser Franzens Ankunft in München bis zum Preßburger Frieden (19. Sept. bis 26. Decbr. 1805) war in Oesterreich von Umständen begleitet, welche die entschiedene Jämmerlichkeit und durchgängige Incohärenz der Oberleitung, die Seltenheit der Talente und eine Stupidität und einen Kleinmuth in trostlose Evidenz setzten, die mit dem »sauve, qui peut!« Alles viel einfacher und vollkommener ausgerichtet hätten, jetzt aber nicht einmal im Alles Preisgeben und im Davonlaufen Anstand und Methode beachteten, und z. B. beim Ueberliefern eines ungeheuern Materials und selbst der Trophäen keinen Augenblick auf Rettung oder Vertheidigung, sondern nur auf genaue, mit den Inventarien Post für Post stimmende Recipissirung des Feindes bedacht waren!! — scheußliche Capitulationen mit einem öfters bedeutend schwächern, öfters noch entfernten Feinde mit wahrer Ungeduld abschließend.

Die Wiener Gelehrsamkeit hatte sogar hinsichtlich des Eintreffens der Russen die Verschiedenheit des Kalenders vergessen!! Der Durchbruch durch Ansbach mußte bei einem so sehr intercipirten Gebiete, und da früher auch österreichische Truppen $\frac{1796}{1800}$ ihn ohne Aufhebens durchgesetzt hatten, längst erwartet und berechnet sein! — Ein Gewaltiger, wie Napoleon, wird nicht mit Zwirnsfäden angebunden! Uebrigens war es nicht Bernadotte mit den Bayern, sondern Soult, der den Lech hinauf zog und sich zwischen Biberach, Memmingen und Ulm stellte und Mack abschnitt. Auch die Corps von Lannes, von Ney, der herrliche Reiterschwarm Murats sind nicht aus Franken gekommen! — Allerdings hatte Preußens strafbares

Widerstreben das zweite Russenheer allzulang aufgehalten und Mack im Süden verhältnißmäßig allzufrühe losgeschlagen. Aber Ulm sollte ja binnen sechs Wochen ein Hauptwaffenplatz sein, die Bayern sollten überrumpelt, einzeln erreicht und untergesteckt, zugleich sollte Würtemberg und Baden imponirt werden. Wie war da nur ein Augenblick zu verlieren!? — Unglaublich war, wie ein alter, rechtlicher und tapferer Soldat, wie der Fürst Carl Auersperg aus bloßer Geistesschwäche dazu kam, die große Wiener Donaubrücke, die Verbindung mit Böhmen und Mähren und dem ganzen Ueberreste der Monarchie, den Rücken und Rückzug Kutusows, nicht abzubrennen, vielmehr völlig preiszugeben, durch die Lüge von einem Waffenstillstande und durch ehrlose Ueberlistung französischer Heeresfürsten übertölpelt. — Die beiden Kaiser wurden in der Stellung von Olmütz und Olschan fort und fort zur Schlacht gedrängt aus dem angeblich Tag für Tag drückenderen Mangel an Lebensmitteln, während große russische Streitkräfte nur einige wenige Märsche, ja nur einen einzigen Marsch (Essen, Bennigsen &c.) vom Schlachtfeld entfernt waren, während der Erzherzog Carl mit dem italienischen Hauptheer, und durch die leidige Preisgebung Tyrols an ihn angeschlossen, auch mit dem schönen tyrolischen Heere der Erzherzog Johann über Oedenburg gegen Wien im vollen Anzuge waren. Immer erhielt des großen Pitt Schreckenswort ein neu bekräftigtes Siegel: »Ces messieurs de Vienne sont toujours en rétard d'une idée, d'une année et d'une armée!« —

Freilich ist nur mit Entsetzen zu denken, wie nach der Unglücksschlacht jene greuliche Zusammenkunft zwischen den beiden Kaisern, Franz als Supplikant und Napoleon als übermüthiger Sieger, den Waffenstillstand durch den Fürsten Johann Lichtenstein erwirkte und wie den auf's Haupt geschlagenen Russen der ungehinderte Abzug zugesichert ward, wovon der österreichische General Stutterheim vom Schlachtfelde weg Kunde nach Berlin brachte, wo in gleichem Augenblicke der Kaiser Alexander durch den Großfürsten Constantin und den Fürsten Dolgorucki die ganze russische Heeresmacht zum Beistande anbieten ließ.

Der elende Haugwitz hatte die ganze Zeit gar kein Lebenszeichen

von sich gegeben, als wollte er hierdurch seinen Herrn und das preußische Ministerium der Willkür des Siegers überliefern?! Es wurde endlich der Obrist Pfuel eiligst nach Wien abgeordnet, zu erforschen, was denn aus Haugwitz geworden sei? Zu seinem grimmigen Erstaunen fand ihn Pfuel bereits unterwegs. — So saumselig Haugwitzens Hinreise und Aufenthalt, so pfeilschnell war seine Rückkehr von Wien nach Berlin: — denn natürlich durfte ihm Niemand zuvoreilen mit dieser Botschaft, die über die lange bewunderte Schöpfung des großen Königs den Stab brach und die Strafe jenes heillosen Systemes selbstsüchtiger Absonderung und Fischens im Trüben geworden ist.

Unmittelbar beim Könige stieg er ab, sich noch hochrühmend: nicht einen weitaussehenden Kampf (in welchem Preußen wahrscheinlich ganz allein stehen würde) bringe er mit, sondern Frieden und Freundschaft, ja Vergrößerung und Ausrundung!! — Der Schmerz und Unwille lagen schwer auf allen Gemüthern und so furchtbar wühlte und brauste der Strom der Ereignisse, daß es fast noch bedenklicher schien, diesem in den Jahrbüchern der europäischen Diplomatie wahrhaft unerhörten, aber nun einmal unterschriebenen Tractate die Ratification zu verweigern, als sie zu ertheilen!? — Es lag auf flacher Hand, der nächste, der erbittertste, der gefährlichste Angriff stehe von dem neuen Alliirten zu erwarten. Noch schwelgte man in dem lieben Trost eines Aufschubes. Noch täuschte man sich mit der Abtretung jener drei alten und glücklichen Provinzen, Neuenburg, Ansbach, Cleve, zu zögern, man hoffte die hannöverschen Lande nur bis zur Abschließung des allgemeinen Friedens in preußische Verwahrung und Verwaltung nehmen, die Franzosen aber für immer daraus entfernen zu können. — Der König genehmigte die Convention: — Graf Haugwitz ging (13. Januar 1806) nach Paris ab, um diese Umänderungen zu erwirken. — Er kam aber mit der verdienten Schmach seiner Kurzsichtigkeit, mit den Drohungen gesteigerter Gefahr und mit der Henkersfrist einiger Monate wieder heim, mit der unseligen Nothwendigkeit, den Krieg im October 1806 unter den widrigsten und allerunglücklichsten Conjuncturen an- und aufzu-

nehmen, den man im October 1805 unter unendlich vortheilhaftern nicht gewagt hatte.

Ein mit der Göttermilch der ewigen Alten großgenährter Weiser sprach darüber unvergleichbar: »Consumsere tempus agendi, inutili cunctatione consultando. Mox utrumque consilium aspernati, quod inter ancipitia deterrimum est, dum media sequuntur, nec ausi sunt satis, nec providerunt, donec tandem victis et supplicibus partem regni dare placuit, eo libentius, quod tam facile cessissent!«

Unterschrieben hatte Haugwitz den monstruösen Vertrag im Lustschlosse zu Schönbrunn am dreizehnten Tage nach der Austerlitzer Schlacht, neun Tage nach dem Abschluß der Waffenruhe von Seiten Oesterreichs und dem des andern Tages in Hollitsch an der March zwischen Kaiser Alexander und Savary geregelten Heimmarsche der Russen. — Weitaus von den Grenzen seiner Vollmacht und dem Zwecke seiner Sendung völlig zuwider sollte nun Frieden und Freundschaft sein und sogar Bündniß!! Bonaparte garantirte Preußen seine vollste Integrität, Preußen garantirte ihm die Ergebnisse des Preßburger Friedens, beide zusammen garantirten die Integrität der Pforte. Preußen trat an Frankreich ab: Neufchatel; Berthier wurde Generalobrist der Schweizer. Es gab ferner an Frankreich Cleve und Wesel, den Schlüssel des Niederrheins. An Bayern überließ Preußen sein altes Stammgut der Nürnberger Burggrafen, Ansbach. — Auch Oesterreich sah Preußen gern von Schwaben entfernt und jenseits der Linie des Mains. — Bonaparte überließ Preußen wie nach einer über selbes gewonnenen Schlacht Hannover, das es erst durch einen neuen Krieg wieder hätte erobern müßen! Der Berliner Hof war jetzt von aller Welt abgesondert und mit England und mit Frankreich gleich tödtlich entzweit. — Auf das erste Gerücht dieses Friedens äußerte sich des Volkes Stimme, Gottes Stimme, aus Palästen und Hütten und aus allen Gezelten. — Noch hofften deutsche Männer auf Ehre und Gesinnung in Friedrich Wilhelm. — Preußische Banner wehten noch in diesem Augenblicke im Würzburgischen, in Hessen, in Sachsen; noch war der österreichische Friedens-

und Unterwerfungsvertrag nicht förmlich unterzeichnet, noch war die mächtige russische Hülfe ganz nahe. Die zwar sehr großen Lücken von Austerlitz waren durch neu in die Linie eingerückte Heere an dem Tage nach der Schlacht wieder ersetzt, der Erzherzog Ferdinand war im Vortheile von Iglau und Oesterreichs unberührtes, bei Caldiero neu erprobtes Hauptheer im Angesichte Wiens.

Die Entmuthigung war übrigens in Kaiser Franz unbesiegbar. Nach sechstägigen Conferenzen wurde am 26. December im Primatialpalaste zu Preßburg zwischen Talleyrand, dem Fürsten Johann Lichtenstein und Grafen Ignaz Giulay das aus 24 Artikeln bestehende Friedensinstrument unterzeichnet. — Tages zuvor hatte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf Ludwig Cobenzl, seine Entlassung erbeten und der Botschafter in Petersburg, Graf Philipp Stadion, seine Stelle eingenommen. Der geheime Staatsreferendar Baron Collenbach und Weyrotter, einst Suworows Mignon, Generalquartiermeister an den Tagen von Hohenlinden und von Austerlitz, waren schnell nacheinander gestorben. In wenig Wochen traf der Tod auch den (in den letzten Unglücksmonaten sammt seiner Victoria als eine Fackel des Krieges hart geschmähten) Cabinetsminister Graf Franz Colloredo, des Kaisers Franz Erzieher und seit dessen frühester Jugend sein Rathgeber.

Der Preßburger Friede gab Oesterreich Bonaparte's Garantie für seine Integrität nach eben diesem Staatsvertrage: die Räumung sollte in zwei Monaten vollendet sein, jene der Grenzfestung Braunau bis in den April. Alle Usurpationen Bonaparte's in Italien und jenseits der Alpen wurden anerkannt, Bonaparte als König von Italien und sein zu ernennender Nachfolger; — Bayern und Würtemberg wurden Könige und erhielten nebst Baden gleiche Souverainetät, wie Oesterreich und Preußen sie längst geübt. Sie wurden gegen Oesterreich in allen Erbes-, Lehens- und Hoheitssachen völlig epurirt. Toscana kam diesmal aus Salzburg nach Würzburg, dagegen Tyrol und Vorarlberg an Bayern, Salzburg und Berchtesgaden an den Hauptkörper Oesterreichs: — ein kümmerlicher Ersatz!

Alle und jede Artikel dieses sogenannten Friedens waren auf eine

demnächstige neue Offensive berechnet. — Nur ein halbes Jahr nach diesem antalkidischen Preßburger Vertrage wurde durch den Pariser Rheinbund das Aschenhäuflein des heiligen römischen Reiches (12. Juli 1806) vollends auseinander geblasen, wie wir hier noch näher hören. — Der Kaiser dankte ab; die Fürsten hatten ihm den Gehorsam längst aufgekündigt. — Deutschlands sämmtliche Schutzwehren und Vormauern waren geschleift oder in Feindeshand, viele seiner Fürsten durch trügerische Verheißungen in die Höhle des Ungethüms verlockt, oft schon in der Stunde ihres Abfalles selbst um den betrügerischen Köder wieder betrogen!! Keine Grenzen: — denn der Feind blieb in München, in Stuttgart und Braunau sitzen, wie in Frankfurt; Wien, ohne Wehre gegen den ersten Anlauf, war eine Grenzstadt; — alle Lebenswärme von Handel, Schifffahrt und Gewerben erkaltet, das heilige Feuer erloschen und durch die Sperre aller Häfen und Küsten war dem gesunkenen Deutschen auch das Wasser untersagt: — »igne et aquis interdicti!«

Die argen Verwicklungen Hannovers und hiermit Englands in jeden Krieg im deutschen Norden, oder auch in jeden Colonial- oder Seekrieg zwischen Frankreich und Großbritannien (1756—1762) hatte in den deutschen Patrioten längst den Wunsch erzeugt: möchte doch Hannover gegen ein anderes, dem Hause Braunschweig-Lüneburg gelegenes und genehmes Object ausgetauscht werden können! Seit Mortiers und Bernadotte's Occupation drängte diese Nothwendigkeit immer gebieterischer hervor. Die Freunde Preußens sahen in dieser allerdings herrlichen Contiguität (selbst wenn sie mehr als das Westphälische kostete), in dieser Arrondirung und zusammenhängenden Contiguität beider Hälften der preußischen Monarchie, der östlichen und der westlichen, ein hohes Glück für's ganze deutsche Gesammtvaterland, wie Oesterreichs Söldlinge ein solches im Gelingen des Austausches von Bayern für unfehlbar hielten!? Charakteristisch aber für die Charakterlosigkeit des mehr als siebzigjährigen, als Feldherr so sehr überschätzten, als Mann und Fürst durch und durch verlogenen Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig ist, daß er sogar sich selbst eigens nach Petersburg

schicken ließ, um dort einen Eintausch Hannovers mit östlichen Gebieten Preußens für den allgemeinen Frieden genehm zu machen, was auch so schwer nicht hielt und nur an dem furchtbaren Bannfluche scheiterte, den Georg III., sein Haus und das großbritannisch-hannöversche Ministerium darauf setzten. Der Kaiser Alexander war edel genug, dem Könige Friedrich Wilhelm sein Bundeswort zurückzugeben, ohne das seinige gleichmäßig rückzufordern, behauptete jedoch, ein Land könne von dem Eroberer nicht an einen neuen Herrn abgetreten werden, ohne die Einwilligung des rechtmäßigen alten Besitzers. — Haugwitz war indessen nicht weniger überzeugt, sein König würde gar nicht ungewiß sein können in der Wahl zwischen einem kostbaren und höchst gefährlichen neuen Kriege und dem Frieden ohne Opfer, — mit einer bedeutenden und für alle Folgezeit wichtigen Ausrundung und Vergrößerung!? — Von dem an durfte Preußen nicht für den Schaden, noch für den Spott sorgen. Zugleich mit Großbritannien und zugleich mit dessen Erzfeind Bonaparte war es in gleichem Maße entzweit. Die Engländer zerstörten den ganzen Handel und nahmen Preußen fast ein halbes Tausend von Kauffahrteischiffen und Küstenfahrern, sogar die winzigen Schweden blockirten auf's Strengste Preußens baltische Häfen. — In Deutschland wirthschafteten die Franzosen, als wäre über Preußen das Urtheil einer ewigen Nullität bereits ausgesprochen! Die Russen banden ihm die Hände gegen Schweden. — Am Ende des Jahres, wo er selbst den Papst und die Franzosen genöthigt, ihn zu krönen oder krönen zu lassen, trat Bonaparte bereits selbst als Vertheiler von Kronen auf, deren wahrlich nicht beneidenswerthen Trägern ewig sein Degenscepter, gleich dem Schwerte des Damocles, über ihren wackelnden Häuptern hing.

Der Kaiser Alexander hatte den Grafen Metternich in Berlin an der Feder des todtgebornen, alle gerechten Hoffnungen so schnell und so schmählich täuschenden Potsdamer Vertrages sehr graziös kauen sehen! — Sein Aeußeres gefiel ihm. Er hatte auch manche faux airs gemein mit dem gar so gerne verführerischen und gar zu gerne verführten Czaar, oder wie Bonaparte's erstes Wort auf dem

Floß am Riemen gewesen: »grec du bas empire!« Alexander erbat sich Metternich, da Stadion nach Wien zum Minister berufen ward, als Gesandten in Petersburg: indessen schüttelten die Wiener doch die Köpfe darüber und „fanden ein Haar in der Speise", wie man sich dort auszudrücken pflegt.

Als Metternich (6.—8. April 1806) aus Berlin in Wien eintraf, fand er seine Bestimmung gar sehr verändert durch die weit unangenehmere, dornenreiche Ernennung als Botschafter an Bonaparte's neurömisches Heer= und Hoflager in Paris.

In Petersburg beim Czaar war Graf Clemens Metternich sogleich ersetzt durch den Generallieutenant Max Grafen von Meerveldt, aus einem uralten Geschlechte Westphalens, von der Schule Macks in Belgien, einen der ausgezeichnetsten Reiteranführer und Parteigänger, die $\frac{1796}{1800}$ den Rücken Moreau's so unsicher machten, wie auch Degenfeld, Wallmoden, Scheibler ꝛc. — Graf Meerveldt, Oberster bei Kaiser=Chevauxlegers, auch bei den Uhlanen, und sehr frühe der Proprietär des ersten solchen Regiments, aber auch Oberst im Generalstabe, war insofern eine höchst seltsame Erscheinung, als Niemand ihm scharfen Verstand, große Ruhe und Klugheit, kalte Tapferkeit und Unternehmungsgeist absprach, für die Strategie, wie für die Diplomatie, in welcher letztern er sogar bei dem wortkargen, eisigen Thugut mit dem Lieblinge Bernard Freiherrn von Degelmann wetteiferte. — Auch Stadion, auch Metternich achteten ihn sehr. — Er gewann die heftigen Treffen von Offenburg und Oberkirch, that in den Schlachten bei Wetzlar und Uckerad gute Dienste, hieb das Fußvolk und das Geschütz wieder heraus, glänzte aber schon bei Neerwinden und Famars unter dem Alles auf ihn haltenden, Alles ihm vertrauenden Mack. — Meerveldt schloß mit dem Grafen Heinrich Bellegarde im April 1797 für den Erzherzog Carl die erste Waffenruhe mit Bonaparte, der in wenig Tagen in der Abtei Göß bei Leoben die Friedens=Präliminarien folgten. — Er gab dem 28jährigen Bonaparte, »cui laurus aeternos honores italico peperit triumpho,« die erste Kunde von dem wirklichen Aufstande der venetianischen Terra ferma. — Meerveldt war auch nach 16 Jahren

(1813 Oct.) der letzte Parlamentär zu Napoleon. Im Leipziger Gottesgerichte, bei Dölitz, an dem drohenden 16. October 1813, von den Polen des auf der nachmaligen wilden Flucht in der Elster ertrunkenen Poniatowsky gefangen, wurde Meerveldt nach dem Schlosse Lützschena bei Schkeuditz vor Bonaparte gebracht, der ihm, nach einem langen Galimathias über das Widersinnige des Bundes seines Schwiegervaters, des Kaisers Franz, gegen ihn, einen (vorgeblichen) Brief an diesen mit Separatfriedenslügen mitgab. — Meerveldt, in verschiedenen Missionen gebraucht, starb als Botschafter in London. — Noch ist es eine höchst seltsame Fügung, daß Meerveldt, von dem man behauptete, er sei nicht ohne Falsch gegen den edeln Erzherzog Carl im Thugut-Lehrbachisch-Sauran'schen Sinne gewesen, vom Glücke völlig verlassen und trotz seines Geistes und Muthes mißhandelt worden, bei jeder Gelegenheit im Detail geschlagen, ja selbst gefangen, überfallen, zersprengt, wie von Davoust bei Mariazell, als er zur Austerlitzer Schlacht zu spät und unnütz kam, und sein Name stets unglücksschwanger und von düsterer Vorbedeutung blieb, auch die von ihm im Novbr. 1805 angeschuldigten Regimenter (z. B. Deutschmeister und Joseph Colloredo) den Proceß gegen ihn gewannen und bei der Parole, unter Trommelschlag, nach alter Kriegessitte freigesprochen wurden. — Auch in Meerveldts später Ehe (zu welcher er, wie der hof- und kriegsversuchte Graf Ferdinand Waldstein-Dux, die römische Dispens vom schwarzen Kreuze des deutschen Ordens gebraucht) war romantischer Schwung. Seine Gemahlin, die himmlische Therese, Schwester des 80jährigen, noch lebenden, geistreichen Fürsten Franz Dietrichstein, die innigste Liebe des edeln Kaisers Joseph, ward von ihm 1787, wo er in den Türkenkrieg zog, seinem vertrauten Reisebegleiter und Kammerherrn Grafen Philipp Kinsky vermählt. Der stolze, finstere Mann glaubte sich aber verletzt, wähnte sich zum Deckmantel (oder wie die Wiener sagen, zum „Elephanten") mißbraucht, glaubte an ein mehr als platonisches Verhältniß zwischen Theresen und dem Kaiser, schied gleich nach der Trauung von ihr, eilte nach Venedig und Rom und hat sie niemals berührt. — Die vornehmsten, edelsten

Männer warben um die Herrliche, die so, wie Kinsky, auch ihrerseits alsogleich an Scheidung dachte: — aber der Katholicismus Beider stand unerbittlich im Wege. Endlich nach Jahren gab der Nuntius Severoli in Wien den Einschlag, auf den Rath der Mutter, Gräfin Christiane von Thun zu Tetschen, sie möchte constatiren, die Trauung sei unter den heftigsten (von Theresen überhaupt ungeheuer gefürchteten) Gewitterschlägen geschehen, und sie sei dabei stets halb ohnmächtig und fast ganz bewußtlos gewesen. Der Copulant, der in der Nicolsburger Schloßkirche die Trauung verrichtete, der Mutterbruder Graf Leopold Thun, letzter Fürstbischof von Passau, gab das nicht sehr pflichtgemäße Attest: — „Er habe gar nicht gehört, daß die Ohnmächtige das so wesentliche Ja! ausgesprochen habe.“ Damit ließen die anderweitig mit klingenden Gründen mächtig bearbeiteten Römlinge sich genügen: — »mundus vult decipi!« Kinsky's Ehe ward als wesentlich defect, ja null erklärt, und jene mit Meerveldt sofort eingeleitet *).

In den wenigen Tagen, seit dem Abschlusse des Preßburger Friedens, hatten die furchtbaren Ereignisse dem großen Pitt (23. Jänn. 1806) das Herz gebrochen. — Hannovers Besitz durch Preußen war (26. Jänn.) wirklich ergriffen und der Krieg an letzteres erklärt, der Thron von Neapel umgestürzt (12. Febr.), das Vorgebirge von den Briten ersiegt (28. Febr.) und die unglückselige Verwicklung mit der Russen Falschheit in Cattaro eingetreten.

---

*) Wie der umsichtsvolle kalte Meerveldt doch ein Sclave meist kleinlicher Leidenschaftlichkeiten, also ein schlechter Diplomat war, erwies unter Anderm folgende schon vor Bignon bekannte Anekdote. — Der Botschafter Caulaincourt hatte an Meerveldts letzten Tafeln einen alternden Franzosen bemerkt, dessen Decoration das alte Ludwigskreuz zu sein schien. Er erkundigte sich und erfuhr, es sei der Graf von Blacas, $\frac{1814}{1815}$ so berühmt als Minister Ludwigs XVIII., dem er allerdings romantische Treue bewiesen. — Der Botschafter nahm endlich die Sache, wie er sollte, als grobe Vernachlässigung der schuldigen Rücksichten und somit arge Beleidigung. Ueber die wiederholte lebhafte Beschwerde zu Wien erfolgte endlich Meerveldts Abberufung, jedoch spät und sehr »de mauvaise grace.« — Leider wußte Stadion seinen Aerger, seine Abneigung, seinen offenen schlechten Willen gar nicht zu bemänteln oder zu beschönigen! — und der ärgste Bonapartehasser mußte leider in vielen Fällen gestehen, daß der sonst so ritterliche, wahrheittreue Minister des eingeklemmten Oesterreich wenigstens in der Form im Unrecht sei!

Damals war Metternich 33jährig, kaum ein römischer Juvenis, fast noch Adolescens. Bis nahe zu den Achtzigen herauf währt sein zweiundvierzigjähriges, fluchwürdiges Walten: — das Ebenbild herzlosen, providenzspielenden Uebermuthes und providenzhöhnender, herausfordernder Frevel an Menschheit und Vorsehung, diebischer Nepotism, lähmender Geiz in der Verwaltung, — in Schifffahrt und Handel, im Heere; nirgend goldene Früchte eines dreißigjährigen Friedens, überall laute Klagen über Rückschritt, Armuth und Sinken, dagegen die unsinnigste Verschwendung in zwei Zweigen, die Metternich für die einzigen hielt und die er ausschließend an sich gerissen: — in der Diplomatie und in der geheimen Polizei mit ihrer tausendarmigen, volksvergiftenden Verleitung zu Verbrechen und deren Steigerung.

„Aus den Früchten werdet ihr ihn erkennen!" Stellet blos das aufständische Wien in den März- und Maitagen 1848 gegenüber dem Wien vom 16. Jänner 1806 und dem Wien vom 26. November 1809, das nach mehrfach verschuldeten, unerhörten Schicksals- und Dummheitsschlägen seinen Kaiser im edelsten, die siegestrunkenen Fremden versteinernden Entzücken, gleich dem köstlichsten Juwel des Sieges und Flores, wieder aufgenommen hat:

„Damals, Herr, warst Du so traurig und gebrochen war Dein Herz,
Da erschlossen unsre Herzen, reich und warm, sich Deinem Schmerz!
Lasse jenes Hochgewitter gern Dich mahnen immerdar,
Da es hell den Regenbogen unsrer Liebe Dir gebar!
Herr, Du standst beraubt des Schildes, waffenlos und unbewehrt,
Da erstand die Kraft des Volkes, Mann an Mann und Schwert an Schwert,
Rings um Dich sahst Du's im Kreise, wie ein Feld voll Garben steh'n,
Das der nächste Lenz erneute, wenn im Herbst Du's ließest mäh'n!
Herr, Du warst einst arm und dürftig! Sieh, da boten freudig Dir
Väter ihrer Kinder Erbe, Jungfrau'n ihre goldne Zier:
Alles gab das Volk Dir gerne und behielt nur jenes Gold,
Drin sich seine Berge sonnen, das in seinem Herzen rollt.
Jetzt sind wir verarmt und dürftig, wehrlos und gebeugt von Schmerz:
O erschließe jetzt dem Volke warm und freudig Du Dein Herz!
Gieb ihm Waffen, helle, scharfe, offnes Wort in Schrift und Mund,
Gieb ihm Gold, gediegnes, reines, Freiheit und Gesetz im Bund!"

* * *

*
* *

Der Schreiber dieses begleitete an einem frostigen Nachmittage des eben eintretenden Octobers 1809 über den von Schanzarbeitern, Schildwachen und zottigen, von ihren Ochsen und Schweinen nur wenig unterschiedenen, ungarischen Bauern und Hirten wimmelnden Wall des scheußlichen Comorn den gerade abgetretenen und der Einsamkeit seines böhmischen Chodenschlosses, später vielleicht den geistvollen Zirkeln Prags zueilenden Minister des Aeußern, Grafen Philipp Stadion, der jetzt voll Ungeduld der Postpferde harrte. — Er hatte so eben nach der wenig tröstlichen Abreise der Herren von Knesebeck und Czernitschef aus des Kaisers Franz klagereichem, aber rath- und thatarmem Hoflager im Franz Esterhazy'schen Schlosse zu Totis sein Portefeuille dem erst in sein 36. Lebensjahr getretenen Botschafter in Paris, dem Grafen Clemens Metternich überlassen. — Dieser war von dort, auf Napoleons Geheiß, durch Gensdarmen kurz vor der Wagramer Riesenschlacht auf eine Weise nach Wien und an die österreichischen Vorposten zurückgebracht worden, die der türkischen Einsperrung in die sieben Thürme nur wenig nachgab. — Nach einem Ausbruche nicht ungerechter Entrüstung über das Militärcabinet des Erzherzogs Carl, namentlich über die vor wenig Tagen in den Coterien von Ofen und Pesth in Umlauf gesetzten Briefe des beim Erzherzog Generalissimus allmächtigen Chefs dieses Cabinets, Grafen Philipp Grünne, an den Fürsten von Ligne, fuhr Stadion in einem raschen Uebergang auf Metternich mit einem ungewohnten Ausdrucke von Heftigkeit ganz für sich allein auf: „Könnte ich diesen abgründlich leichtsinnigen Lebemann eines so ernsten und festen, fast altrömischen Gedankens fähig achten, ich hätte wahrhaftig geglaubt, Er

habe diese Riesenglut entzündet, die jetzt in ihrer Asche noch furchtbar drohend verglimmt: — blos in Gier, mein Portefeuille an sich zu reißen und auf meinem Platze zu stehen!"

Gegen einen andern Charakter hätte dieser Schrei des Unmuthes die Bürgschaft eines richtigen Instinctes und der Wahrhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit gehabt: — hier war es nicht so. — Allerdings hatte Metternich bei dem großen Ausbruche 1809 mächtigen Antrieb und Antheil; allein trotz seiner angebornen Idiosynkrasie gegen alle großen Entschlüsse oder Wagnisse, gegen jedes Werk kraftvollen Gedankens und anhaltender Folgerichtigkeit, war er diesmal, was er sonst nicht leicht war: er war das Werkzeug fremder Anhetzung, das Werkzeug der Rachgier zweier ihm überlegener, seit dem Tilsiter Frieden und seit der daselbst im erobernden Sinne geknüpften und verknüpften russischen Allianz von Napoleon tödtlich beleidigter früheren Anstifter und Vollführer der größten Dinge, Talleyrand's und Fouché's! — Ihr Grundgedanke war freilich so untrüglich, wie die Folge vom Tag auf die Nacht, vom Winter und Sommer es ist: — nämlich der unnatürliche Offensivbund Alexanders und Napoleons könne nicht wurzeln, er könne nicht dauern. Das Wiener Cabinet werde von Napoleon geäfft mit plumpem Lügentrost auf türkische Südprovinzen, theilweise sogar auf das große illyrische Dreieck, auf das rechte Donauufer!! Im nämlichen Augenblicke verheiße Bonaparte die Donaufürstenthümer durch Savary und Caulincourt an Alexander, bedinge aber mit treuloser Hinterlist und Kühnheit gleichzeitig für Frankreich ein Aequivalent dafür, — jedenfalls auf Unkosten des verzweifelnden Preußen (allenfalls Schlesien??). Freilich mußte er von Schlesien selbst eingestehen: „Ihm sei es zu fern, den Russen sei es viel zu nahe." — Beiden Theilen war es klar, daß Bonaparte hierin nur eine Schildkröte der Unmöglichkeit vorschieben wollte! — Talleyrand und Fouché sahen ihn schon unter der Wucht und unter dem Drange der schrecklichen Lawine in Nordost und Südwest erliegen; sie hofften ihn zermalmt in seiner titanischen Himmelsstürmerei gleichzeitig südwärts in der hispanisch-lusitanischen Halbinsel und zugleich im Norden in den grundlosen polnischen

Marschen, in den Schneewüsten und auf den Eisfeldern Rußlands: am rettungslosesten, wenn auch noch in der Mitte des alternden Welttheiles Oesterreich für den gesammten Nachlaß des Mittelalters, für die alten, wider die neuen Dynastien, für Besitz und Recht und für die Bevormundung durch das Gewesene wider das Genie und die Gegenwart den Handschuh eines dritten Kampfes hinwürfe, des schwierigsten und gefährlichsten von allen!? — Bonaparte selber hatte durch das beständige ungeduldige Hin- und Herlegen der politischen Gewichte, durch die muthwillig frevle Vervielfältigung und Potenzirung seiner Aufgabe die Zündstoffe so nahe gerückt, daß die Flamme drüben oder herüben gleich in den ersten Tagen vor oder nach Erfurt ausbrechen konnte, daß es für Oesterreich unverantwortlich gewesen wäre, die letzte Rettungschance unbenützt verstreichen zu lassen, welche die spanisch-portugiesischen Urstände, die Gährung Italiens, die Verzweigung in Preußen, die Begeisterung in Oesterreich, das Embarras Rußlands mit der Pforte, mit Schweden und mit England jetzt noch darböten!?*). Wünsche man auch in Wien das wirkliche Losschlagen erst im Frühling (zur Vollendung mancher Rüstungen), sei man doch gewiß nicht so kurzsichtig, den letzten freien Athemzug nicht unerwartet rasch und vollkräftig zu benutzen, sondern unthätig den Augenblick abzuwarten, den einer der größten Heeresfürsten aller Zeiten sich selbst als den bequemsten aussuchen würde!? —

Größer allerdings als jemals war die Chance, herrlicher als je die Begeisterung im Heer und Volk Oesterreichs: jedenfalls war es seine Heldenperiode. Aber ein böses Vorzeichen: zum Herold, zur Posaune dieses „heiligen Krieges" war der leichtfertige, sardanapalische, nirgend Vertrauen einflößende Metternich von zwei allerdings großartigen Böswichtern berufen und auserkoren. Diese „Unzucht der Providenz mit sich selbst" mußte schweres Mißtrauen einflößen. Doch es war einmal der Alte der Tage im Zuge seiner Ironie, die diesmal (1809) den Hochmuth durch den stolzesten aller

*) Lebensbilder I. 72. diese Stelle eines Metternich'schen Berichtes in dem durch Walmoden und Metternich für England bestimmten Hauptgespräche Stadions.

bisherigen Siege den Giebel erklimmen ließ und ihn dann (1812) am Fuße wieder herabriß in die schlangenvolle Tiefe, keinen Antinapoleon gegen ihn duldend, sondern, wie wir schon einmal gesagt, ihn mit Strohhalmen in den Staub niederstoßend, aus dem er sich emporgeschwungen!! Diese Ironie zeigte ihre Quadrat- und Kubikwurzel, als nach strafbar vergeudeter Heldenkraft und mißlungenem Opfer der (noch vor Kurzem zu Gunsten seines Bruders Ferdinand von Würzburg zur Abdication aufgeforderte) Kaiser Franz der vielgeliebten Tochter Louise Napoleons Bildniß vortrug, etwa wie ein Missethäter das Heiligenbild auf dem Pfade zum Hochgericht. — Ein dritter ironischer Sarkasmus auf allen Menschenwitz, auf jede Menschenkraft, war auf dem Leipziger Monarchenhügel, wo, als gar zu viele Hunde endlich doch des Hasen Tod waren, die Wolkenstimme des Ewigen dem Kniefalle der drei Monarchen und ihrem: „Nicht Uns, o Herr, sondern allein Dir die Ehre!" entgegnete: „Nur wieder aufstehen und aufsetzen; für heute sei es genug! Verdient habt Ihr's freilich nicht! — Geht Eure Wege und — bessert Euch!"*) — und etwa ein viertes Spottbild, Napoleons Portrait in jenem fanatisch rasenden provençalischen Städtchen durch seines kaiserlichen Schwiegervaters klugen Polizeimann General Koller vom Pfahl herabgenommen und dafür gesorgt, daß der ins Incognito des Kutschenbockes und des Kutscherpelzes geflüchtete Erdengott ungesteinigt und unzerrissen nach dem Eilande seines Bannes, nach Elba abgeführt werden mochte.

„Das ist nicht Politik. — Es ist blos Intrigue; aber Herr von Metternich betrügt sich. Mit der Lüge hilft man sich nur einmal durch!" — sagte später Napoleon zu Langensalza, hineilend nach Lützen und Dresden, wo in der Folge Metternich den großen Lügner doch noch überlog!! — Aber so sehr war er, selbst gegen Bonaparte, im Uebergewicht um die Lügenpalme, daß selbst ein so edles Werk, wie Oesterreichs große Bewegung und Rüstung 1808, erbleichte, weil Metternich ihr Herold war, sein altes Lied wieder

*) »Discite justitiam moniti et non temnere divos!«

ableiernd in dem Lügenbriefe, durch Vincent von Kaiser Franz an Napoleon nach Erfurt gebracht: wen sollte, wen konnte er blenden?!

Ein Vorwurf außer allem Zusammenhange mit Metternichs innerster Lügenverpuppung wurde übrigens dem leichten Manne von Patrioten gemacht, dem aber der edle Stadion auch nicht entging. — Die Würfel des eisernen Kampfes darob schüttelnd, ob ein Haus Lothringen noch ferner existiren und regieren solle, hätten sie Maß und Ziel der Geistes- und Charakterkräfte und der Richtung des Kaisers Franz und seiner Brüder gründlicher kennen sollen! Es war ihnen dazu, wie über Alexanders und Friedrich Wilhelms Starkmuth, die Gelegenheit und Muße geboten, nach dem Potsdamer Vertrag und nach der Farçe an des großen Friedrich Sarge, am Morgen und in der Schlacht bei Austerlitz, in des elenden Haugwitz Schildkrötengange nach Wien und in seinem Wieselheimlaufe nach Berlin, in des Erzherzogs Carl Anmarsche auf Wien, dessen ungeheurer Bogen schier über Belgrad zu gehen schien, auch in des Kaisers dritter Vermählung? — Zwar waren auch 1799 die Chancen sehr günstig: — das feile und feige Directorium war am Absturz, Europa ziemlich einig, Bonaparte und sein Heer in Egypten. — Auch der Bund von 1805 hatte Ueberfluß an Mitteln und willkommene Verhältnisse; aber trotz der Lorbeern von Ulm, von Austerlitz, von Jena, von Friedland, waren Bonaparte's Verwickelungen die furchtbarsten im Uebergang ins Jahr 1809. Aller schlichte Sinn mochte wohl meinen, der Moment sei der letzte, in Ehren zu stehen oder in Ehren zu fallen, nicht in der Schmach Carls IV. und Ferdinands VII. Wirklich hing es auf dem Floß über dem Niemen nur an einem Haar, soll die Katastrophe in Bayonne und Madrid, oder über Wien und Ofen, soll sie über Spanien oder über Ungarn hereinbrechen? soll der cottoyirende und entscheidende Durchmarsch eines Franzosenheeres über den Ebro und über die Pyrenäen nach Portugal ziehen, oder über Preßburg und Buda auf Belgrad gegen die Pforte, deren Theilung eine beschlossene Sache und in Petersburg und Wien dort verheißen, hier angekündigt, aber widerwillig abgelehnt schien.

Nach den den ganzen Krieg schon in den ersten vierzehn Tagen

seines Zweckes und des besten Gelingens grausam beraubenden Unglücksfällen von Arndorf, Siegenburg, Landshut, Eckmühl und Regensburg begann alsogleich das Leichteste: — die Recriminationen! — Vor Allem machte des Erzherzogs Carl militärische Bureaukratie Stadion die bittersten Vorwürfe, daß alle mit solcher Sicherheit von ihm unterstellten Voraussetzungen sammt und sonders auf den Sand gebaut gewesen seien und sich durchgehends trügerisch erwiesen hätten. Freilich hatte Stadion nicht bestimmt genug auf die Eröffnung der Feindseligkeiten dringen können, welche der Generalquartiermeister Mayer schon auf Ende Februars versprochen hatte (als Napoleon kaum aus Madrid und John Moore's Heer kaum in Ferrol eingeschifft war), zu kraftvollem Ausbruche der Hauptmacht aus Böhmen nach Sachsen und in die Oberpfalz vordringend, zur einzelnen Niederlage der feindlichen Streitkräfte Bernadotte's, Davoust's und Lefevre's, zur Mitwirkung des Vulkanism in Preußen und im ganzen Norden. Die französische Heeresmacht im mittlern und südlichen Deutschland war ganz richtig nicht im halben April, noch viel weniger im Februar vermögend, der österreichischen das Gleichgewicht zu halten. „Diesmal müßten die Deutschen des Südens ihm heraushelfen," sagte Bonaparte selber in Dillingen zum Könige Max Joseph, meinte aber doch, wüthend über Berthiers schlechte Aufstellung, welcher Davoust unverantwortlich bloßgestellt habe, „er werde wohl nach Straßburg über den Rhein müssen, aber gleich einem Blitzstrahle wiederkommen und der Oesterreicher Stolz und Undank zu Schanden machen." — Das im Ganzen überlegene, stärkere österreichische Heer war gleichwohl, verkehrt genug, auf allen Angriffsstellen und Stellungsschlüsseln schwächer, — selbst zwischen den Hauptpunkten, Landshut und Regensburg, war eine elende, durch den ersten kühnen Angriff schmählich zerrissene Verbindung, — die große Macht auf beiden Donau-Ufern, von den Ausgängen des böhmischen bis zu den Eingängen ins tyrolische Gebirge zerstückelt, ohne alle Einheit (selbst nach Stuterheim), ohne alle Kenntniß von der Macht, von der Aufstellung, von den nächsten Planen, Bewegungen und Märschen des Feindes, und ohne An-

stalten, sich solche zu verschaffen. Aber die geringste retrograde Bewegung Napoleons, ein noch so kurzer Rückzug über den Rhein — und von Basel loderte, nach der damaligen Stimmung und Lage, ganz Deutschland in lichterlohen Flammen auf, und das heldenmüthige Aufblitzen von Schill, Dörenberg, Katt, Hirschfeld, Krosigk ꝛc. war so wenig ein fruchtloses Abblitzen, als der Tyroler Aufstand, der freilich die einzige, vollständig und weit über alle Erwartung gelungene Episode der großen Tragödie gewesen ist. In dreimal 24 Stunden das ganze Land und damit die Schlüssel Italiens, der Schweiz und Oberdeutschlands erobert, über 8000 Feinde unter dem caudinischen Joch Gefangene der Bauern, ohne einen Soldaten auch nur gesehen zu haben! Bis fast auf den Tag des Kriegesausbruches war es noch ungewiß, ob nur ein einziges oder ob zwei, ob das achte und neunte (Chasteler und Giulay) oder nur das achte Corps (Chasteler) Oesterreichs Heeresmacht in Italien und Tyrol ausmachen würden? Niemand wußte, wer Koch oder Kellner sei? Höchstens schien man ungewiß über die nach dem Siege zu vertheilende Beute, Decorationen und ungarischen und Banater Prädien?? — Radetzky, außer sich über den unverständigen Galimathias und Weichselzopf von Hin- und Hermarschiren, eilte von Eggenfelden zum kläglichen Generalquartiermeister Prohaska nach Regensburg hinein: „Was ist denn um Gottes willen unser Plan?!“ — „Plan? Plan?? — Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrem Plan wollen?! Mit 148,000 Mann marschirt man auf den Feind los und schlägt ihn. Das ist der Plan!“ — Der herrliche Plan lag auch allzubald am Lichte. Sogar die höchst wichtige Verbindung mit Hiller und dem Erzherzog Ludwig, von der Donau an, Isar und Inn, ward im ersten Anlauf über den Haufen geworfen. Hätte der französische Oberste des 48. Linienregiments gegen den mit seiner Uebermacht Sturm und Niedermetzlung drohenden Fürsten Johannes Lichtenstein nicht den Kopf verloren und den unendlich wichtigen Punkt Regensburg mit seiner unschätzbaren steinernen Brücke nicht übergeben, so war eine partielle Reprise der Scenen von Ulm und Trochtelfingen unvermeidlich. Zu spät hatten die feindlichen Caval-

leriemassen die von den überall bedrängten Oesterreichern geschlagene zweite Brücke entdeckt und auf das eiligst übergehende Fußvolk einzuhauen begonnen, als eben der Fürst Johannes Lichtenstein, ihnen in Flanke und Rücken stürzend, den Fliehenden Zeit gewann, obwohl ihm der Hut vom Kopfe gehauen und abermal ein Pferd unter dem Leibe getödtet wurde. Unfreundlich zugerichtet, in die Stadt sprengend vor des Generalissimus Wohnung, wurde er vom Oberküchenmeister General Delmotte rundum abgewiesen: „der Erzherzog habe erst wieder einen seiner epileptischen Anfälle gehabt und könne nicht die geringste Geistes- oder Gemüthsbewegung ertragen!" — Was im Munde des sterbenden Tilly eine folgenreiche Warnung gewesen: „Regensburg, Regensburg!" das bricht den Stab über den Kriegsruhm des Erzherzogs Carl! — Diesmal (1809) war er dem Feind an Macht und Mitteln bedeutend überlegen (auch 1805 an der Etsch Massena), das Heer war vom besten Geiste beseelt, seine Vollmachten unbeschränkt und die Klagen über den Kaiser und über den Kriegsrath und die durch selbe gebundenen Hände waren diesmal durchaus unzulässig. — Persönlichen Heldenmuth, angebornen Kriegergeist, manchen wahrhaft plutarchischen Schlachtmoment (Vorreiten und Fahnen ergreifen ist schon ziemlich banaler Knalleffect geworden), Liebe und Sorgfalt für den Soldaten (nicht selten auch nach der Art des Bruders Kaiser Franz in streng herrische grausame Willkür ausartend, von jener Species der Liebe, die das Testament Franzens allen seinen Unterthanen vermachte und sie durch das obrigkeitliche Vorlesen desselben in Massen ennuyirte), nicht genug zu verdenkende Sorge um die so lange barbarisch vernachlässigte wissenschaftliche Ausbildung wird dem Erzherzog Carl Niemand anfechten, Niemand wird ihm den Ruf eines der trefflichsten Divisionsgenerale streitig machen: aber der April 1809 schließt ihn geschichtlich aus, auf immer aus der freilich kleinen Reihe der großen Heeresfürsten. Er hatte zum Theil winzige Gegner. Jourdan mit dem höchst unverdienten, mit dem Luftballon und mit den Thugut-Waldeckschen Ränken zu theilenden Lorbeer der von den Oesterreichern gewonnenen Schlacht von Fleurus, zeigte auch im Hochsommer 1796 bei Amberg

und Würzburg nur eine erhabene Mittelmäßigkeit, welche seine siebzehn Jahre spätere unerhörte, ganz Spanien verwirkende Niederlage von Vittoria erklärt: — eine Niederlage, wie Carl zeitlebens keine beigebracht hat. In einer wahren Schlacht hat er weder Moreau noch Massena überwunden. In dem parirten Stoß in dem blutigen Mennet von Caldiero rühmte auch der Feind sich des Sieges. Bei Aspern siegte der Heldenmuth des gemeinen Mannes über die Ideenarmuth der obersten Leitung; in der gedruckten Disposition zur Schlacht wäre es schwer, etwas Anderes zu entdecken. — Napoleon lief blindlings dem Glanzphantome so raschen Einzugs in Wien und der Entthronung der Dynastie nach, alle Verfolgung der Geschlagenen und Zerschlagenen in den Böhmerwald hinein und das Verschwinden der zersprengten Streitkräfte versäumend. An einen Uebergang zu Linz, an noch eine Schlacht um Wien konnte beim Heere Carls Niemand mehr im Ernste denken! — In Budweis waren abermal acht Tage versäumt mit Vorwürfen, Thränen, Verzeihen, Kreuzigen, Schenknissen und fruchtlosen Erwartungen, wie Napoleon den an ihn aus Neumarkt gerichteten Bettelbrief voll unwahrer und geschmackloser Complimente aufnehmen würde??*) —

---

*) Aus Linz erst schrieb er an Davoust: „Ich weiß nicht, ob ich auf das Geschmier eine Antwort gebe? — So ist das Volk: — beim ersten Hoffnungsstrahle gleich wieder voll Uebermuth und Hoffart und im ersten Unglücke wieder kriechend und feig!“ — Der Brief lautete: „Sire! Eure Majestät haben mir Ihre Ankunft mit Kanonendonner angekündigt, ohne mir Zeit zu lassen, Sie zu complimentiren. Kaum unterrichtet von Ihrer Gegenwart, konnte ich diese durch den Schaden ahnen, welchen Sie mir zugefügt haben. Sie haben mir viele Leute abgenommen, Sire. Auch meine Truppen haben einige Tausend Gefangene gemacht auf den Punkten, wo Sie nicht den Befehl führten. Ich mache Eurer Majestät den Vorschlag, sie Mann für Mann, Grad für Grad auszutauschen, und wenn Ihnen dieser Antrag gefällt, mir Ihre Gesinnungen über den zur Auswechslung bestimmten Platz wissen zu lassen.

Ich fühle mich geschmeichelt, Sire, mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts zu kämpfen. Ich wäre glücklich, wenn das Schicksal mich erlesen hätte, meinem Vaterlande die Wohlthat eines dauerhaften Friedens zu versichern. Welche immer die Glücksereignisse des Krieges oder die Annäherung des Friedens sein mögen, bitte ich Eure Majestät zu glauben, daß mein Ehrgeiz mich Ihnen immer entgegenführt und daß ich mich gleichmäßig geehrt halte, den Degen oder den Oelzweig in der Hand, Eurer Majestät zu begegnen.“

Den Ueberbringer behielt Napoleon als Gefangenen: „Er nehme gar keine Parlamentärs mehr an." — Aspern war nur ein parirter Stoß, eine negative Metzelei ohne alle Folgen, nur durch die Beihülfe der Donau!! Wurde ja doch bei Massena's heroischer Gegenwehr die Disposition zur Retraite der Oesterreicher gegen den Bisamberg schon zu entwerfen sich angeschickt, als der Fürst Johannes Lichtenstein, „der erste Soldat von Aspern," wüthend herbeisprengte und — seinen lumpigen Hut in die Augen drückend, aufschrie: „Was? retiriren?? — warum nicht gar? — Die Schlacht ist ja gewonnen*): sie räumen ja das Schlachtfeld und gehen hinüber!" — auf welche Nachricht sohin die Glückswünsche kamen, kein Ende nehmend, daß an eine Benutzung des Sieges gar nicht gedacht wurde! — Nur ein im Purpur Geborener, mit dem »droit divin« gefirmt und mit legitimem Oele gesalbt und bestrichen, konnte 1844 zur Hochzeitsfeier seines Sohnes in eben dem Regensburg, in der Walhalla Platz nehmen und sich als „Erretter Deutschlands" ansingen lassen!! — Das Versäumen aller wahren Kräftigung zum Riesenwurf in Wagram, die defecte Idee zu dieser großen Schlacht, das Versäumniß ihrer Glanzmomente, die machiavellistische Ausflucht über die vermeintliche Verspätung des (ein paar Tage früher zurückgewiesenen, jetzt als letzter Nothnagel mit seinem todesmatten Häuflein herbeigerufenen) Erzherzogs Johann ist nicht zu leugnen, noch zu beschönigen. — Deshalb steht Carl noch immer hoch über seinem Großoheim († 1780) und dessen Schlachten von Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Prag und Leuthen, — immer noch würdig des Ur-Urahns Carl († 1690), dem aus dem Entsatze Wiens ein schöneres Lorbeerblatt als selbst den Polen gebührt.

Seit der etwa von 1590 datirenden Gegenreformation, die Schritt für Schritt mit dem (alles urkundliche Recht und allen

*) Diese Züge aus dem eigenen Munde beider Helden, des Fürsten Johannes und Radetzky's.

historischen Boden zerwühlenden und die „Revolution von Oben" entscheidenden) Absolutism vordrang, die herrlichen Keime der Nationalbildung zertrat, den österreichischen und böhmischen Adel fast ausrottete und unter fremde Banner trieb, hatte Oesterreich gar keinen großen oder nur durch glückliche Großthaten blendenden, eingebornen Feldherrn mehr, nicht im ganzen 30jährigen Kriege, wo ihm doch Ferdinands redseliges Crucifix und Rudolfs dem Priester angebotener Klepper das arcanum duplicatum schenkten, ohne sich selbst zu retten, doch durch den standhaften und mit offenen Augen stockblinden Max von Bayern sich retten zu lassen und seine deutschen Erblande, ja einen großen Theil Ungarns von den Gräueln des auswärtigen Krieges fast die ganze lange Frist (1618—1648) frei zu halten, während Bayern, Schwaben, Franken und Böhmen blutgedüngte rauchende Wüsteneien wurden. — Den mächtigen Werber Wallenstein begehrte wohl noch Niemand für einen großen Heeresfürsten auszugeben und solche Schlachten zu gewinnen, wie die seinigen bei Dessau und Steinau; ebensowenig den „alten Fuchs" Ottavio Piccolomini, oder den keine Stunde nüchternen „Heerverderber," den halbwelschen Mathias Gallas, mit Seiner Bischöflichen Gnaden dem Erzherzoge Leopold Wilhelm? — Der greise und weise Tilly, Gottfried Pappenheim, dieser rasende Roland, der einsichtsvolle Mercy, der bedächtige, weltkluge Rauschenberg waren bayrisch; nicht minder der verwegene, glückestrunkene Reiterbursche Johann von Werth, den Oesterreich sich nicht schämte, zum meineidigen Ueberläufer und Verräther an dem großmuthvollen Maximilian zu erkaufen!? Freche Abenteurer, Glücksritter und Auswürflinge, Ueberläufer und Convertiten stehen dort voran, zu denen selbst das letzte Haupt und das letzte Opfer jenes entsetzlichen Krieges, der Feldmarschall Holzapfel, gehörte. — Wenn es hoch kam, so traten Spanier, Wallonen, Welsche, Irländer an die Spitze. Der einzige Guido Starhemberg wiegt allenfalls einen Soult oder Bernadotte. Die Traun Khevenhüller, Wenzel Lichtenstein, Königseck waren doch nur secundäre oder specielle Ta-

lente, obendrein von der Hofluft angeweht, etwa wie Berthier neben Bonaparte stand *).

Hatzfeld und Souches verloren nur im Frieden von Oliva, womit sie Polen zu danken vermeint. — Montecuculi, zu sei=

*) Bonaparte, der gerade wegen Berthiers Versäumnissen und Fehlern bei Regensburg zürnte, die von den schlimmsten Folgen hätten sein können, wäre der Erzherzog Carl ein Anderer gewesen, sagte von ihm, diesem doch in allen Feldzügen von ihm Unzertrennlichen: — »Ses talents, son mérite étaient speciaux et techniques et hors de là, sans nul esprit et puis si faible, plein de prétentions et de morgue — mais en général, rien de plus imperieux, que la faiblesse, qui se sent étayée de la force.« — —

»L'Empereur dans ces campagnes avait Berthier toujours dans sa voiture. C'était pendant sa route et sur les grands chemins que l'Empereur, parcourant les livres d'ordre et les états de situation, prenait ses décisions, arrêtait ses plans et ordonnait les mouvemens. — Berthier en prenait note et à la première station ou à premier moment de repos, soit de jour, soit de nuit, il expédiait à son tour tous les ordres et les différens détails particuliers avec une regularité, une précision et une promptitude admirable; c'était un travail pour lequel il était toujours prêt et infatigable. Voilà, quel était le mérite spécial de Berthier: il était des plus grands et des plus precieux pour moi, observait l'Empereur: nul autre n'eût pu le remplacer.«

Die Vorsehung vertheilt ihre Gaben wunderbar, fast nirgend eigenthümlicher, zerrissener, als im Kriegerstande. Welcher Contrast z. B. in der hausarmen Generalität der beiden Ferdinande und der Anfänge Leopolds I., gegenüber der Feldherrnschule Ludwigs XIV.! — Condé, Turenne, Guebriant, Schomberg, Luxemburg, dem nur auf dem Eis, sonst aber weder im Felde, noch im Hause, weder in den Salons, noch in den Trenchéen etwas mißlang, „weil er einen Pact mit dem Teufel hatte," Catinat, Vauban, Vendôme, Teßé, Villars, Berwick: — lauter Namen des ersten Ranges, jeder mit großen Schlachten= oder Mauer=Kronen. — Endlich wurde die Providenz müde, wie sie es endlich auch 1812 geworden, und warf dem verkümmerten Oesterreich einen Bissen hin von der Tafel des reichen Prassers Louis »le Grand«, aus seinen depits amoureux: — das „Abbéchen von Savoyen", der deutschen Kürassiere „kleines Capuzinerlein" mit der großen Pferdenase, voll spanischen Tabaks, den unsterblichen Wiederhersteller, den großen »Eugenio von Savoye«, der sich heutzutage vor Schmach und Schande über den Herrn Vetter Carl Albert im Grabe umkehren muß: ihn, der bei Zentha, Peterwardein und Belgrad den einst so schrecklichen Halbmond aus allen politischen Calculs gestrichen, der bei Blindheim Deutschland, bei Turin Italien, bei Malplaquet Belgien erfiegt!! — Was ein einziger Mann werth sei, wollte das Wiener „Federvieh" nie erkennen, und noch nicht zwei Jahre lag Eugen im St. Stephansdom, als Carl VI., sich die Haare raufend, rief: „Nissa, Krozka, Semendria, Belgrad?? — Nichts als Spott und Schande bei meinen Adlern! — Das ist mein Tod!" — und so war es auch.

nem einzigen schwierigen Siege bei S. Gotthard durch die fremden Hülfsvölker beinahe gezwungen, verließ weder eine Frucht desselben, noch bei seinem Tode eine (gegen Türken und Franzosen doch so nöthige) Schule seines umsichtsvollen und vielseitig reichen, aber blos negativen Talentes.

Ebenso trostlos als die Gegenwart, seit in den Märztagen die Metternich'sche Aussaat Blüthen und Früchte zugleich trug, ist, was im Eingang einer eben dem Kriege von 1809 geweihten Schrift steht („Das Heer von Inneröſterreich unter dem Erzherzog Johann in Tyrol, Italien und Ungarn 1809"):

„Wo wäre wohl für Oesterreich eine Rettung gewesen, ohne den großen Umschwung in Constantinopel? — Von Osman bis Suleyman Canuni, welchem Belgrad, Rhodos, Ofen und bald nach dem „Verderben von Mohàts" beinahe auch Wien gefallen, zwölf krieg- und sieggewohnte Sultane; seit Suleyman aber kaum zwei muthige mehr Krieger in der Moschee Eyub umgürtet und kaum ein einziger siegreicher Padischah! Wie hätte Wien bei der Thronbesteigung Ferdinands II., wie nach den Unglückstagen von Leipzig, von Jankau, von Zusmarshausen einem Amurath widerstanden, wenn er sich mit Macht auf die obere Donau, statt auf Bagdad geworfen, wenn er die herrliche Jugendblüthe nicht toll und voll in bekränzten Bechern ersäuft, wenn der stupide Divan verstanden hätte, vom endlosen Bürgerkrieg Ungarns, von den ungerechten Angriffen Ludwigs XIV. vollwichtigen Vortheil zu ziehen? Seit dem fast gleichzeitigen Ableben Ferdinands I. in Prag 1564 und Suleymans vor Niclas Zriny's Heldenburg Szigeth 1566 weht im Harem am Bosporus und im Harem am Kahlenberge und auf dem Hradschin dasselbe unkriegerische Verträumen der Tage: dort zwischen Odalisken, Eunuchen, Derwischen und Ulemas, — hier zwischen frommen Frauen, Jesuiten, Capuzinern und Vespertinern, Alchymisten und Sternguckern; — statt des kaiserlichen Steigbügels, der Lager und Schlachtfelder (außer dem einzigen Nördlinger Paraderitt eines unerfahrnen Jünglings), dort schwebende Gärten, Seefahrten und Bäder, — hier

Oratorien, Einsiedeleien, Wallfahrten, Zauberspiegel und Wunderkammern!" —

Wohl hatte sich der Erzherzog Carl bei schwer behelligter Thatkraft und in blühender Jugend gesunkenem körperlichen Vermögen, bei seinem unstreitigen, lichten Verstande, beim Anschauen der ungeheuern Ergebnisse, bei dem lebhaften Eifer und Stolz auf die Ehre und Größe seines Hauses, in den Feldzügen 17⁹²⁄₉₅ in steigender Erbitterung von der durchgängigen Barbarei im österreichischen Kriegswesen durchdrungen, die das Heer und den Staat allüberall in die schwersten Nachtheile stürzen und bei fast unermeßlichen Hülfsquellen doch immer schnell zu scheinbarer Erschöpfung und Aufliegenheit führen mußte (wie selbst des Erzherzogs rechte Hand, Graf Grünne, rund herausgesagt), bei dieser „völligen Seelenlosigkeit, bei dieser Schulknabenverantwortlichkeit einzig darauf berechnet, hervorragende Talente und Charaktere ganz außer Cours, hingegen die Mittelmäßigkeit in den Stand zu setzen, zu leisten, was die Begabtheit, und die völlige Nichtigkeit, was die Mittelmäßigkeit, die solche Gräuel ganz in der Ordnung findet, wie Belgiens und Italiens Verlust in einer Stunde, durch den Rückzug von Fleurus und durch die Capitulation von Alessandria, bei diesen Oekonomiecommissionen, die mit erstaunenswerther Behendigkeit fast unermeßliche Hülfsmittel erschöpften, den Verpflegsdepartements, welche vielmehr aushungern und dadurch alle Operationen durchkreuzen und lähmen, bei diesen Comptabilitäten, welche stets in Groschen Recht haben und in Millionen haushoch sich irren, bei diesen Controlen, wer am vorsichtigsten stiehlt oder doch sich die einflußreichsten Mitschuldigen beizugesellen gewußt hat, dem Hofkriegsrathe, der noch nie einen Rath gegeben," bei den spanischen Reitern, Fußangeln und Wolfsgruben der Bureaukratie, die eine Rettung aus diesem uferlosen Meere unmöglich machte, wo es niemals hieß: „Es werde Licht!" und wo auch nie Licht ward, nie ein Geist über den Gewässern schweben konnte, ohne eine allgemeine Revolution, die jetzt auch erfolgt, der aber der Schuldigste vor dreizehn Jahren durch den Tod leider entkommen ist.

(Kaiser Franz verblich am 1. März 1835, am dreiunddreißigsten Jahrestage seines Regierungsantrittes.)

Den durchgängig auffallenden Mangel an Intelligenz und an in allen Hauptzweigen verwendbaren Talenten, der übrigens in allem Ernste bei Franz gar nie in Anschlag kam, theils aus der sublimen Beschränktheit seines eigenen Philisterthums und seiner allerindividuellsten Idiosynkrasie gegen alles Große, weil er das Uebergewicht der Intelligenz und der Talente für den verderblichsten aller Unfälle hielt, fühlte Niemand schwerer, als der ebendamals sein dreißigstes Jahr erfüllende Erzherzog Carl.

Nach den reichen Erfahrungen von zehn Feldzügen, aus denen der sechste (1797) und der letzte (1800) die französischen Adler, von der steyermärkischen und von der bayerischen Seite, vor die Mauern Wiens geführt hat, nachdem man von den Glanzpunkten der belgischen Campagnen von $\frac{1793}{1794}$, der Rheincampagne 1795, der austrorussischen, italienischen von 1799 nie den gehörigen Nutzen, sondern immer nur ganz verkehrte politische Consequenzen und strategische Bulls gezogen, nachdem man außer dem egoistischen England alle Bundesfreunde von sich abgewendet und sogar das geduldige Deutschland entfremdet hatte, nachdem Oesterreich jeden Hauskrieg in einen Reichskrieg verwandelt, nachdem es sein ganzes Dasein auf die treuloseste Weise den Thugutisch-Lehrbach'schen Wienerischen Launen und Sonderinteressen aufgeopfert, Reichslande in heimlichen Separatverträgen gekapert, was es Preußen vorwarf, selbst überboten, ja sogar mit Verletzung alles äußern Anstandes, seine einzigen Vormauern und Bollwerke, die Reichsfestungen Mainz, Ehrenbreitstein um schnöde Judassilberlinge vom Reichsoberhaupt und Kaiser an den Reichsfeind verrathen und verkauft sah, stand dem edeln Fürsten die Nothwendigkeit moralischer und intellectueller Wiedergeburt, zuvörderst des Heeres, freilich in aller Klarheit eines ungeheuern Nordlichtes vor Augen: — aber Carl, der zwar noch keinem Bonaparte anders, als in wenig Augenblicken des gänzlichen friedegebietenden Verderbnisses, sich gegenüber gehabt und M o r e a u (von dem Bonaparte so treffend gesagt, „daß die Natur mit ihm n i c h t f e r t i g

geworden," daß er mehr Instinct als Genie besaß) nie in einer entscheidenden Schlacht überwunden, aber doch bei Wetzlar und Uckerade, Heidenheim, Teining, Amberg und Würzburg, Engen, Schlingen, Kehl, Osterach, Stockach, Zürich, Philippsburg und Mannheim ruhmvoll gesiegt hatte, noch hatte Carl, ein besserer Mann und Kriegsmann, als ihn sein Haus je gehabt, kein halbes Jahr das Ministerium des Krieges bekleidet, noch war kein halbes Jahr sein Einfluß in der innern Organisation anspornend und wohlthätig gewesen, als bereits die unsterbliche Partei des alten Sauerteigs, des katholicirenden Absolutismus und der alten Weiber männlichen und weiblichen Geschlechts, die alte jesuitisch-spanisch-römische Politik (jetzt freilich ohne Jesuiten, ohne Spanien und ohne Rom) wider ihn sich aufbäumte, der Geist der Stabilität und Infallibilität oder vielmehr der Ungeist der Erstarrung und Unterdrückung, deren vollendetstes, in jedem Sinne unverbesserliches (incomparables und incorrigibles) Muster der Kaiser Franz selber ward. — Schon im Herbst 1801 stand die Gegenpartei des Erzherzogs Carl unter Colloredo und Cobenzl, unterstützt von der übrigens durchaus nicht in Politik intriguirenden Kaiserin Theresia, fix und fertig gegen den Erzherzog Carl in unumwundener Opposition, mit ihr die gesammte Bureaukratie und die Crème der Aristokratie. Die übrigen Erzherzoge waren noch zu jung und zu unbedeutend (selbst der schlaue Palatin Joseph), um jene Partei gegen den Erzherzog Carl offen zu verstärken, der damals den anlagenreichen Johann noch liebte und zum Nachfolger heranziehen wollte, durch die häufigen Unfälle seines Gesundheitszustandes gebeugt. Aber schon damals begann die Verhetzung und Aufreizung. — Johanns Lieblingsofficiere wurden möglichst übergangen und geneckt, selbst wie er längst Adlatus und Stellvertreter des kranken oder abwesenden Bruders war. Auch da pflegte das wiederhergestellte Kriegsarchiv bei den Bureaukraten Grünne, Oberst Colloredo, ja selbst bei dem Küchen-, Keller- und Zahlmeister Delmotte anzufragen, was es an Memoires, Karten und Planen dem Erzherzog Johann mittheilen dürfe oder nicht? — worüber öfters unmittelbar aus dem Cabinet die lächerlichsten Bescheide erfolgten.

Obgleich genaue Kenntniß der Staats-, insonderheit der Wehrkräfte, ihrer innern Consistenz und ihrer Disponibilität nach Außen zum ABC der Diplomatie gehören, war dieses bei Metternich nun nicht der Fall. — Er hatte vom Juni bis in den Herbst 1801, als ernannter Minister in Dresden, mit und ohne Stadion, dem neubestimmten Gesandten nach Berlin, mehrere auf die zerrütteten deutschen Angelegenheiten und deren Wiederaufnahme, der Form und dem Eingange nach, gerichtete Unterredungen mit dem Erzherzoge Kriegsminister: aber das ging seinerseits, wie gewöhnlich, Alles nur sanft und leise über die Oberhaut weg, und ließ sich sehr gern, als an den eigentlichen faiseur, an den ehemaligen Kriegscanzleidirector und Reichshofrath, nunmehrigen Staatsrath und Generaldirector im Kriegsministerium Mathias Faßbender verweisen, bei welchem der mythische Uebergang von Saturn, Zeus und Mars zu Ceres, Bachus und Venus sehr ungezwungen und willkommen war, aus dem gewohnten Observatorium des alten und des jungen Klingsberg, vom „grünen Faßl" am Kohlmarkte, bei de Ligne auf der Mölkerbastei, beim „süßen Löchlein" und „Stoß im Himmel," am alten Fleischmarkt und Haarmarkt.

Diese Unwissenheit über Oesterreichs materielle und vorzüglich über seine geistige Wehrkraft wirkte auch darin verderblich, daß die Minister allzufrüh glaubten, das Schwert entblößen zu können, getäuscht durch die auf dem Papier zu Gebote stehenden, numerisch vielleicht ganz richtig angegebenen Widerstands- und Angriffsmittel, getäuscht durch die Ausdehnung und Stärke der glücklich zu Stande gebrachten Bündnisse, bei denen aber dieselben geheimen Mängel, dieselben Hemmnisse und Unkräfte eintraten, zu einem Kampfe, wo man es weniger blos mit dem Heer, als vielmehr mit einem ganzen Volke zu thun bekam, dessen Geister, durch die Revolution aus ihrer Verborgenheit hervorgerufen, fast überall auf die rechte Stelle und Stufe berufen und gestellt waren, während in den gewöhnlichen Lagen dieses der umgekehrte Fall ist: an der Spitze einer der größten Feldherrn aller Jahrhunderte, der noch dazu alle Mittel des Staates, bürgerliche, kriegerische, wissenschaftliche in seiner Person vereinte. —

Der Mächtebund von 1805, von Großbritannien, Rußland, Oesterreich, Neapel und, wie augenblicklich zu hoffen stand, auch von Preußen, war physisch dem großen Gegner allerdings gewachsen: aber wie kläglich offenbarte sich die intellectuelle Schwäche und fast mehr als Nullität in dem Zerwürfniß und der kaum glaublichen Schlechtigkeit, in der beispiellosen Schmach in und bei Ulm, in dem ganz unnöthigen und folgenreichen Aufgeben Tyrols und Vorarlsbergs, in der an den heillosesten Verrath gränzenden Ueberlieferung der Wiener Donaubrücke, in den Vorspielen und Nachwehen von Austerlitz, in dem ungeheuern Bogen, in welchem, anstatt auf der Sehne, der Erzherzog Carl gegen Wien und zur Vereinigung mit den Russen heranzog, wo damals schon das wohlfeile Geschrei über Verrath durch die Reihen der Maulpatrioten tönte! —

Nach der mit einer Theilung Europa's zwischen Nordost und Südwest furchtbar drohenden Erfurter Zusammenkunft Alexanders und Napoleons, durch ein Schutz- und Trutzbündniß im erobernden Sinne zwischen Frankreich und Rußland, wo der Kampf in der pyrenäischen Halbinsel den letzten Augenblick der Freiheit und Rettung heraufbeschworen zu haben schien, rechnete man in Oesterreich freilich nicht wie 1805 auf irgend ein Continental-Bündniß. Man wollte deshalb nicht einmal negociren oder auch nur sondiren, zuvörderst um das Geheimniß des so rasch gefaßten äußersten Entschlusses nicht bloßzugeben und die wenigen vielleicht gutgesinnten Fürsten zu compromittiren, bevor man im Stande sei, seiner These den gehörigen Nachdruck zu verschaffen. Ja, sonderbar genug, war damals die Pforte, die sich mit England völlig auszusöhnen und durch die man Rußland im Schach zu halten strebte, die einzige Macht gewesen, welcher Stadion durch Walmoden und Pozzo di Borgo ernste Anwürfe gemacht. Aber man rechnete ganz auf das alte: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will!" — Man zählte nur auf die eigene Macht, man dachte diesmal den in der That enormen materiellen Hülfsmitteln auch eine Seele zu geben, — man dachte diesen Krieg zu einem Volks- und Meinungskriege zu erheben! Geschreckt von den frühern, trotz alles lockenden Anscheines so un-

glücklichen Erfahrungen, hatte der Erzherzog Carl selbst nach Eylau und nach dem schwindelnden Vertrage von Bartenstein, trotz aller englisch-preußisch-russischen Anlockungen, den Krieg standhaft verweigert: aber jetzt beschwingte seinen Geist einerseits die Ueberzeugung, daß für Reich und Dynastie der letzte Augenblick zur Rettung, zur Abwendung der Zerstückelung und des schmachvollen Joches gekommen sei! — Auch verführte seinen Blick die Schnelligkeit, womit er alle Hülfsmittel in Hülle und Fülle bereit und weit mehr als eine halbe Million der trefflichsten Streiter wie durch einen Zauberschlag in völligster Ausrüstung auf den Beinen bereit sah. Da war freilich in jenem stolzen Momente der Erzherzog Carl fern von dem schmerzlichen Gedanken, er selbst werde das Hinderniß großartigen Gelingens sein, kleinliche Eifersüchteleien, Leidenschaften seiner nächsten Umgebungen, unentschlossene Schwäche im ersten Unglück, Uebermuth im ersten, nicht erwarteten und doch nur negativen, darum auch unbenützten Glücke, würden alle die köstlichen Prämissen, den Heldenmuth des Soldaten, den herrlichen Willen des Volkes, das Einverständniß so vieler Unterdrückten, ehernen Fußes zertreten und Oesterreichs, ja Europa's Ketten noch viel enger schmieden.

Dafür aber verdient Metternich alle Entschuldigung, daß er gerade diese Vereitlung der schönsten Hoffnungen, diesen Selbstmord am wenigsten gefürchtet und vorausgesehen, er, (durch Talleyrand und Fouché) so vollständig und vortrefflich unterrichtet, in welchen Abgrund Bonaparte sich in der pyrenäischen Halbinsel gestürzt, wie wenig er auf mächtigen, ernsten, folgenreichen Beistand des »Grec du bas empire« zu rechnen habe, auf welche Ausbrüche wuthentbrannter Unzufriedenheit und Rachgier in ihrem Rücken die französische Heeresmacht unausbleiblich gefaßt und gerüstet sein müsse!? —

In dieser grausamen und durchaus nicht zu entschuldigenden Täuschung liegt auch der keineswegs ganz ungerechte Grund, daß Metternich bei der Wendung der europäischen Kriegsgeschicke zum sogenannten Befreiungskriege 1813 weder vom Erzherzoge Carl, noch von dessen Brüdern und Vettern mehr etwas hören und durchaus alle

Prinzen des Hauses von diesem heiligen Kampfe um so mehr völlig ausgeschlossen wissen wollte, als die russisch-englischen Vorurtheile von $\frac{1799}{1805}$ gegen den Erzherzog Carl immer noch unter der Asche glimmten, daß Metternich auch entschieden *dagegen* war, daß Carln jemals der Oberbefehl des deutschen *Bundesheeres* anvertraut werden sollte. Eine Aussöhnung zwischen beiden Greisen, die der Erzherzog Johann niemals gründlich hatte durchführen können, erfolgte erst durch die im Grunde schmachvolle Auszeichnung des muthigen und vielgeliebten Erzherzogs Friedrich in der syrischen Heeresfahrt gegen Beyruth, in diesem „*umgekehrten Kreuzzuge*“, wo der Erzherzog Carl, als der *älteste*, sein Sohn Friedrich aber, als der *jüngste* Theresienritter an des Ordensgroßcanzlers Fürsten Clemens Metternich Festtafel erschien! —

Die Operationen an der Abens, Laber und an der Donau zeigten im April 1809, in seinem *vierzigsten* Jahre, Bonaparte's Genius in derselben herrlichen Jugendkraft des im April 1796, in seinem siebenundzwanzigsten bei Dego und Montenotte eröffneten Cyclus der »aeternos honores, quos italico sibi peperit triumpho,« der unverwelklichen Kränze von Castiglione, Rivoli und Arcole. Auch dort thaten Wurmser und Alvinzy meist das *Rechte*, (aber auf gut österreichisch) leider immer *zu spät*. — Die Wehrkraft, das politische und strategische Gewicht Oesterreichs, war am 25. April 1809 bereits zerschmettert, der ganze Kriegszweck war bereits völlig gescheitert, die Kaiserstadt Wien, in mehr als einem Hochsinne „das Herz des Reiches“, lag offen und so gut als preisgegeben da. — Es ist blos der Eigensinn einer Parteiansicht, daß Bonaparte die österreichischen Heerestrümmer bis in den hintersten Böhmerwald hätte verfolgen und *vernichten* sollen, statt nach seinem Adlerblicke sich um sie gar nicht zu bekümmern, sondern unaufhaltsam auf Wien zu dringen, da in der *Hauptstadt* fast immer der ganze Krieg beendet und alle *Einheit*, aller Nerv desselben abgeschnitten wird, wie Wien und Berlin es in der auffallendsten Weise bekräftigten. Daß man geglaubt, *Moskau* selbst lieber in Schutt und Asche wandeln zu müssen, ist gerade der großartigste, der tragischste Beweis dafür!

Ist mit Madrid dieser Fall nicht eingetreten, so wurzelte solches in hundert und hundert Eigenheiten, die das noch halbmaurische, halbafrikanische Spanien vom übrigen Europa scheiden.

Was in Tyrol Großes geschehen, daran war das österreichische Militär kindlich unschuldig. — Alles Große geschah, vor es gekommen und nachdem es das Land wieder verlassen hatte. Der Erzherzog Johann hatte den Vicekönig über die Richtung seines Einbruches in's Venetianische getäuscht und in entschiedenen großen Nachtheil gesetzt. Er hatte bei Pordenone und Sacile ruhmvoll gesiegt, aber vom Siege viel zu wenig Vortheil gezogen. Trotz seines Verlustes stand der täglich verstärkte Feind, fast 60,000 Mann stark, darunter 6—7000 Reiter, vor den 22,000 Oesterreichern. „Italien sei das Land, wo die meisten Verbindungen angeknüpft seien", namentlich über Sicilien und Sardinien, von wo die schlaue und heftige Königin Caroline (des Erzherzogs Johann alte Anbeterin, die gar zu glücklich gewesen wäre, ihm eine ihrer Töchter anzuhängen), von wo der Erzherzog Franz mit seinen savoyischen, modenesisch-estenischen Verwicklungen in dummstößiger Opposition gar Vieles bewegte, mit dem spanisch-portugiesischen Aufstand und mit dem über Alles wichtigen England. Deshalb müsse es dem Erzherzoge überlassen bleiben, ob er seine Eroberungen an der Etsch zu behaupten, ja auszudehnen vermöge, oder aber durch einen raschen ungeschwächten Rückzug in's Innere der Monarchie seinen Rücken zu sichern, seinen Hülfsquellen sich zu nähern und zu des großen Ganzen Errettung in erster Linie mitzuwirken so bemüßiget als berufen sei??

Lächerlich stellte dieser Nonsens die ganze Unklarheit, den gleichzeitigen Kleinmuth und Uebermuth bloß und vor Augen, womit des Erzherzogs Carl Militärcabinet, von der Kriegspartei übermannt und Einfluß und Stellung zu verlieren befürchtend, den entscheidenden Wurf für den Staat und für die Dynastie nach langem Schwanken endlich doch geworfen hatte, aber von Napoleons erstem Anblick und Angriffe wie vom Medusenhaupte zu Stein geworden war! Der offenbar unausweichliche Rückzug Johanns geschah viel zu langsam, darum

an der Piave und bei Tarvis mit unrühmlichem, empfindlichem Verluste. — Der Genieblitz, dem Banus Giulay die Defensive nach dem Isonzo und den carnischen Engpässen aufzulegen, mit dem Kern aber sich nach Tyrol hineinzuwerfen, war fast schneller aufgegeben, als gefaßt. Der Befehl, von Villach nach Salzburg zu eilen und in Linz mit Kolowrats ungeschwächtem schönen Corps vereinigt gegen Wien zu operiren, kam angeblich 12—18 Stunden zu spät. — Wie sollte die »legion sacrée« des Schlendrians zu der Kühnheit kommen, Napoleon zwischen Wien, der Donau und der Armee, unfern Linz, noch eine Schlacht anzubieten, wie es etwa Eugen gewagt hat bei Turin und in seinen drei großen Türkenschlachten bei Zentha, Peterwardein und Belgrad!? Ein solcher Entschluß sollte aus den Wasserkürbissen solcher Schädel hervorgehen, wie Hillers, der bei Ebelsberg den gewissen Sieg zweimal aus den Händen ließ, wie Sommariva's, dessen Zuspätkommen am Linzer Pöstlingberge sogar den theuern und doch nur sechswöchentlichen Eisenbrief von Aspern zu vereiteln im Begriffe stand, wie Jellachichs, der, durch die, von dem schwächern Augereau unangegriffen, dennoch November 1805 erbettelte Capitulation unmäßig beschimpft, bei S. Michael sein herrliches Corps, das den Erzherzog Johann zum Schönsten und Besten befähiget haben würde, mit brutaler Stupidität auf die Schlachtbank lieferte, wie Stoichevich, der, anstatt zu fangen, selbst gefangen ward und das so wichtige dalmatische Küstenland, wie der dumme Hund, den Knochen im Mund, in's Wasser fallen ließ, wie der gewandte Federheld und kluge Friedensapotheker Giulay (bei Leipzig Napoleons Erretter und Fürst von Lindenau), der, ein Bauern- und Kinderspott, im Juni 1809 den Herzogstitel vom Grätzer Ruckerlberg erwarb und mit der unverantwortlichsten Vernachlässigung der so leichten Verbindung mit dem sieghaften Tyrol unberechenbar vortheilhafte Wendungen in den Wind schlug! — Das fast noch schneller und schnöder verlassene als aufgereizte Tyrol that unaufhörliche Wunder!! Seit Anfangs Mai schärfer als manche Festung blokirt, sah es in seinen schönsten Thälern Raubmord und Brand. Das seiner Hülfe geweihte Militär war ihm vielmehr die drohendste Last,

weil unbezahlt, unbekleidet, ungerüstet: doch holte es sich Victualien, Munition, Gewehre aus Schwaben und Bayern und der Schweiz. Ueber Klagenfurt die Verbindung so leicht herzustellen, schreckliches Unheil mit einem Schlage dadurch zu enden, unabsehbar glückliche Folgen zu erreichen, ward mit unbegreiflicher Dummheit oder erkauftem Verrathe versäumt und von den herrlichsten Chancen gar kein Vortheil gezogen!! Der deutsche Michel nicht nur, halb Europa setzte sich in Unkosten blumenreicher Bewunderung und Hoffnung über das Blutbad von Aspern, das gar keinen Nutzen brachte, nicht einmal die Capitulation der auf der Lobau eingeschlossenen, an Allem Mangel leidenden Franzosen. — Wüthend sprangen Johannes Lichtenstein, der alte Hiller, Philipp Hessen-Homburg selbst in's Wasser. — „Da hilft Nichts, hieß es, der Erzherzog Ludwig hat uns ja in Landshut die Pontons verloren!“ — Auch zum Entsatze Raabs rührte Niemand Hand oder Fuß. — „Jeder Tag im Marchfeld ist ein Sieg!“ sagten die vernagelten Maulthiere des Hauptquartiers von Breitenlee und Deutschwagram und hüteten sich wohl, den Uebergang der Bonaparte'schen Uebermacht auf's linke Ufer im mindesten zu hindern oder zu erschweren, „um sie desto besser verfolgen zu können.“ — „Der Krieg (sagte Bonaparte lachend zu Lannes am Regensburger Osterthore, wo ihn die Kugel streifte, die so verhängnißvoll werden konnte) ist lediglich Sache des Taktes. Man muß vor Allem diejenigen durch und durch kennen, denen man gegenübersteht.“ — Diese kannte er freilich unvergleichbar und weit besser, als man sie in Oesterreich kannte, als es selbst Stadion und Metternich nicht glaubten und auf Feindes Seite selbst die lichtvollsten Gegner, Bernadotte, Fouché, Talleyrand, für die Kriegesgaben des Erzherzogs Carl verblendet, nicht glaubten, so viele Mittel, so viel Muth und Treue könnten fruchtlos in den Staub verworfen, und durch sieben Eil- und Gewaltmärsche aus Bonaparte's Centrum auf seinen rechten und dann sogleich wieder auf seinen linken Flügel könnte ein ganz anderes Mitteleuropa, ohne das urplötzlich wieder vom Himmel gefallene: »Tu felix Austria nube!« könnte das österreichische Staatenconglomerat nicht nur, sondern alle noch kummervoll

und kümmerlich übrigen alten, zu veralteten Dynastien umgewendet sein!

Manchmal konnte man wahrlich auf den Gedanken gerathen, im Heerlager des Generalissimus sei eine Art von Sinnesverwirrung eingetreten?? Solche Widersprüche, solche Gemeinplätze kamen zum Vorschein: „Der Erzherzog Johann möge ja wohl erwägen, daß die von ihm an der Etsch und am Po errungenen Vortheile ohne den äußersten Drang nicht aufzugeben und in wie weit auf die Mitwirkung und Stimmung der Italiener zu rechnen sei!? (Auf die Thätigkeit der Briten wurde trotz aller und jeder Nachrichten mit einem unbegreiflichen Köhlerglauben gerechnet.) Es stehe nun in des Erzherzogs Wahl; — er möge eine Diversion durch Tyrol auf München oder Salzburg ausführen, oder im schlimmsten Fall sich an die ungarisch-croatische Insurrection anschließen, an der Drau oder bei Fiume, wo sie sich sammle (»quousque tandem?«).

War es schon so unverantwortlich als unbegreiflich, daß Stuart, im directen Widerspruche mit seinem Ministerium, eine Landung im Golf von Neapel oder in Calabrien dem Erzherzog Johann erst dann versprach, wenn die Banner Oesterreichs in Mailand wehen würden, so war doch noch der Wortbruch der englischen Minister weit schrecklicher, noch weit folgenreicher im Norden gegen Oesterreich und gegen Preußen und man darf wohl hinzufügen, gegen sich selbst. — Es war dieses die auf den Mai verheißene Landung einer ansehnlichen Macht von mindestens 30,000 Mann vor der Elbe und Weser und vor dem damals „Kleinlondon" genannten Felsen Helgoland, zur Unterstützung des Aufstandes in Hannover, in Cassel und Braunschweig, in Preußens abgetretenen Provinzen. — Man darf gar nicht daran denken an die unausbleiblichen großen Ereignisse, wenn diese Landung gleichzeitig oder alsbald nach der Aspernschlacht ($\frac{21}{22}$. Mai), kurz zur Zeit, wo sie feierlich verheißen war, stattgefunden hätte, zugleich mit den Ausbrüchen der Oesterreicher nach Leipzig und Dresden, in die Oberpfalz und bis Nürnberg, des Herzogs von Braunschweig bis Halberstadt und Braunschweig, Schills bis nach Stralsund. — Der Norden war alsdann

den Franzosen ganz verloren, Bonaparte zu großen Detachirungen gezwungen, die Wagramschlacht war mit solcher Uebermacht zu liefern gar nicht mehr möglich! *) — Der um Deutschlands Befreiung vom Franzosenjoch unvergänglich verdiente hannöver'sche Cabinetsminister Graf Münster hatte schon im December 1805 nach der starken, aber doch auch schon zu späten Landung in Hannover und Bremen arge Zwiste gehabt. 1807 war es zwischen ihm und Lord Howick (Grey), den Hutchinsons Gelöbnisse in Memel blutwenig kümmerten und den kaum der verschuldete Fall Danzigs etwas aufrüttelte, beinahe bis zum Zweikampfe gekommen, wozu es jetzt 1809 zwischen Canning und Castlereagh wirklich kam. Wiewohl letzterer, der selbst an Oesterreichs Ernst immer noch zweifelte, bis die Hiobsposten von Landshut und Regensburg mit der willkommenen Kunde des wirklichen Ausbruches und des Einmarsches zu München und Landshut leider in Windsor zusammentrafen, durch Münster, durch Walmoden, durch den Grafen Waldstein-Dux eine Landung in Elbe und Weser Stadion neuerdings zugesichert hatte, ging dennoch das schöne Britenheer in den holländischen Giftsümpfen von Vliessingen zu Grunde, ohne den Zweck auch nur von ferne zu erreichen, Bonaparte's allerdings großartiges Lieblingsetablissement Antwerpen zu zerstören und in allen batavischen Seeporten möglichst das Gleiche zu üben. — Von Cassel bis Osnabrück und Stade war der Aufstand in Gährung, wie von Emden bis Leipzig: aber es wurde gezögert, bis am 6. Juli die Niederlage von Wagram, am 12. Juli der Znaymer Waffenstillstand, sogar am 14. Octbr. der Wiener Friede geschlossen ward!! Jetzt, da Alles verloren war, wollten sie, gleich Aberwitzigen, vollbringen, was vor viert-

*) Was leicht geschehen konnte, ergiebt sich daraus, daß die ungeheure Thätigkeit in dem armen, kleinen Tyrol den Weg zu Schill suchte und fand, daß abgeschnittene Häuflein von 40 und 80 Mann vom Bodensee nach Böhmen glücklich durchkamen und von Ende April bis halben August 23,000 Kriegsgefangene debauchirt und ihren Fahnen durch Tyrol wiedergegeben wurden, daß die Könige an's Flüchten aus München und Stuttgart dachten, wenn Berthier und Kellermann nicht schnell und namhaft unterstützten! So groß war der Wahn und Aberglaube an den alten Kaisernamen und an Oesterreich.

halb Monaten von den größten Folgen hätte sein müssen, und stifteten noch bis Ende Novembers zwecklose Blut- und Brandscenen in Tyrol, wo sie vor wenig Monaten, ihr gegebenes Wort auslösend, das Bewundernswertheste hätten vollbringen können!? — quo, quo, scelesti, ruitis!? — Elende Reglementszöpfe, wie Radivojevits, wurden an die Spitze dieser auswärtigen Expeditionen gestellt, und am Ende in den letzten Tagen des Krieges, als schon die Wagramer Schlacht vorüber war, zeigte Kienmayer, eine nervige Husarenfaust ohne Kopf, wie so leicht weit Größeres zu vollbringen im Stande gewesen wäre!? Um das Alles kümmerten die Engländer sich keinen Augenblick. Es ist in der That unglaublich, daß man von Helgoland aus, wo täglich (beispiellos in der Geschichte) drei- bis vierhundert Schiffe einliefen, von Schill gar keine Notiz genommen, daß nicht ein einziges Fahrzeug abgesendet ward, und nur allein persönliche Verhältnisse ein gleiches unverantwortliches Versäumniß hinderten, den Herzog von Braunschweig auch nicht aufzunehmen auf seiner wundergleichen Heerfahrt aus Böhmen an die Nordsee und ihn den elenden Holländern, Dänen und Westphälingern preiszugeben. Noch in den letzten Augenblicken seines Lebens, bevor den bereits schwerverwundeten Schill die Todeskugel getroffen, spaltete sein riesiger Hieb dem batavischen Obergeneral Carteret in der Mitte seiner gallonirten Umgebung den Kopf und ertrotzte der Lieutenant Brunow mit kaum 500 Mann im freien Felde gegen 5000 mit allen kriegerischen Ehren ein würdiges Vorspiel des unsterblichen Preußenmuthes bei Wartenburg, Möckern, Etoges und Camp d'Aubert.

Nicht ohne Bewunderung mochte man Stadions Köhlerglauben an die altrömische Standhaftigkeit seines kaiserlichen Herrn in der Hoffnung erblicken, daß Castlereaghs Hühneraugen sich doch noch in Menschenaugen umgestalten würden, daß er ihn, auch nach dem greulichen Mißlingen der Expedition auf Vliessingen und die andern batavischen Seeporte, wenige Tage vor der Friedensunterzeichnung durch den Grafen Waldstein ein neues Memoire über eine Landung in der Nordsee überreichen ließ! — Die in dem völligen Mangel an Einheit, Uebersicht, Kraft des Zusammenhaltens und der Unter-

ordnung in der Persönlichkeit des Kaisers Franz und seiner Brüder liegende Unmöglichkeit alles Gelingens und das unvermeidliche Verderben erklärte sich das Wiener Philisterthum durch das jämmerlichste Puppenspiel mit der plumpsten Verrätherei. — In den nahen Bergen an der Triesting und Piesting sogar erschoß man Leute als französische Spione und Landesverräther, die mit gar keinen oder selbstgemachten Pässen kopflose Anstalten zur Regulirung eines unter diesen Umständen rein unsinnigen Landsturmes machten oder hindern wollten. — Die Schlacht bei Wagram ging nach einer wiederholten, oft wiedergekäuten Wiener Tradition blos deswegen verloren, weil der Oberst Meriage, der zuletzt von der Wiener Polizei so schmählich mystificirte und so übel weggekommene Vertraute Andréossy's, in der verlassenen Wohnung des Generals Grafen Grünne im Contrinischen Hause am Graben, wo einst Charles Schulmeister in der zweiten Invasion Bonaparte's (1805) gehauset, die hinter einem Wandkasten (wohl absichtlich?) schlechtversteckte Specialkarte des Donaustromes zwischen Tuln und Preßburg aufgefunden hatte, und weil der Regierungsrath von Kielmannsegge (ein Alles besser wissender und Alles tadelnder Malcontent) dem General Bertrand aus den Papieren des Baron Pacassy und Herrn von Kuderiaffsky im Archive des Wasserbauamtes in der Leopoldstadt den genauen Plan der Lobau und der sämmtlichen Donauinseln und Uebergangspunkte zugesteckt hatte!?

Nach den leidenschaftlichen Aussagen so vieler Wiener, welche vom Stephans-, vom Mariastiegen- und andern Thürmen in der heftigsten Aufregung die Schlacht mitangesehen hatten, war sie keineswegs eine verlorene, sondern nur eine abgebrochene, ja absichtlich aufgegebene, etwa wie die Schlacht von Fleurus verloren gegeben worden, um Belgien räumen und Frieden machen zu können. Der französische rechte Flügel sei (was übrigens Bonaparte selbst willig einräumte) unläugbar geschlagen gewesen und auch das Centrum habe Geschütz, Gefangene und sehr bedeutend Terrain verloren. Die Retraite sei von Grünne nach dem Lärm und übereilten Rückzuge des Fürsten Rosenberg auf die Brünner Straße und nach der Hohenleiten so eingefädelt gewesen, daß man ohne Geschütz und Gepäck

(welche seitwärts eilig vorausgeschickt waren) die Schlacht gar nicht mehr hätte erneuern können?? — Das ist gewiß, daß Napoleon an diesen zwei großen Tagen nicht mehr der Alte, daß er zerstreut, überspannt, oftmals heftig und schnell wieder schlaftrunken gewesen, bald die brutale Zuversicht in Regensburg, bald die Schrecken von Aspern im Leibe, wie sich seitdem häufig selbst aus französischen Quellen bewährt hat. — Beiläufig ebenso intonirte in den Hauptquartieren von Comorn und Totis, von Leopoldstadt und Neuhäusel, gegen Freunde, der heroische Magister Equitum, Fürst Johannes Lichtenstein. Auch der eben damals von ihm gewählte Generalquartiermeister Graf Joseph Radetzky berührte gewisse Dinge mit geheimnißvollem Achselzucken. Wenn in dem Augenblicke des abgeschlagenen Macdonald'schen Sturmes, zur Durchbrechung des Centrums, der heldenmüthigen Standhaftigkeit des Regiments Erbach und der eigenen Aneiferung des hiebei fast mit seiner ganzen Suite (außer dem umsichtigen Grünne) verwundeten Erzherzogs und der durch dieses nachdrückliche Zurückschlagen mit blutigem Verlust entstandenen grauenvollen Verwirrungsknäuel nur ein paar Reiterregimenter an der Hand gewesen wären, der Verlust der Schlacht wäre für Bonaparte fast unvermeidlich gewesen!! —

Das ist für alle Zeiten unläugbar, der Rückzug der Hauptmacht des Erzherzogs Carl auf der böhmischen Straße geschah wie auf dem Exerzierplatze. — Die vor Hitze, Hunger und Anstrengung todesmatten Soldaten tödteten sich eher, als daß sie ihre Reihen verließen. Sie hatten mehr Gefangene und Trophäen genommen, als sie eingebüßt (»divisum adeo periculum, ancepsque Mars fuit, ut ii propius periculo fuerint qui vicere«); das für die Vertheidigung von Markgrafenneusiedel etwa anderthalb Stunden zu späte Eintreffen des Erzherzogs Johann (der noch dazu früher kam, als er versprochen) war anfangs nur eine sehr natürliche augenblickliche Excuse des Fürsten Rosenberg und der Seinigen; aber Alles war empört, als späterhin in Ofen Grünne's Kriegsministerialbureau die Relation über den 5. und 6. Juli ohne höhere Autorisation hinausgab und namentlich gegen den Erzherzog Johann die gräuliche An-

schuldigung erst »post festum« und wie eine nur Wenigen zugefertigte Staatsschrift communicirte nach dem Frieden (14. October).

Es war vielleicht nicht rein unmöglich, daß die geringe Truppe des Erzherzogs Johann mit noch größerer Energie und mit Anstrengung übermenschlicher Kräfte vielleicht um zwei bis dritthalb Stunden früher hätte eintreffen können?? Allein bei einer eingestandenen Uebermacht von **50,000** Mann und **200** Kanonen bleibt es ein armseliges, abgeschmacktes, ja frevelhaftes Echappatoire, auf die Verspätung jenes todmüden Häufleins die ganze große Weltbegebenheit und ausschließend den Verlust der großen Hauptschlacht, nach zweimonatlichem Nichtsthun und Gloriren von Aspern, einzig und allein zu setzen und anzuschuldigen! Ueberlegt man alle Details und Localitäten der beiden Pfingstenschlachten des Marchfeldes vom $\frac{21}{22}$. Mai, so bleibt man schon unberauscht von Bewunderung für die strategische Oberleitung, für die Erfindungskraft der Dispositionen, die sich bescheiden gegen einen Napoleon nicht weiter versteigt, als bis zu Muth und Ordnung, Aufstellung in Massen und „zweckmäßigem Gebrauch aller Waffengattungen“, dem tactischen Schulknabenalphabet!! Nichts ist daher wohl wünschenswerther, als daß endlich einmal jene lichtvolle und völlig sachkundige Darstellung der heiligen Opferschlachten des Marchfeldes veröffentlicht werde, die der neuerlich auch wieder in Oberitalien so sehr ausgezeichnete Generallieutenant Ludwig von Welden geschrieben, — durchaus kein »ouvrage de commande,« wie so Vieles in der sonst so schätzbaren Wiener „militärischen Zeitschrift,“ zumal wenn ihr auf den fleißigen Schels folgender Redacteur weniger correct in Metternichisch-Sedlnitzky'schem Sinn, (oder vielmehr Unsinn), weniger pudelfolgsam und zitterpappelig ist!?

Es war in der Nacht vom $\frac{26}{27}$. Mai (auch unbegreiflich spät!), daß der Erzherzog Johann in dem geliebten Gratz die Freudenpost des Aspernsieges erhielt. Alles weissagte davon die herrlichsten Dinge: nur der Erzherzog allein blieb finster, in sich gekehrt, einsylbig. Er schrieb dem Generalissimus offen seine Lage nach Jellachichs Bestialität bei S. Michael. — Der Palatin mit der unga-

rischen Insurrection stehe um Raab und decke diesen Theil Ungarns. Uebersetze der Generalissimus die Donau, so könnte der Erzherzog Johann zugleich mit den Ungarn seinen äußersten linken Flügel bilden, die Verbindung zwischen Wien und Bruck unterbrechen, Macdonald schlagen und die Verbindung mit dem aus dem eroberten Dalmatien anrückenden Marmont verhindern, dessen Irritabilität Alles aufbot, um nicht unter den Oberbefehl des Vicekönigs Eugen zu gerathen. — Aus dem Marchfeld hieß es immer, man werde Etwas unternehmen, — aber nie, was man denn unternehmen wolle?? Die Verbindung mit Italien konnte dem Feinde so leicht abgeschnitten, jene mit Tyrol hergestellt werden: die schönsten Ereignisse lagen damit ganz nahe. Zugleich sendete der Kaiser Franz durch vertraute Kundschafter goldene Worte an die Tyroler: „Er werde ohne Tyrol keinen Frieden abschließen;" aber Verstärkung, Geld (oder Anweisung darauf, etwa wie es in der Folge in Schweizerwechseln, ja selbst nur Anweisungen geschah), was für die großen Kriegszwecke das Wünschenswertheste und Nöthigste, brachte keiner der doch so häufigen geheimen Boten. Man ließ den Erzherzog Johann durch die Schlacht bei Raab am 14. Juni (wohl meist nur eine prahlerische Jahrestagsfeier von Marengo vor neun und von Friedland vor zwei Jahren) in die Brückenköpfe von Comorn und Preßburg hineindrücken, und das unvollendete Raab mußte fallen, trotz der beständigen Verheißungen, es zu entsetzen!! Wimpffen selber, der Held von Aspern, kam, Alles zu besehen; es geschah aber eben so wenig. Unaufhörlich sprach man in Wagram von Uebergang und von der Hauptschlacht am rechten Donauufer; aber Alles wurde so in die Länge gezogen, bis sie am linken vorfiel. Der Erzherzog Johann stand fast drei Wochen zwischen Raab, Comorn und der Insel Schütt, wo er täglich zur großen Armee gezogen werden konnte. Aber nicht das Geringste änderte sich, und der Juli und die Vollendung der großen Strombauten Napoleons war herangerückt. Den Erzherzog Johann, selbst den Palatin ergriff die Größe des Augenblickes. Sie baten, mit ihrer ganzen Macht auf das linke Ufer abrücken und den linken

Flügel des Hauptheeres bilden zu dürfen. Wäre auch die ungarische Insurrection keineswegs ganz zulässig, wie die Raaber Schlacht leider gezeigt, so könne sie doch bei ihrer Menge und herrlichen Berittenheit, durch die Verlängerung der Fronte und durch die Deckung bis an den Fluß, von der größten und negativ höchsten Bedeutung werden. — Allein das Eintreffen der Erzherzoge mit so bedeutender Macht, ihr wesentlicher Antheil am gehofften Siege scheint keineswegs in den Absichten der Adjutantur gelegen zu haben: denn zweimal schrieb der Generalissimus, „es sei nicht seine Absicht, am Donauufer eine zweite, defensive Schlacht zu geben, bei welcher die Möglichkeit der Verfolgung wegfalle, wobei er Alles und der Feind bei seinen festen Etablissements durch Batterien mit Belagerungsgeschütz gar Nichts riskire!“ — Ein früherer Befehl hatte dem Erzherzog Johann eine Diversion auf das rechte Ufer gegen Haimburg und Kittsee angedeutet. — Jetzt freilich brannte es auf den Nägeln mit allen den gräulichen Versäumnissen der in absoluter Unthätigkeit verschlenderten letzten sechs Wochen, Außerachtlassung aller großartigen Vorsichten und lächerlich gepriesenen (gar nicht existirenden) Verschanzungen!? Immerfort gingen die Befehle neben den offenbaren Hauptzweck hin. Der Erzherzog mußte Truppen und Geschütz aus den Preßburger oder vielmehr Engerauer Verschanzungen ziehen. Der Regen ergoß sich in Strömen; doch brachte er 12,316 Mann, worunter 2000 Landwehr, und 1300 Pferde zusammen. Um 10 Uhr war die Tête in Marcheck, zwischen 1 und 2 Uhr bereits in Schönfeld.

Der Grünne'sche Bericht von Wagram meldet in vollem Einklange mit den eigenen Bonaparte'schen Angaben: der Feind, den man ohne das geringste Hinderniß den großen angeschwollnen Strom habe übersetzen lassen, sei um 50,000 Mann und um 200 Stück Geschütz überlegen gewesen! Darin liegt doch eine ganz unfehlbare Zuversicht des Sieges gegen so unvergleichliche Krieger unter einem der größten Feldherrn aller Zeiten, und die wegwerfende Abwehr, daß die beiden Erzherzoge Joseph Palatin und Johann mit mehr als

30,000 Mann zur Schlacht kämen, erhält einen seltsam kleinlichen Schein. — Wenigstens theilte man dadurch nicht Ehren und Ruhm, wenn solche anders noch zu ernten waren, und hatte einen willkommenen Sündenbock! — Handelte es sich wirklich blos um eine Verstärkung von 10—12,000 Mann mittelmäßiger, durch ewiges Hin- und Herziehen abgehetzter Truppen, so hatte man eine solche weit besser an der Hand, in zwei ganz frischen Heereshaufen, in dem noch am 5. Juli ohne Theilnahme zurück- und bereitstehenden stolzen Grenadiercorps oder in dem auch ganz unthätigen, ausgeruhten Armeecorps des Fürsten von Reuß bei Krems! — Selbst eingeräumt, daß mit noch größerer Energie und mit Aufbieten übermenschlicher Kräfte Johanns kleines Corps um drei, vier Stunden früher bei dem äußersten linken Flügel des Fürsten Rosenberg hätte eintreffen können, klingt es doch abgeschmackt, Gewinn oder Verlust der Hauptschlacht ganz allein davon abhängig zu machen, nachdem man achtundvierzig Stunden früher den weit stärkern Beistand der beiden Erzherzoge vom hohen Pferde herunter leicht und geringschätzig abgewiesen hatte!! Am 5. Juli um fünf ein halb Uhr Morgens, als die Entscheidungsdonner bereits den Erdboden erschütterten, schrieb der Erzherzog Carl: „Es ist vor Allem nöthig, daß Eure Liebden sich mit meinem linken Flügel bei Markgrafenneusiedel in enge Verbindung setzen. Zu diesem Ende haben Sie nach dem Eintreffen in Marcheck, wenn die Mannschaft drei Stunden gerastet, den Marsch über Schönfeld bis Siebenbrunn rasch fortzusetzen und sich daselbst aufzustellen. — Marcheck, welches sich zu einem Tête de Pont eignet, hat mit Infanterie und etwas Geschütz besetzt zu bleiben, ebenso auch Schloßhof, welches ich der Einleitung Ew. Liebden überlasse.“ — In der Nacht kam ein Schreiben, der Feind sei aus der Lobau mit großer Macht vorgebrochen. Die Stellung werde jedoch nicht nur behauptet, sondern angriffsweise vorgegangen werden. Es seien aber 15,000 Feinde gegen Siebenbrunn avancirt, der Erzherzog möge daher mit möglichster Vorsicht vorrücken und vielleicht durch sein unerwartetes Erscheinen den Feind in Verwirrung bringen!! — Um 10 Uhr langte die Tête in Marcheck

an. Der Flügeladjutant Graf Reuß, der, unglaublich, in weniger als sieben Stunden von Wagram bis Marcheck geritten, brachte dort einen Zettel des Generalissimus; er war vom 6. zwei Uhr früh: „Um 5 Uhr griff ich den Feind von allen Seiten an, nachdem ich gestern Abend einen Hauptangriff auf meine Stellung abgewiesen, einige Adler erobert und ein paar Generale gefangen habe. F.M.L. Fürst Rosenberg griff den Feind um besagte Stunde bei Gliezendorf an. Ew. Liebden werden bei diesen Umständen Ihren Marsch unaufgehalten fortsetzen und in Verbindung mit dem Fürsten Rosenberg auf den rechten Flügel des Feindes wirken.“ — Augenblicklich war entgegnet worden, daß Alles in größter Eile geschehe. Der Erzherzog sendete den Major de l'Ort vom Generalstab und den Ingenieurhauptmann Scholl voraus an Rosenberg. F.M.L. Frimont (der nachmalige Herzog von Antrodocco wegen der wohlfeilen Hasenjagd von Neapel) führte die Tête. — Der Geschützesdonner wurde immer heftiger. — Um 2 Uhr bei Schönfeld kam der Major de l'Ort zurück: „Der Fürst Rosenberg ließe dem Erzherzoge sagen, es sei bereits vorüber und Nichts mehr zu machen!“ — General Stutterheim lasse dem Erzherzog sagen, „er solle rasch zurück und den Banus und Chasteler bis auf 40—50,000 Mann an sich ziehen!“ — Das Feuer ging äußerst schnell immer zurück. Ein gefangener Artilleriemajor erklärte die ganze Schlacht. — In verzweifelndem Ingrimm sagte der Erzherzog Johann vor allen Officieren zu Frimont: „Wir sind noch früher da, als wir's versprochen. Dennoch wird unser vermeintlich zu spätes Eintreffen alle Schuld der verlornen Schlacht tragen müssen: Manchem gewiß sehr willkommen!“ — Noch an diesem Abend verkündigte der Befehlshaber in Raab, Narbonne, den großen Sieg. — Anfangs dachte der Erzherzog gar, die Lobaubrücken im Rücken des weit vorprallenden Feindes zu überraschen und Wien freudig zu erschrecken; doch der Vicekönig Eugen hatte sich wohl vorgesehen. — Die Nacht blieb der Erzherzog stehen. Einen Sturm auf den Preßburger Brückenkopf schlug der Major Gries mit großer Tapferkeit ab. Massena und die ganze Hauptmacht folgte dem Generalissimus auf

der böhmischen, Davoust dem Fürsten Rosenberg auf der Ollmützer oder mährischen Straße, der Vicekönig Eugen dem Erzherzog Johann an die March, gegen Preßburg. — Ein Courier des Erzherzogs Carl brachte die wunderliche Kunde, er wolle in vortheilhafter Stellung bei Jetzelsdorf eine zweite Schlacht annehmen!? Doch zeichnete am 12. Juli, nach heldenmüthigem Widerstande bei Znaym, der Generalquartiermeister Wimpffen mit Berthier einen nicht rühmlichen Waffenstillstand, der sogar Tyrol ohne Amnestie (die doch in des Feindes eigenem Interesse lag) schrankenloser Feindesrache hingeworfen hat. — Mit teuflischem Hohn entgegnete Bonaparte Wimpffens rührendem Wort: „es sei ja gar keine Amnestie möglich, weil keine Reciprocität; denn so unverantwortlich der Fürst Gallizin sich benommen habe, hätten die Oesterreicher ja doch keine Handbreit polnischen Boden mehr!" — Den Kaiser Franz, der bis ganz zuletzt auf dem Rosenberg'schen Flügel dem Gange der Schlacht zugesehen, ging man jetzt einen Augenblick ganz irre und wußte nicht, wo er hingekommen. Er war an die Waag nach Leopoldstadt und Comorn gegangen und schrieb von dort an den Erzherzog Johann: „Man erzählt von einem Waffenstillstande, den Unser Herr Bruder, der Generalissimus, abgeschlossen haben soll und worüber, nach den vom Feinde gemachten Eröffnungen, die Bedingnisse nicht genau übereinstimmen. Ich muß es so lange als nicht verbürgte Sage annehmen, so lange mir nicht von gedachtem Herrn Bruder eine amtliche Anzeige geschieht, um so mehr, als dieser Waffenstillstand noch obendrein Bedingnisse enthalten soll, die bestimmterer Verbürgungen bedürfen. — Sie haben sich daher an diesen geschlossenseinsollenden Waffenstillstand und was Ihnen hierüber von wem immer zukommen sollte, keineswegs, sondern nur an solche Befehle, die Ihnen diesfalls von mir eigenhändig unterschrieben zukommen sollten, zu kehren, indem ich Ihnen zu seiner Zeit selbst, wenn es erforderlich wird, die Befehle zukommen lassen werde, welche Stellungen Sie zu nehmen haben."

Der Courier des Generalissimus fand den Kaiser erst nach viertägigem Umherirren in Körösmözö, wohin sogleich der Erzherzog

Johann mit Nugent aus Teth berufen wurde. Bis dahin galt die Waffenstillstandskunde Jedermann für eine feindliche Kriegslist, an die sich die unsinnigsten Gerüchte knüpften: von einem Siege bei Znaym, von einem Rückzuge Napoleons über die Donau, von seiner eigenen, wahrscheinlich sehr schweren Verwundung (da er in dichtverhüllter und von überstarker Bedeckung umgebener Sänfte nach Schönbrunn zurückgebracht worden sei, wo wahrscheinlich sein Tod möglichst lange verheimlicht werden würde, um den Entschluß seiner Marschälle über den Frieden und die Thronfolge, wie es selber schon nach Aspern in Ebersdorf gewesen, zu verzögern und Alles auf den Vicekönig Eugen im möglichsten Einklange zu vereinigen). — „Der Erzherzog Carl handle an der Spitze des Heeres ganz unabhängig, da Bonaparte selber keinen Kaiser Franz von Oesterreich mehr erkenne, wie es auch schon nach dem Bombardement und der Uebergabe Wiens bis zur Demüthigung von Aspern wirklich der Fall gewesen!" — Am 23. Juli, volle zwölf Tage nach dem Znaymer Waffenstillstande, kam ins Hauptquartier Hormayrs und des Generals Buol nach Brixen der vertraute Courier Joseph Anreiter (Stiefler) aus Mühlbach. Er war in Gratz und Gleisdorf Zeuge des Rückmarsches des Banus Giulay, der Uebergabe des durch den Obersten Hacker so wacker vertheidigten Gratzer Schloßberges gewesen, brachte aber die unter diesen Umständen fast aberwitzige und noch aberwitziger machende Versicherung, mit Munition sogleich hinlänglich unterstützt zu werden, wie nur die Verbindung durch Kärnthen gesichert sei (die der Erzherzog und selbst der Banus Giulay seit halben Juni so kindleicht hätten herstellen können!). Wie zum gräulichsten Hohne der schauderhaften Collisionen und Conflicte brachte Anreiter, wie im tiefsten Frieden, Ehrenmedaillen und Belobungen für brave Soldaten und Unterofficiere mit sich, buchhalterische Rechnungsbemänglungen und zahllose Aufträge, die in Tyrol zahlreich zurückgelassene Bagage von Generalen und Officieren mit herauszubringen, zugleich aber die gemessene Ordre, keiner feindlichen Eröffnung des Waffenstillstandes den geringsten Glauben beizumessen, außer sie wäre vom Erzherzog Johann eigenhändig unterzeichnet! — — Indessen drang das baye-

rische Heer unter dem Marschall Lefevre rasch von Salzburg gegen Innsbruck vor. Am siegbekrönten Berg Isel ob Innsbruck kam es zu Thätlichkeiten. Die abmarschirenden Oesterreicher waren in der furchtbarsten Gefahr zwischen dem Volk und dem Feind. Es war aber wie ein Wunder, daß nicht der mindeste Ausbruch der Volkswuth gegen die freilich Schlafmützen von Generalen vorfiel, und daß die Oesterreicher noch keine 30 Stunden den Centralpunkt von Brixen und die Ausbruchsstation Lienz ins kärnthnerische Drauthal geräumt hatten, als die schändlich verlassenen Tyroler schon wieder siegreiche Gefechte geliefert, ihren tapfern Hauptfeind Max Arco getödtet, die Sachsen in den furchtbaren Eisackpässen (wo es heute noch „die Sachsenklemme" heißt) blutig aufgerieben, den Feind zum dritten Male (diesmal mit dem größten Verlust und mit der kleinsten Ehre) aus dem Lande gejagt und fast durch ein Vierteljahr sich noch lange nach dem Frieden siegreich behauptet hatten.

Wie wenig man sich in der Stärke der Gährungsstoffe und des Aufstandes geirrt, wie wenig Stadion und Metternich, Fouché und Talleyrand falsch gesehen oder durch allzuschmeichelhafte Calculs sich getäuscht hatten, beweisen die kläglichen Geständnisse Napoleons selbst und seiner Weltüberwinder *). — Nur allein der Treubruch

*) Aus seiner kümmerlichen Rast von Brixen über den Brenner nach Innsbruck mag es dem Marschall Herzog von Danzig hart genug angekommen sein, dem Könige Max Joseph nach München zu schreiben: »Le Tyrol n'a pas été conquis par trois causes différentes. 1) Les divisions, qui devaient venir par l'Italie, n'ont pas paru ou ont été frottées; je n'en sais rien. 2) Le général Rouyer malgré sa bravoure et la bonne contenance de ses troupes, a été assailli avec des forces supérieures, dans les défilés de Sterzingen à Brixen, où il a perdu beaucoup de monde. J'ai marché en personne à son secours et il en était temps; j'ai essayé à marcher et à attaquer ces coquins sur les hauteurs à droite et à gauche de ces terribles défilés. Voyant ne pouvoir y parvenir, même en perdant du monde, apprenant en même temps, que le corps que j'avais envoyé sur Landeck tant pour appuyer mon flanc droit sur Meran, que pour soutenir le général Beaumont, qui se dirigeait sur le Vorarlberg, avait essuyé une perte terrible; me voyant moi-même enfermé et n'ayant plus de secours à attendre, ni de l'Italie, ni de ma colonne de droite, je me suis déterminé à me retirer sur Insbruck avec la première division et celle du général Rouyer, où je suis arrivé sans perte sensible, vu ma triste situation, car j'ai été coupé et entouré de tous côtés, pendant une marche

Englands wegen seiner norddeutschen Landung, nur die Weihe der Unkraft und die vollendete Unweisheit in der unseligen Person des

---

de quinze lieues. — Arrivé sur la hauteur de Schoenberg, j'entendis le général Drouet se battre à outrance à Insbruck; je fis tirer sur-le-champ cinq coups de canon, pour annoncer mon arrivée à ce général et aux troupes du général Deroy. — Je fis battre la charge et nous passâmes les défilés de Schoenberg à Insbruck sous un feu des montagnards assez bien nourri. — J'appris en arrivant que ces deux généraux s'étaient battus le 10 et le 11 jour de mon arrivée. Nous nous battîmes encore le 12 et le 13 à Insbruck. Voyant que l'on usait beaucoup de cartouches et qu'on blessait les officiers et soldats, ne pouvant remplacer mes munitions, étant coupé de Salzbourg, sachant que l'on venait de m'enlever les vivres au nombre de 65 voitures, je me suis retiré. — Voyant enfin l'expédition manquée et remise à l'hiver prochain, j'ai envoyé la division Deroy couvrir la Bavière et la première division conserver toutes les premières passes du pays de Salzbourg, ainsi que celles du Tyrol avoisinant cette principauté.« — Ein Nachtrag zu diesem Schreiben meldet: »Les têtes tyroliennes étaient exaltées et la fermentation était à son comble, lorsque j'appris le 12 que mes derrières étaient coupés par l'ennemi. En effet un officier parti d'Insbruck le 12 dans le moment, où ils étaient encore libres, revint la nuit m'annoncer, que le général Rouyer, qui se trouvait à Hall avec sa division, lui assurait que les Tyroliens étaient en force près de Volders. J'envoyai le général Montmari avec les corps des comtes Arco et Oberndorf. — — — Le colonel comte d'Arco fut tué dans un engagement, qui eut lieu au défilé, avant d'arriver à Schwaz, et le capitaine d'état-major Bauer y perdit son cheval. — L'ennemi, ayant fait couper mes derrières, m'attaqua à Insbruck le 13. Je conservai ma position, mais le combat, qui n'est que peu de chose, me coûta une quantité d'officiers et affecta le moral de l'armée. — Les bruits, qui se repandirent, que l'ennemi occupait nos derrières, firent une impression tellement forte sur l'armée, que je ne voulus pas courir le risque de la perdre entièrement, ce qui me serait arrivé, si j'avais attaqué de nouveau. Cette raison, autant que la difficulté de me procurer des vivres, m'a donc déterminé à commencer un mouvement rétrograde. J'ai pris position à Schwaz hier 15. Je continuerai ce mouvement aussi lentement que possible sur Salzbourg; j'enverrai la division Deroy par Kufstein pour couvrir la Bavière. — Depuis l'affaire de Landeck mes communications avec le général Beaumont ont été coupées par les Tyroliens.« — Am Charakteristischsten ist der Brief Napoleons an Wrede *), zur selben Zeit, wo er Champagny den Befehl gab: »il faut finir!« — „Wir sind sonst hier umringt von hundert Vendéen!" — Der Angriff auf der großen Parade an der Schloßtreppe Schönbrunns durch den von altbiblischem Geist erfüllten Friedrich Stapß aus Erfurt, den er in wunderlicher Selbsttäuschung für sinnesverwirrt, für verrückt halten und auch von den Aerzten als solchen erkannt wissen wollte, ist merkwürdig genug.

*) »Monsieur le général de Wrede! Je suis mécontent des troupes bavaroises. Au lieu de se battre, elles clabaudent et font des intrigues

Kaisers von Oesterreich, die Zwietracht der Erzherzoge geben das einzig mögliche Wort des gräulichen Räthsels. — Napoleons phy-

contre leur chef. — Je viens de traduire le général Stengel à un conseil d'enquête, pour avoir abandonné Golling. — Pourquoi n'y mourait-il pas? — On n'abandonne pas un poste sans ordre de son chef. Les troupes bavaroises sont démoralisées; montrez ma lettre à Duroy et dites-moi si les Bavarois veulent mériter mon estime ou mon mépris?? Lorsque des troupes sont démoralisées, c'est au chef et aux officiers à rétablir leur moral ou à périr. Il y a eu des traits de lâcheté de commis, qu'il est à l'honneur de l'armée bavaroise de dénoncer et de faire punir, tels que de s'être laissés prendre prisonniers dans les gorges du Tyrol, plutôt que d'effectuer la retraite. — A l'armée il n'y a pas de prince. Il est possible que le prince royal ait à se plaindre du duc de Danzig, mais cela n'a rien de commun avec l'honneur des armes; il fallait marcher à l'ennemi, lorsqu'il insultait aux drapeaux bavarois, jusqu'aux débouchés de Salzbourg. Je voulais faire un ordre à votre armée; cet ordre fut resté dans l'histoire. J'ai préféré vous écrire, à vous que j'estime pour vos talents et votre courage. Parlez à vos camarades et faites qu'ils ne soient point déshonorés; qu'on ne m'oppose ni mais, ni si, ni car; je suis un vieux soldat. On doit vaincre ou mourir. J'aurais voulu qu'au premier soupçon de l'attaque le prince eut couru aux avant-postes et eut redonné du moral à sa division. Comme je sais que vous êtes attaché au prince autant que je le suis moi-même, vous ne ferez de cette lettre que l'usage, que vous jugerez convenable. Sur ce je prie Dieu etc.

Schoenbron le 8 Oct. 1809.

Napoléon.

Diese Vorwürfe waren größtentheils höchst ungerecht: denn der bayerische Soldat zeigte sich weit härter, als selbst der Franzose auf den der Tocsin und die Gefahren und Mühseligkeiten des Gebirgs- und Volks-Krieges wie wahre Schlagflüsse der Entmannung wirken. — Jene Lage in Tyrol im August 1809 war verzweifelt, doch griff der Bayer an, ging hin, wo man es ihm gebot, stritt auch beim bittersten Mangel der Lebens- und Kriegsbedürfnisse mit Muth. Nie wankte die Kriegszucht. Die Retraite aus der russischen Eiswelt 1812 hat diesem wohlverdienten Ruhme das goldene Siegel aufgedrückt.

Nach des Soldatenkaisers Weise umfaßt dieser Brief zwar manche ungezogene, manche unwahre Aeußerung: denn an den großen Verlusten und an der Schmach dieser dritten Befreiung Tyrols ($\frac{11}{13}$ April, — 21. Mai, — $\frac{6}{15}$ August 1809) hatte Lefevres Dünkel, seine Local- und Volkesunkunde, sein verkehrter Gebrauch mancher Waffengattungen, wie der Reiterei und des Geschützes in diesen Felsschluchten und Abgründen, die durch den preußisch-schlesischen Krieg, seine Feigheit und seine Feilheit großgenährte, ächt französische Verblendung schwere Schuld, — wie jene jämmerlichen Prahlhanse, wie die Hauptconfidents, Maingorneau und Vassereau, die zuletzt die ruhmwürdige Partie, über Hals und Kopf davon zu reiten und die braven Truppen ihrem Schicksale preiszugeben, ergriffen. Ohne einen ganz unberechenbaren günstigen Zufall wäre von dem ganzen an den obern Inn entsendeten braven Corps Burscheids nicht Mann noch Maus davongekommen! — Lefevres langwieriger Rückmarsch von Sterzing über den Brenner, durch lauter zu beiden Seiten besetzte Engen und Schlangenwindungen, nach Steinach und auf Innsbruck kostete Tausende von Gefangenen, Marodeurs und Traineurs: er hätte aber in den Schrecknissen der Augusthitze, des Hungers und Durstes, bei der schändlichen Hetzjagd noch viel mehr kosten können und bei besserem Einklange der Tyroler und einem wirklichen, wahrhaften Obercommando kosten müssen, das aber weder durch Hofer, noch Speckbacher, noch den Capuziner Haspinger existirte, die alle vereinzelt wirkten.

sische Uebermacht war vorausgesehen und berechnet, seine Mittel und Werkzeuge waren von der Vollendung altrömischer Kriegszucht und Beweglichkeit; aber man meinte, dem ungeheuern materiellen Kampfe auch eine Seele gegeben zu haben: — aber man macht in Wochen und selbst in vielen Jahrwochen Nichts wieder gut, was man in zwei bis drei Jahrhunderten zerstört hat!! — Die Nemesis der unweisen Rückschritte und Unterdrückungen ist viel strenger als jene der im Staatsleben immer auch sehr bedenklichen Uebereilungen und unreifen Anticipationen!

Am 17. Juli 1809, als die feindlichen Parlamentärs an allen Pässen zur unverzüglichen Räumung aufforderten, vom Bodensee bis zur adriatischen Küste, von der Schweiz bis nach Dalmatien, waren ganz Oberkärnthen, Tyrol und das Salzburgische Gebirge, Vorarlberg, das Rothenfelsische und Sonthofische besetzt, alle feindlichen Verbindungen mit Italien durch Tyrol über Villach, zuletzt auch über Laibach, unterbrochen; bis Constanz, Möskirch, Stockach und Memmingen, vier Stunden an München und bis vor die Thore Veronas wurde gestreift, Bassano, Belluno und Feltre mehrmals besetzt. — Welche unzuberechnende Folgen wären endlich zu erwarten gewesen, wenn der Sieg bei Aspern nicht umsonst gewesen oder der Wagramer Riesenkampf jene Erwartungen erfüllt hätte, zu denen sich die heiße Glut der Freunde Oesterreichs durch die Tapferkeit des Heeres und durch den Heldengeist ihres königlichen Führers allerdings für berechtigt hielt *)!

---

*) „Der Erzherzog Carl bleibt doch der größte Feldherr, den die Oesterreicher gehabt, trotz der großen Fehler, die er gegen mich begangen hat (sagte Napoleon auf St. Helena mehrmals zu O'Meara und Montholon); Schwarzenberg ist nicht im Stande, achttausend Mann zu commandiren!" — Hart und übertrieben — und doch halb wahr: denn wie lächerlich wäre es, in Schwarzenberg etwa den Napoleon von Leipzig und Paris zu erblicken, aber auch wie ungerecht, ein solches von Schwarzenberg anzufordern, der, dem Heere und den Lagern durch den Hof und durch die Diplomatie lang und oft entfremdet, an die heillosesten Bedingungen geknechtet war, wahrhaft ein Erzmärtyrer, Schwarzenberg, der wegen Metternichs zeitgewinnender Unentschlossenheit, „zwischen Glut und Fluth, — Höll' und Himmel, — Gott und Teufel," — schon nach dem Rückzug von der Berezina halber Freund und halber

Im Heere hatte unterdessen der Hauptwechsel stattgefunden, daß der achtunddreißigjährige Erzherzog Carl, dessen Gesundheit in der letzten Zeitfrist unstreitig gehoben und befestigt schien, den Oberbefehl in die Hände seines kaiserlichen Bruders niederlegte, nachdem er gleich nach dem verhängnißvollen Abschluß Alles gethan, das Heer zur alten Ordnung zu sammeln, die getrennten Waffengattungen zu vereinigen und Alles in den Stand zu setzen, die von ihm verschlossene, so dringend nöthige Dislocation auszuführen, das Heer aus Böhmen, über Ollmütz und Littau, durch Nord- und Westmähren, längs der March, Austerlitz und Hollitsch vorüber, an die Waag und Donau, nach Ungarn zu führen und bei den Festungen Leopoldstadt und Neuhäusel die allgemeine Vereinigung zu bewirken. In Littau schied der Erzherzog Carl in noch nicht vollendetem achtunddreißigsten Lebensjahre aus dem (im neunzehnten auf so mächtiger Bühne und in so großer strategischer und politischer Wirksamkeit be-

Feind, schon im Spätherbst 1812 zu Bignon und Pradt sagen mußte: »Ecoutez: avant tout je dois ménager mon armée. Je ne suis pas moi empereur ni roi, je ne puis pas faire un va-tout, comme l'Empereur!« — Schwarzenberg, zwischen den drei Monarchen und ihren Rathgebern eingeklemmt, dem neben manchem Blumenkranz auch das frequente Plätzchen wurde, wohin sie aller ihrer Insufficienz, Unentschlossenheit, Kurzsichtigkeit, egoistischer Velleitäten, Vor- und Rückschritte sich entledigten, — kein unreiner, kein unedler Tropfen in Schwarzenbergs Blut, an Lascyschem Gruben- und Laudonschem Fackellichte großgenährt in Brüssel von Mack und erzogen von Macks wunderschöner Frau, selbst sehr schön, nur zu frühzeitig dick, ein Reiterheld, wie der um eilf Jahre ältere Johannes Lichtenstein, und doch schon bei Belgrad und Czettin $\frac{1789}{1790}$ sein Waffengenosse *); — wie Clemens Metternich der „providentielle" Schleicher und Lügner, so Fürst Schwarzenberg der wahrhaft christliche Ritter und wahrhaft providentielle souffredouleur für jenen Dreizack zur Walpurgisfahrt auf den Befreiungsbrocken, für jenen, zuletzt von der „Clytämnestra" Krüdener, an Ruhm und Leben umgarnten „Agamemnon" des endlich ermannten Kreuzzuges wider das neue „Troja" — auch für jenen in Breslau zur Urstände Preußens „gepreßten, ersten Freiwilligen," — auch für den im Badezuber der ehemaligen Wienerischen Gutmüthigkeit verwässerten, aber nicht verbesserten „Ludwig XI."

*) Catillon-Landrecy 26. April 1794, wo Schwarzenberg, als seine Kürassiere in das französische Carré nicht eindringen konnten, sich mit seinem herrlichen Rosse von oben in das Viereck hineinstürzte, das alsdann ganz zusammengehauen ward, er aber wie durch ein Wunder unverwundet davonkam, was auch in Lichtensteins Leben öfter vorkommt.

tretenen) öffentlichen Leben mit der einzigen Ausnahme des geringen Mainzer Festungscommandos noch durch fast vierzig Jahre, sowie sein jüngerer Bruder Joseph Palatinus (der kurz vor ihm dahingeschieden), der Schrecken und Gefahren des Jahres 1848 enthoben, des Jubeljahres zweier für Oesterreich entscheidend wichtiger Friedensschlüsse: 1648 des westphälischen in Münster und Osnabrück und 1748 des Achner Friedens, der Theresias pragmatische Sanction und die Integrität des alten, vom kleinen Oesterreich benannten, großen Staatenconglomerates neu besiegelte und befestigte.

Des Erzherzogs Carl Abschied vom Heere ward zwar von mehr als der Hälfte desselben mit edler Glut und aufrichtiger Betrübniß aufgenommen, aber sein strategisch-militärisches Bureau um so lauter und strenger beurtheilt. Das ungeheure Versäumniß von Aspern und von der Lobau, die schofle Mittelmäßigkeit der auswärtigen Expeditionen nach Sachsen und nach der Oberpfalz, die beständige Besserwisserei und Zank mit dem Militärbureau des Erzherzogs Johann (das freilich zum großen Theile Leute zählte, wie die bekannten Naderer und Geldjuden Pley und Febrigoni), das empörende Wegwerfen der so wichtigen Verbindung mit Tyrol lieferten Grundes genug. — Alles was der Kaiser Franz in Wolkersdorf für gut hielt, ward in Breitenlee und Wagram, in des Erzherzogs Heerlager, über die Achsel angesehen und selbst Boten vom Geist und Einflusse Baldanis, der beiden Stadions, Bubna's, selbst Schwarzenbergs, Walmodens und Steigentesch, die aus Petersburg, Windsor und Königsberg zum Wagramer Kampfe zurückgekommen waren, erfuhren Geringschätzung und Grobheit. — Den Stab des Befehls legte der Kaiser nun in die Hände des ersten (sächlichen, nicht persönlichen) Oppositionsmannes, des von Carl selbst so glänzend benannten „ersten Soldaten von Aspern", des Fürsten Johannes von Lichtenstein. — Der nahm den seit Wurmsers erstem Zuge zum Entsatze von Mantua gefeierten Grafen Joseph Radetzky zu seinem Generalquartiermeister unter allgemeinem rauschenden Beifall, wählte überhaupt die ausgezeichnetsten und freisinnigsten Officiere aller Farben in seinen Generalstab.

Graf Metternich war jetzt unter der Escorte französischer Gens-

darmen nach Wien zurückgekommen. Die Freundschaft mit Fouché und Talleyrand war immer noch in ihrer Blüthe: Marschall Bernadotte war in diesem Bunde der Dritte.

Ueber die schläfrige Benutzung der Vortheile bei Linz durch seine Sachsen und Würtemberger, trotz der perennirenden Angriffswuth Vandamme's, war der alte Grimm über Napoleons Wetterstrahlen in Botschaften Bernadotte's an Fouché losgebrochen. In den geheimen Gesellschaften des französischen Heeres wucherte die Glut eifrig. Auf die Hoffnungen von Aspern, auf die geheimen Boten des Conventikels der französischen Generale, während des 36stündigen Schlafes Napoleons in seinem Schlosse zu Kaisersebersdorf, hatte Fouché entgegnet: „Was? so stehen die Sachen und wir sollen hier, in Paris, den Anfang machen? Wenn ihr nur zwölf entschlossene Männer habt, so erdrosselt ihn in seinem Bette, werft ihn in einem Sack in die Donau und damit ist Alles gut! — Das Uebrige giebt sich von selbst!" — Bernadotte's unglücklicher Nachtangriff mit seinen Sachsen bei Wagram und das prahlerische Bulletin, das den furchtbar zugerichteten Sachsen vorzüglich den Sieg zuschrieb, hatte Napoleon so in Wuth gesetzt, daß er ihn öffentlich ganz schmählich desavouirte und Knall und Fall von der Armee wegjagte nach Paris. Dort stellte ihn aber Fouché an die Spitze der wieder aufgebotenen Nationalgarde und befahl ihm die Vertheidigung Antwerpens gegen die unsinnige Landung der Engländer mit arrière-pensées, die Napoleon, obwohl der Sieger, in halber Raserei wohl erkannte, aber für den Augenblick klug dissimulirte. Umgab ihn ja doch ungeheurer Glanz, als er zu seiner Geburts- und Namensfeier in Wien (15. August), in der vollen Tactlosigkeit eines Emporkömmlings, mit arger geschichtlicher Unrichtigkeit ein dreifaches goldenes Vließ stiftete, weil er in die drei Hauptstädte, wo es gegründet und restaurirt worden, als Sieger eingezogen sei: in Brüssel, wo Philipp der Gute von Brabant es 1405 gestiftet*), in Wien und Madrid,

*) Belgien hatten zwar Jourdan und Pichegru erobert, Bonaparte aber in Leoben die Abtretung besiegelt.

nach dem Utrechter und Badener Frieden von Carl VI. und Philipp V. restaurirt. Auch der Concordienorden war ein fast kindischer Glücks-Katzenjammer, — vom Primas Dalberg als Vaudevilles-Opferpriester aufgeführt, ohne die sich auf vielen Seiten zu den Füßen öffnenden Abgründe zu gewahren. — Die neugeschaffenen Herzogthümer und Domainen (worunter selbst das herrliche Chambord) weckten sogar in sogenannten Wiener „Bureaukraten“ tiefe Seufzer nach einem ebenso großmüthigen Herrn, den aber natürlich auch die Fortuna ebenso mit ihren Gunst-Cataracten hätte überschütten müssen.

Am selben Sieges- und Festtage, zur nämlichen Stunde, als Napoleon im Rittersaale der Wiener Burg bejubelt, besungen und trompetet, auch aus dem groben Geschütz an drei Tageszeiten begrüßt wurde, fiel Vliessingen nach Monnets tapferem aber fruchtlosem Widerstand und hielt der fromme Tyroler Bauer aus Passeyr mit dem langen schönen Barte, der Sandwirth Andreas Hofer mit Joseph Speckbacher, mit dem grimmig tollen Capuziner Joachim Haspinger, nach der abermaligen Flucht des Marschalls Lefevre, Herzogs von Danzig, seinen dritten Triumpheinzug in Innsbruck zum Tedeum in die Kirche, wo er jetzt schon ein Vierteljahrhundert bei den alten Fürsten des Landes ruht, zwar nicht durch die neuen Fürsten des Landes, das ihnen doch in höchster Noth und schwerverschuldetem Umsturze nochmals eine Zuflucht und Freistätte gegeben hat.

Einen ebenso trübseligen Gegensatz mit diesem Eroberer- und Triumphespomp Bonaparte's bildete das am nämlichen 15. August erlassene Manifest des Kaisers Franz an Heer und Volk: — „Meine geliebten Unterthanen und selbst meine Feinde wissen, daß ich bei dem gegenwärtigen Kriege weder durch Eroberungssucht, noch gereizte leidenschaftliche Empfindung zur Ergreifung der Waffen bewogen wurde.

Selbsterhaltung und Unabhängigkeit, ein Friede, der sich mit der Ehre der Krone verträgt, in dem meine Völker Sicherheit und Ruhe finden, war von jeher der erhabene, der einzige Zweck meines Strebens.

Das wandelbare Glück der Waffen entsprach meinen Erwartungen nicht: der Feind drang in das Innerste meiner Staaten und überzog sie mit allen Verheerungen des unversöhnlichsten Krieges und einer grenzenlosen Erbitterung, aber er lernte dabei den Gemeingeist meiner Völker und die Tapferkeit meiner Armeen kennen und schätzen.

Diese von ihm blutig erkaufte Erfahrung und meine stets gleiche Sorgfalt für das Glück meiner Staaten führten die gegenwärtigen Annäherungen zu friedlichen Unterhandlungen herbei. Meine Bevollmächtigten sind mit jenen des französischen Kaisers zusammengetreten.

Mein Wunsch ist ein ehrenvoller Friede, in dessen Bestimmungen Möglichkeit und Aussicht seiner Dauer liegen. Die Tapferkeit meiner Kriegsheere, ihr unerschütterlicher Muth, ihre warme Vaterlandsliebe, ihr lauter Wunsch, die Waffen nicht eher als nach Erlangung eines ehrenvollen Friedens niederzulegen, können mir nicht gestatten, Bedingungen, welche die Grundfeste der Monarchie zu erschüttern drohten und uns entehrten, nach so großen und edeln Aufopferungen, nach so viel vergossenem Blute für das Vaterland einzugehen.

Der hohe Geist, der die Armee belebt, ist mir und ihr Bürge, daß, sollte der Feind uns dennoch mißkennen, wir den Lohn der Standhaftigkeit einst sicher erlangen werden.“

Comorn, am 16. August 1809.

Franz.

War Oesterreichs Patrioten die allgemeine Constellation der politischen und strategischen Verhältnisse herzzerreißend, so konnte man insonderheit etwas Trübseligeres gewiß nicht auffinden, als das Hoflager des Kaisers Franz in dem schrecklichen, durch die vergelbten und geschwärzten und zu Allem fähigen Mienen der in den Schanzen und Gräben gleich Negersclaven fröhnenden Zigeuner, Juden, Räuber des Bakonyerwaldes und nicht viel bessern Soldaten unheimlichen und mit Recht von Erdbeben und Feuer, Hunger und Pest als Lieblingsfleck auserlesenen Comorn, und da der dortige Aufenthalt durch die steigende Augustglut und durch die reißend zunehmenden Fieber dieser Giftpfützen unerträglich und höchst gefährlich wurde, ging's etwas leidlicher durch den Umzug in das ganz nahe, zwar gleichfalls sumpf-

reiche, schon in den Tagen Matthias Corvins berufene Schloß Tòta oder Totis und den in vieljähriger Wohlhabenheit blühenden Marktflecken To Vàros des gutherzigen Grafen Franz Esterházy, eines von Kindheit an gewesenen Schützlings Maria Theresias, welche ihm in ihrer wohlgemeinten Ehestiftungswuth eine schöne, aber bitterböse Starhemberg vermählt hatte, die ihm aber ein höchst interessanter Schulenburg bald nach der Schweiz entführte, der darauf nach geschehener Reclamation durch den österreichischen Geschäftsträger Herrn von Nagel ausgeliefert und als Entführer und Ehebrecher zum Schwerte verurtheilt, von dem befreiten Esterházy aber losgebeten und mit endlosem Dank überschüttet worden ist. — Esterházy kam nacheinander als goldspeiender Botschafter an den einen und andern italienischen Hof, aber längst in die völligste Vergessenheit, bis er jetzt durch seinen grenzenlosen Eifer für die Verschönerung des kaiserlichen Aufenthaltes wieder in Anerkennung trat.

Freilich war da schwer zu helfen. — Die ödesten waren die Familienverhältnisse selbst. Die schöne, geistreiche und liebenswerthe Kaiserin Maria Louise, in der auf dem Preßburger Reichs- und Krönungstage geschlossenen Rundreise durch die Provinzen überall nach Verdienst angebetet, schwer betrübt, daß noch keine Hoffnung zu einer gesegneten Nachkommenschaft sich zeigen wolle, aber noch immer im Dunkeln über die ruchlose Grundursache, bis eben in Totis der von ihr und ihrer Mutter Beatrix unklug behandelte Leibarzt, Baron Stifft, den fatalen Schleier hinwegriß, war beklagenswerth. Des Kaisers Schlafzimmer hatte sich die reizende Frau recht eigentlich wiedererobern müssen. Franzens Gemüthsversunkenheit war im trübseligsten Abstande gegen Ludovicas Exaltation, die in ihm den ärgsten Widerwillen hervorrief, wie in einer Henne, die Enten ausgebrütet hat und jetzt die Jungen im Wasser sieht, wohin sie nicht nachkommen kann. — Er arbeitete in seinem Cabinet so fleißig wie immer, corrigirte „als wahre Herrscherseele auf seinem Herrscherplatz" jeden Styl- oder orthographischen Fehler, selbe gar oft durch noch schlimmere ersetzend, in Nebenstunden recht gutes Siegellack verfertigend und Kästchen schnitzend. — Eigene Ideen und Pro-

ductivität belästigten ihn niemals. Die einzige Unterhaltung boten jetzt die Fischangel, die Leimruthe und der Vogelherd, wobei der zwölfjährige Niclas Zichy ein treuer Gefährte war, des Finanz- und Armeeministers Söhnlein, trotz seiner Jahre ein wachsamer Kundschafter. Es fehlte der unglücklichen Kaiserin an jeder Aufheiterung und würdigen Zerstreuung, an jeder vertrauten Gesellschaft. Selbst eine Schosulan, wie der Kaiserin Theresia, ließ die Polizei ihr nicht zu: denn diese hatte doch einen Sohn in täglichem und stündlichem Lakaienvertrauen seiner beiden Minister-Nullitäten Sommerau und Hager. Von ihrer Mutter Beatrix hörte Ludovica wahrlich nichts Aufrichtendes, von ihrer Schwester Leopoldine aus Bayern noch weniger Erbauliches. — Ihr Bruder Franz hatte eben frische Lorbeern seiner völligsten Unfähigkeit errungen; dem geistvollen und edeln Bruder Maximilian hatten die Palafox-Grimassen der Wienerischen Bombardementsposse einen bleibenden Falstaffsmakel thrasonischer Bavardage und des vollsten Fiasko angehängt. Der Kaiser hatte ihn im Hauptquartiere Horn gar nicht vorgelassen, sondern zu nichtssagenden Organisationen bis nach Hermannstadt weggejagt. Der Bruder Ferdinand hatte sich mit einer auserlesenen, Poniatowsky weit überlegenen Heeresmacht in Warschau die fast unbegreifliche schmähliche Verjagung zugezogen, die er jedoch 1846 als Generalgouverneur Galiziens auf die greulichste Weise noch überbot. Der jüngste Bruder, Carl Ambros, ein wunderliches Gemisch von lebhaftem Geiste, vieler Wißbegierde, gewaltthätiger Weltlichkeit und ächt italienischer Geistlichkeit, Erzbischof von Gran und Primas in Ungarn, kam, von ungarischem Fieber ergriffen, schon krank nach Totis und starb daselbst bei seiner ohnehin bis in den Tod betrübten Schwester am 2. September 1809. — Mit dem Erzherzoge Carl in Teschen bestand gar keine Communication mehr. Der Erzherzog Johann kam häufig aus seinen Hauptquartieren Tschakathurn und Kesztheły herüber, um das völlige Zerwürfniß in des Kaisers nächster Umgebung mit anzusehen und vor Vertrauten, wie der so eben aus Tyrol zurückgekommene Hormayr, wie seines Bruders trefflicher Adjutant Alexander Kisfaludy, der erste lyrische und elegische Dichter,

Bruder des Dramatikers Carl Kisfaludy, wie Nugent und Mayer, darob zu lamentiren. Was der Kaiser über Wagram und über das Zuspätkommen denken sollte, wußte er selbst noch nicht: das Rad der Erzherzoge war noch nicht im Drehen, aber der Palatin Joseph und Johann standen die nächsten daran. Der Erzherzog Johann hatte hier wenigstens das Glück, den Confusions-Großhändler Nugent aus seinem Generalstabe loszuwerden. Diesen talentvollen und tapfern, aber tristen Pagliazzo nahm (aller Welt höchst unerwartet) der Graf Clemens Metternich zu sich, als Mitunterhändler zu den in Altenburg begonnenen Friedensunterhandlungen: wohl in einem Anfalle satyrischer Laune und nur zu gerechter Indignation über den tragischen Ausgang dessen, was Fouché und Talleyrand so groß gedacht und Metternich so richtig eingefädelt hatte.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

1. Der Gesandtenmord zu Rastatt v. Reichlin
2. " " " " Mendelssohn B.
3. Offenes Sendschreiben an die Ultramontanen Baierns & Deutschlands, von einem Ultramontanen
4. Joseph II u. die belgische Revolution v. Lorenz
5. Kaiser Franz & Metternich von Hormayr.

Wien am 25 April 1876

[illegible]